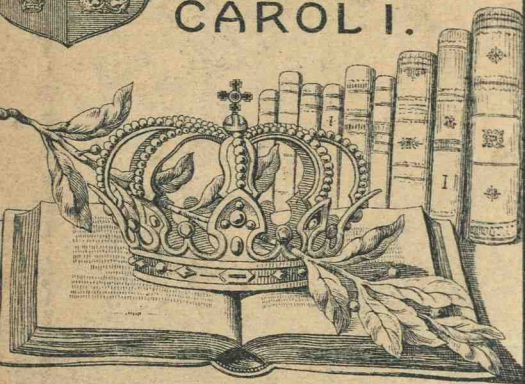




BIBLIOTECA  
FVNDATIVNEI  
VNIVERSITARE  
CAROL I.



Nr. Inv.

969 - 2751. B

Secțiunea

XI

Raftul

B

J.V. Socecă, București.

In. 969

1256

# Ausgewanderte.



Roman in vier Büchern

von

**Wite Krennik.**

Zweiter Band.



BIBLIOTECA  
J. AL. CANTACUZIN



Bonn,  
Verlag von Emil Strauß.  
1890.

108266

9/953

Biblioteca Centrală Universitară  
B  
STI  
Coia: 80 524  
Inventar: C108 266

Re 244/02

**B.C.U. Bucuresti**



C108266

## Drittes Buch.





## 1. Kapitel.

**D**er Septemberabend senkte sich früh in das enge Prachowathal. Lisa saß auf dem großen Balkon des Sinajahotels und sah die Helle hinter dem waldigen Berge ihr gegenüber langsam verschwinden. Es war derselbe Berg, den sie als Kind so oft angestarrt, aus dessen Waldspitzen sie sich Gestalten gebildet, der ihr bald graufig, bald lieblich vor Augen gestanden und dessen einzelne Baumpartien sie so genau kannte, daß sie mit geschlossenen Lidern sie hätte zeichnen können.

Hatte ihre Mutter je in so überwältigendem Glücke auf diese schweigende großartige Natur geschaut? Hatte auch ihrer Mutter Herz je so gebebt vor unaussprechlicher Wonne? Sie ließ den Kopf auf die Arme sinken, welche sie auf das breite Geländer gelegt, und seufzte tief. Nein, solch' Glück, solch' unfaßbare Seligkeit hatte nie Jemand vor ihr empfunden! Sie war ja seine Frau! Ihr gehörte alles, da er sie liebte. Und ihr war nicht einmal bange, das es je aufhören könne — nein, eine so mächtige Quelle versiegt nicht: ausgedörnt

werden nur die schwachen Wasserfäden — der Donau-  
strom rauscht und braust in unendlicher Fülle seit  
Menschengedenken! Und Radu und seine Liebe waren  
mächtiger als die Donau! Womit konnte sie es nur ver-  
dienen? O, sie war weder schön noch klug genug für  
ihn, sie war nur überhaupt etwas, weil sein wunder-  
bares Auge auf ihr geruht. Nachts, wenn er im tiefen  
Schlafe lag, saß sie aufrecht in ihrem Bette und horchte  
auf seine regelmäßigen Athemzüge, sie schienen alle  
etwas zu sagen; und wenn der Morgen das erste Licht  
durch die Fenster und die weißen Vorhänge schickte,  
dann richtete sie sich wiederum auf und blickte ihn an.  
Er war gewiß sehr schön, ihr aber sah er nur sehr lieb  
aus. So charakteristisch, so, wie kein anderes Menschen-  
gesicht, war sein Antlitz! Und so blickte und horchte  
sie jede Nacht, und ihr war, als ob sie an seiner Seite  
nie würde schlafen können, als hätte sie in den vier-  
zehn Tagen, seitdem sie seinen Namen trug, noch nie  
die Augen geschlossen — und doch ward sie nicht müde.  
Nein, in keiner Sprache, von keinem Dichter hätte es in  
Worte gefaßt werden können, was ihre Liebe und ihr  
Glück war; es saß so in jedem Blutstropfen, so tief  
innerlich in dem, was ihrem Organismus Leben gab,  
daß es sich verflüchtigen mußte in der Luft, die dem  
Ton zum Worte nöthig.

Und doch war ihr Hochzeitstag nicht eigentlich schön  
gewesen! Kein Verwandter hatte der Civiltrauung in  
Bukarest beigewohnt; außer der lieben Frau Schmitt  
waren lauter zufällig Anwesende Zeugen gewesen, und  
in Kronstadt waren sie Beide ganz allein inmitten Fremder

firchlich getraut worden. „Was macht es?“ hatte er gesagt, und plötzlich hatte auch sie gefühlt, daß es nichts machte, ja, sie hatte mit einem Male den Zauber verstanden, der darin lag, daß sie allein waren!

Er brauchte ihr alles nur zu sagen, dann verstand sie es — freilich, sagen mußte er es, allein fand sie nichts! Sie war eine unselbständige Natur, das hatte er ihr auch gesagt, und nun war sie dessen so froh: sie war nichts als sein Geschöpf, wie eine richtige Frau sein soll; durch ihn sah, hörte, dachte und fühlte sie! Er war ihr so unendlich überlegen! Sie wagte ihm auch nie zu widersprechen wie früher, ja sie wagte ihm nicht zu sagen, was sie alles über ihn dachte. Es war so ganz etwas anderes; er war aber jetzt wirklich ihr Herr, davon hatte sie doch keine Ahnung gehabt, daß man so zu einem Menschen aufsehen könne, so abhängen von jedem seiner Worte!

Und wie freute sie sich, so oft er etwas an ihr schön fand! Es war doch ein großes Glück, daß der liebe Gott ihr etwas gegeben, was ihm gefiel!

Heute war sie zum ersten Male allein. Er war am Abend zur Stadt gefahren, da am morgigen Tage der Proceß Schmitt's am Cassationshofe verhandelt wurde. Wie gut von ihm, daß er sich der armen, unglücklichen Leute so annahm; er war überhaupt die Güte selbst; in anderer Art als andere Menschen, aber das war eben seine Art. Früher hatte sie das nicht begriffen, jetzt würde sie nie mehr an ihm gezweifelt haben. Auch seine Güte war großartiger als diejenige gewöhnlicher Sterblicher. —

Radu hatte nicht die Langathmigkeit des Genießens, wie seine Frau; nach dem vierzehntägigen Stilleben, so neu und anziehend es auch gewesen, fand er eine Abwechslung schon recht angebracht.

Es war zehn Uhr Abends, und da es ihm zu früh schien, sich schon schlafen zu legen, schlenderte er vom Hotel über den Boulevard und trat in ein Café chantant. Die Productionen desselben waren mehr als fade; er wollte gerade gehen, als eine blonde Französin auftrat, deren Haarfarbe ihn merkwürdig an Anna Schmitt erinnerte. Er ging hinter die Couliſſe, um sich zu erkundigen, ob sie bald frei würde; dort sah er eine sehr niedliche junge Schwester derselben auf einem Kasten sitzen und weinen. Radu fragte nach ihrem Kummer, der mit zwanzig Frank zu stillen war, und verabredete sich dann mit Beiden, daß er um zwölf Uhr sie abholen und mit ihnen nach der Villa Regala zum Souper fahren würde. Vorher ging er noch in's Hotel, um sich mit Geld und Cigaretten zu versehen.

In der Villa Regala ließ er Champagner kommen, bis die Mädchen berauscht waren; daran hatte er seinen Spaß und dachte einen Augenblick, wie lustig es sein würde, so etwas seiner sentimentalen jungen Frau zu zeigen. „Ist doch etwas possirlich Gemeines, diese Menschennatur, dies sogenannte Ebenbild Gottes!“ sagte er bei sich; dann ließ er die beiden Mädchen in die Stadt zurückfahren, und setzte sich selbst auf den Balkon, um sinnend und rauchend den Morgen zu erwarten. Als es hell wurde, schlenderte er zu Fuß über die Chaussee, bis er einen Wagen fand, und lag um sieben



Uhr in festem Schlaf im Hotel; er brauchte ja erst um zwölf Uhr am Cassationshof zu sein.

Es war sein erster Proceß! Er hatte die Memoiren mancher Advocaten und Rechtsgelehrten gelesen und wußte, daß sie Alle im Anfange ihrer Laufbahn den Fehler gemacht hatten, zu lange zu sprechen, zu viel Argumente anzuführen — Er entschloß sich deshalb, höchstens eine Viertelstunde zu sprechen; auch hatte er sich nur ein einziges Argument zur Cassirung herausgesucht, dies aber schien ihm unanfechtbar. Wenn nur der bisherige Anwalt Schmitt's, ein alter Esel in Radu's Augen, nicht durch eine lange Sauce ihm alles verdürbe! Diese Dummköpfe hörten sich so gern sprechen und schläfernten die Richter nur ein!

Während Radu auf's Gericht fuhr, sann er über ein Mittel nach, ihn unschädlich zu machen — ja, das ging: Er trat an den älteren Collegen, den er im Wartezimmer fand, heran und fragte ihn leise: „Sie haben heute doch weiter nichts vor?“

„Freilich, drüben am Handelsgericht ein Plaidoyer.“

„Ich habe eben in Erfahrung gebracht, daß unser Proceß der siebente ist, da kommen wir heute vielleicht garnicht dran, denn als erster auf der Tagesordnung steht der große Fokschaner Proceß; wir werden den ganzen Tag erwarten.“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Hab' es eben erfahren, aber verrathen Sie mich nicht.“

„Wollen Sie mir dann den Gefallen thun und hier warten? Schlimmstenfalls lassen Sie mich schnell

holen. Drüben kommt mein Proceß vielleicht eher dran. Der siebente — nein, dann ist es heute noch nichts damit!“

Kaum war der alte Boltu fort, da begann die Sitzung, und der Schmitt'sche Proceß wurde als der erste aufgerufen.

Kadu's Argument zur Cassirung war augenfällig, ein grober Procedurfehler des Appellhofes; auf das Sachliche des Urtheils wurde garnicht weiter eingegangen, weder von ihm noch von den Richtern; in einer knappen Stunde war die Cassation ausgesprochen, und der Proceß zu neuer Verhandlung dem Bukarester Appellgericht überwiesen.

Kadu ging jetzt auf's Handelsgericht und theilte seinem Collegen mit, daß die Schmitt'sche Sache gewonnen, und daß er vorhin falsch informirt gewesen sei; nun gälte es, dieselbe auch beim Appellgericht durchzubringen. Boltu war mit dem Resultat zufrieden und hatte nichts dagegen, daß er nicht zu Worte gekommen war.

Kadu fuhr nun zu Frau Schmitt; Anna sah aus dem Fenster, und er nickte ihr von der Straße aus „Ja“ zu.

„Wirklich?“ fragte sie. Sie war ihm bis an die Hausthür entgegengekommen und hatte Thränen in den Augen. Er zog sie in's Zimmer. „Ja, cassirt; aber nun gilt's gewinnen!“

Sie streckte ihm beide Hände hin.

„Das verdanken wir Ihnen! Aber wie kann ich Ihnen danken?“

Sie war in großer Erregung. Er sah sie lange an, ohne etwas zu sagen.

„D,“ stieß sie endlich heraus, „und Sie sind deswegen aus Sinaja gekommen und haben Ihre junge Frau allein gelassen!“

„Wir haben uns ja noch das ganze Leben,“ erwiderte er.

Es war unglaublich, was für eine Macht die Frau über ihn besaß! Er hatte es sich genau zurechtgelegt, daß er vor ihr niederknien und sie bitten würde, ihn durch einen Kuß zu belohnen, und nun fand er die Worte nicht. Sie aber ahnte so genau die Gefahr, in der sie Beide waren — auch sie, in ihrer dankbaren Erregung —, daß sie die Kinder rufen wollte. Er hielt sie jedoch an der Thüre an und sagte, fast gegen seinen Willen, indem er ihr beide Hände küßte: „Aber welch' Unrecht wäre es denn, wenn Sie mir nur einen einzigen Kuß gäben, nur als Dank . . .“

„Es wäre gewiß kein Unrecht,“ erwiderte sie, dunkelroth, indem sie sich frei machte, „aber lieber einmal vor Lisa, nicht so heimlich!“

In ihm jedoch kämpften Unmuth und Lust, und als sie mit einem Kinde an der Hand wieder eintrat, sah sie den veränderten Ausdruck seines Gesichtes, und es durchzuckte sie mit Entsetzen: Wenn sie sich nun an ihm einen Feind gemacht hatte? Ach Gott, wer konnte ihr sagen, was sie thun sollte! Wie schrecklich traurig, daß sie diese unerwartete Hülfe nur dem Umstande verdankte, daß sie noch eine leidlich hübsche Frau; wie traurig, daß

ein Mann, der so gut und klug war wie Sopholides, so unbezwingbare Instincte hatte! Die arme kleine Lisa!

Radu fuhr gleich darauf fort, getränkt und enttäuscht, und Anna blieb in verzweifelter Stimmung zurück. Sie war fest entschlossen, eine auch im letzten Gedanken reine Frau zu bleiben, und doch klopfte ihr zum Troß das Herz so bang — Ja, es hatte ihr doch geschmeichelt, daß er sich nach einem Kuß von ihr gesehnt, und seit ihr eigener Mann ihr Untreue zugetraut hatte, schien es ihr garnicht mehr so haarsträubend, so entsetzlich, einen jüngeren Mann zu lieben. Man mußte es doch für möglich halten in der Welt; vielleicht war es besseren Frauen als ihr passirt! Natürlich würde sie nie so weit sinken, verächtlich zu sein, aber für die Liebe — konnte sie für die Liebe, falls sie kommen sollte?





## 2. Kapitel.

**A**uf Anfang October war eine große Versammlung der conservativen Parteien nach Bukarest einberufen. Das Comité der Patria hatte alle seine Anhänger herbeigeholt, denn es galt, sich für die Wahlcampagne zu rüsten und das Programm zu vereinbaren; die brennendste Frage war die: welche Stellung soll die Partei dem auf Rumänien bezüglichen Paragraphen des Berliner Vertrags gegenüber einnehmen?

Die Majorität der Presse schrieb einfach: „Nie und nimmer erkennen wir das Protokoll des Congresses an; man hat uns verrathen und verkauft!“ Malfaki, das Haupt der Opposition, sah, daß dies wüste Geschrei die Partei vor Europa compromittiren mußte; er war aber ein so leidenschaftlicher Antisemit, daß er jedesmal, wenn er sich daran machte, einen gemäßigten Artikel für die Patria zu schreiben, gegen Ende doch in einen Ton verfiel, der ungefähr dem Vorschlage Deliu's, alle Juden in der Donau zu ersäufen, gleichkam.

„Ach was, Deliu,“ hatte Radu diesem schon bei den ersten Discussionen entgegnet, die sie während des Sommers in Frau Schmitt's kleiner Stube gehabt hatten, „Sie können keinem Huhn den Hals abschneiden und führen solche Redensarten?“

„Nein, einem Huhne nicht,“ fiel Frau Schmitt ein, „auch einem Juden persönlich nicht — hat er nicht neulich den armen Weßler, der ohne Unterkommen war, bei sich aufgenommen?“

„Aber wenn sich's um unsere Nation handelt!“ rief Deliu aus.

„Es handelt sich ja garnicht um unsere Nation, Deliu! Auch sind wir ja als Nation keinen Pfifferling werth und gehen so wie so zu Grunde — verdienen's auch, wenn wir es nicht mit den Juden aufnehmen können!“

„Das kann kein echter Rumäne sagen,“ fuhr Deliu auf, „— nur so ein hergelaufener Grieche,“ setzte er leise hinzu.

„Ich bin, glaube ich, mehr Rumäne als Sie! Jedenfalls hab' ich im Kriege mein Leben daran gesetzt, um das Vaterland zu vertheidigen!“ erwiderte Radu hochmüthig.

Für Deliu war Radu ein Dorn im Auge, ein Gegenstand des Widerwillens, wie er noch nie einen gesehen. „Ein mit allen Lastern der Phanarioten behafteter Parvenü!“ nannte er ihn einmal in seinem Aerger.

Und nun, im October, traf er ihn fast täglich auf der Redaction der Patria, denn Radu hatte sich zu

einer Art Secretär des Comités gemacht. Seine ganze Arbeit wurde Deliu verhaßt, weil er auf Befehl des Comités Artikel von Sopholidés aufnehmen mußte. Die Regierung, ja beinahe Rußland waren ihm nicht mehr so zuwider, seitdem Sopholidés sie angriff. „Der Mann hat nicht Treu und Glauben, er ist ein Jesuit!“ klagte er seinem Freunde Bessy, der eigentlich nicht begriff, warum er sich überhaupt mit dem eleganten Stutzer abgab, da er nicht wußte, wo Deliu am empfindlichsten durch Radu getroffen ward. Als Deliu zum ersten Male vor Frau Schmitt in verächtlichem Tone von Radu gesprochen, hatte sie kurz und bestimmt erwidert, sie sähe in Sopholidés den Retter ihres Mannes und würde nie dulden, daß man in ihrer Gegenwart gehässig gegen ihn redete! Nie war Anna Schmitt so hart gegen Deliu gewesen — Radu der Retter ihres Mannes! — Radu galt ihr jetzt mehr als er selbst, der alte bewährte Freund! — Ja, sein Herzblut hätte er für sie hingegen, denn er lebte durch sie und für sie — aber da kam der Andere, elegant, leichtlebig, warf mit kostbaren Blumen um sich, sprach einmal mit seiner ekelhaften Suada ein paar Worte vor Gericht, und da das Urtheil cassirt worden — das wäre ohne ihn sicher auch geschehen —, war er der Retter, sein Name durfte nicht ohne Hochachtung ausgesprochen werden!

Radu war seit Anfang October in der Stadt; er hatte sich eine möblirte Wohnung gemiethet, die erste Etage eines großen Hauses an der neu umgetauften Victoriastraße. Der ganze Verkehr der Stadt brauste daran vorüber, und wenn Radu auf dem kleinen Balkon

vor seinem Arbeitszimmer saß, wo ihn das betäubende Wagengerassel auf dem harten Pflaster halb taub machte, war er ganz glücklich. Der Sehnsucht Lisa's nach einem Hause mit Hof und Garten in einer ruhigen Straße begegnete er mit der Versicherung, daß ein Advocat mitten in der lärmenden Stadt wohnen müsse; auch hätten sie ja den Vortheil, alles, was geschähe, auch den auf Ende des Monats angeetzten Einzug, sehen zu können. Lisa fand nur die ruhelosen Nächte unbehaglich, denn das Wagengerassel hörte auch Nachts nicht auf und erschütterte das Haus so, daß es sie oft nicht schlafen ließ. Da Radu jedoch nichts davon merkte, erklärte auch sie die Wohnung für reizend. Wenn er zufrieden war, kam es wirklich auf nichts weiter an.

Sie hatte manche Schwierigkeit bei der Wahl der Dienstboten. Radu hatte gesagt: „Vor allem einen ausgezeichneten Koch, denn wo man die Menschen gut füttert, kommen sie gern wieder!“ Nun hatte sich bei Lisa ein französischer Koch mit den besten Empfehlungen gemeldet, welcher lange bei Frascati gekocht; sie engagirte ihn, er war aber so entsetzlich anspruchsvoll, daß sie ihm gegenüber ganz rathlos war. Außerdem war sie überzeugt, daß er tränke. Radu meinte, stehlen und trinken thäten alle Köche; übrigens sei das Lisa's Departement, sie kümmerge sich ja nicht um seine Proceffe, also auch er nicht um ihre Wirthschaft; mit dem Essen sei er sehr zufrieden.

Auch den Diener erklärte Radu für ganz vortreflich, allein derselbe that überhaupt nur etwas, so lange der Herr im Hause war; nachher war er verschwunden.



Mehr Glück hatte Lisa mit ihrer Jungfer; die nahm sich eigentlich des ganzen Hauses an, sie war eine Deutsche, die dort Schiffbruch gelitten, eine stille Person, die für ihr bei einer Freundin untergebrachtes Kind arbeitete. Ein Unglück, daß Radu die Person nicht leiden mochte, vielleicht weil Lisa ihm einmal erzählt, daß sie einen Haß auf alle Männer, speciell die „Walachen“, geworfen hatte.

„Wie darf sie Dir das sagen!“ entgegnete er ganz empört. „In Deiner Stelle schickte ich sie fort und nähme mir eine Französin. Ich finde Dich ohnehin etwas spießbürgerlich und schwerfällig frisirt; sieh Dir doch die anderen jungen Frauen an!“ —

Radu war erstaunt, daß ihm nicht gleich die Klienten zuströmten, obwohl er sich als „Absolventen der Pariser Facultät“ in allen Zeitungen angekündigt hatte. Mehr Glück hatte er bei der Patria. Malfaki war entzückt von seiner leichten Feder und hatte gleich im Klub Sopholides für einen jungen Mann erklärt, der eine große Zukunft habe und eine Stütze der Partei zu werden verspreche. Bei ihm hatte Radu sich mit der Bitte eingeführt, ihm die politischen Proceffe der Partei zu übertragen; er stelle sich überhaupt der Partei zur gänzlichen Verfügung und verpflichte sich zu einem monatlichen Beitrage von zweihundert Frank für die Patria.

An demselben Tage gab Malfaki seine Karte bei Lisa ab, und Radu war stolz darauf, diesen steifen Aristokraten erobert zu haben.

Im Comité der Patria ging alles nach Radu's Wunsch; er spielte von Anfang an eine große Rolle,

und die Regierung ward auf die malitiösen Angriffe aufmerksam, die er in einer Reihe von Artikeln gegen den Justizminister inscenirte. Er hatte sich die Junius-Briefe zum Vorbild genommen und unterschrieb sich auch „Junius“. Malfaki fand den Gedanken geistreich und nicht einmal anmaßend. „Der Junge bringt's weit, der hat Talent!“ hieß es in den conservativen Kreisen.

Kadu hatte ein unglaubliches Bedürfniß, immer von sich zu sprechen, er wiederholte Lisa alles, was er im Klub und auf der Redaction über sich gehört, und theilte ihr seine Pläne mit.

„Mir ist die Hauptsache, daß die Regierung mich satt bekommt und auf irgend eine Art unschädlich zu machen sucht, denn mit diesen alten Rußknackern von Conservativen kann ich doch nichts ausrichten. Diese Malfaki's haben nicht einmal in ihrem Wahlkreise die Oberhand! Aus der Nachwahl, bei der George seinen Localeinfluß für mich aufbot, ist ein Erzrother hervorgegangen! Sie sind unfähig — besonders George — versprechen alles und kümmern sich um nichts. Will ich also im Frühling bei den Neuwahlen ganz sicher gehen — die neue Kammer ist eine Constituante, welche die Verfassung dem Berliner Congreß gemäß abändern soll — so muß ich Anschluß an die Regierung suchen! Gegen dieselbe bringt mich Niemand durch. Einmal gewählt, kann ich ja meine Meinung ändern.“

„Aber ist das ganz richtig?“ fragte Lisa unsicher.

„Du hast ein Recht, Dir diese Frage vorzulegen, ich selbst habe es gethan! Aber da fiel mir Papst

Gregor VII., so ein rechtes Schulbeispiel, ein: Du weißt doch, wie er vor der Papstwahl war, wie nachher?"

Lisa entsann sich. Natürlich, Radu hatte ihr schon einmal gesagt, nicht die spießbürgerliche Moral als Maßstab in der Politik zu gebrauchen, und das beruhigte sie.

Radu's Hauptaugenmerk war also darauf gerichtet, bei der großen konservativen Versammlung eine der Regierung die höchste Verlegenheit bereitende Rede zu halten, die ihm zugleich die Anerkennung des Patriacomitès von Neuem sichern sollte. Es war garnicht so leicht, etwas ganz Neues herauszufinden, denn „Verrath“, „Verkauf“, „Auslieferung an die Fremden“ war schon so entsetzlich abgenutzt. Auch wollte er etwas sagen, was dem Vertreter irgend einer ausländischen Macht schmeichelte, denn ohne solche Protection war später nichts Rechtes zu machen. Sollte er einfach den Fürsten angreifen? Auch das war schon abgenutzt, aber vielleicht war es doch vortheilhaft, einige Drohungen an die Adresse der Krone mit einzuflechten. Er war ein junger Mann, und als solchem stand es ihm, republikanischen Grundsätzen zu huldigen und Frankreich, dem er seine Bildung verdanke, einige Complimente zu machen, denn so etwas pflegte sehr beklatscht zu werden. Aber gerade Waddington, der französische Vertreter auf dem Berliner Congreß, hatte die leidige Judenfrage auf's Tapet gebracht — allein das ließ sich allenfalls mit einer Phrase auf Deutschland schieben, welches immer unpopulär war; oder er konnte sagen, Waddington habe

998801  
Kremitz, Ausgewanderte. II.

2



darin den Gefühlen der Sympathie, die ganz Frankreich für Rumänien hege, entgegen gehandelt.

Radu ging auf dem Balkon auf und ab, rauchte eine Cigarette nach der andern an, um sie gleich darauf wieder fortzuwerfen — Das alles war immer noch nicht die Idee, die er brauchte! — Einen Augenblick erwog er, ob er nicht, um Clat zu machen, plötzlich begeistert für die Juden sprechen solle — aber es war zu unpopulär! Sonst, sagen ließe sich viel dafür: „Uns fehlen die Arbeitskräfte, wir klagen über Mangel an Bevölkerung — nehmen wir die, welche wir haben! . . . .“ Ja, wenn er ein gebildetes, politisch reifes Publicum hätte!

Ihm gegenüber, auf der andern Seite der Straße, wohnte eine Dame, die nicht gerade der besten Gesellschaft angehörte. Sie hatte sich, seitdem Radu dort eingezogen, sehr viel am Fenster zu thun gemacht und war auch von ihm bemerkt worden. Jung und hübsch war sie eigentlich nicht, aber sehr elegant und kunstvoll geschminkt; es schmeichelte Radu, daß sie sich so viel mit ihm beschäftigte. Sein Hin- und Hergehen auf dem Balkon schien sie sehr zu interessiren, und schließlich machte sie ihm ein nicht mißzuverstehendes Zeichen. Er blickte durch's Fenster in seinen Salon, ob seine Frau oder eins der Dienstboten drin wären, und schüttelte dabei lächelnd den Kopf. Sein Gegenüber zuckte die Achseln und zeigte ihm mit ironischem Lächeln einen kleinen Pantoffel, um ihm anzudeuten, was er sei. Das durfte er sich nicht gefallen lassen — Er unter der Botmäßigkeit seiner Frau? Nein, das wollte er der Dame sofort beweisen,

und wenn seine Frau tausendmal am Fenster stände! Er nahm seinen Hut und ging hinüber.

Lisa hatte es nicht bemerkt. Ihr Mann hatte ihr in der Frühe gesagt, daß er ungestört arbeiten müsse; deshalb hatte sie den Wagen benutzt, der monatsweise gemiethet war und den ganzen Tag angespannt im Hofe hielt, und war zu Anna Schmitt gefahren. Sie sehnte sich nach der Freundin und mußte sie überdies nach ihrer neuen Adresse fragen, denn Schmitt's wollten zu St. Dè-mètre umziehen.

Frau Schmitt befand sich in der peinlichsten Lage. Der Termin ihres Mannes am Bukarester Appellhof nahte heran; sie hatte die Ueberzeugung, daß der Proceß gewonnen würde, wenn Radu sich herbeiließe, ihn zu führen. Radu hatte sich aber nicht mehr blicken lassen, sondern die Acten dem bisherigen Rechtsbeistand Schmitt's, Herrn Voltu, zurückgeschickt. Konnte sie ihn jetzt bitten, sich ihrer noch weiter anzunehmen? Nein! Und doch, wenn sie es nicht that, und ihr Mann verlor, dann war sie daran schuld! Jeden Tag hatte sie auf Radu's Wiederkehr gewartet, seitdem er damals erzürnt davon-gegangen war, weil sie ihm den Ruß verweigert hatte; bei jedem unerwarteten Geräusch, bei jedem Wagen, der in ihre Nebengasse einbog, hoffte sie, er müsse es sein! Wie oft hatte sie im Geiste mit ihm gesprochen, während sie Nachmittags am Stickerahmen saß — sie arbeitete für ein großes Modegeschäft —, und doch wollte sie nicht an ihn denken; sie fand es unwürdig, daß er sie zuerst mit seiner Güte überschüttet und plötzlich launisch vernachlässigt hatte; allein immer wieder mußte sie sich fragen, ob

das wohl eine Kriegslist von ihm sei. Ob er gewußt, daß er nun ihre Gedanken an sich gebannt hielt? Durch Deliu hatte sie erfahren, daß er schon seit drei Wochen in der Stadt war; würde er auch seine Frau verhindern, sie aufzusuchen?

Als sie Lisa's Wagen vorfahren sah, ward sie dunkelroth vor Freude und Schreck — Er kam!

Nun war es wenigstens seine Frau. Ehe Anna die Küchenschürze abgebunden hatte, war Lisa schon im Hause und fiel ihr stürmisch um den Hals.

Nichts hätte Anna Schmitt so rühren können, als diese Liebfosung und die Thränen der jungen Frau, die vor ein paar Wochen noch als Mädchen bei ihr gewesen. Das Mütterliche in Anna gewann die Oberhand; sie vergaß sich und ihre eigenthümliche Beziehung zu Radu über Lisa.

„Mein Kind! Mein Töchterchen!“ rief sie aus und sah ihr in die Augen.

„O, Sie wissen nicht, wie glücklich ich bin!“ flüsterte Lisa und versteckte ihren Kopf an Anna's Schulter.

„Wenn Du doch ‚Du‘ zu mir sagen könntest! Ich wäre so froh — ich könnte ja beinahe Deine Mutter sein!“

„O nein!“ entgegnete Lisa lächelnd, „Sie sehen ja aus wie ein ganz junges Mädchen!“

„Das macht das blonde Haar,“ erwiderte sie und brach das Thema ab. „Ich habe schon gehört, daß Du eine Wohnung mitten in der Stadt genommen hast; wie gefällt sie Dir?“

„Wunderschön! Aber ich möchte Sie — Dich —

um Rath fragen . . . .“ Nun begann sie mit einer Fülle von wirthschaftlichen und häuslichen Fragen. „Könntest Du nicht zu mir kommen, vielleicht heute bei uns essen?“

Anna erwiderte, sie habe sich zum Gesetz gemacht, nie ohne ihren Mann auszugehen. „Natürlich besuche ich Dich einmal; wann störe ich Dich am wenigsten und finde Dich allein?“ fragte sie erröthend. Wie furchtbar war der Gedanke, Radu zu treffen!

„Am liebsten morgens.“

Vom Proceß sprachen sie Beide nicht; Lisa wagte es nicht, weil es den Anschein haben könnte, als erwartete sie Dank für ihres Mannes Bemühungen. Sie begrüßte die Kinder, die sie gut aussehend und größer geworden fand, und da es mittlerweile zwölf Uhr geworden war, mußte sie sich beeilen, um zum Frühstück wieder zu Hause zu sein.

Anna sah ihr nach, wie sich das Glück in jeder ihrer Bewegungen aussprach, wie elegant ihre Erscheinung, ihr Wagen war; sie fühlte keinen Neid, aber es schied jetzt eine Kluft die beiden Frauen — Zuviel Sonne auf der einen Seite!

Was sollte sie thun in Bezug auf ihren Proceß? Ihr Mann zählte darauf, daß Radu für ihn plaidirte. War es besser, wenn er hinging, um mit dem jungen Advocaten zu reden, oder sollte sie selbst gehen? Beides schien nicht das Rechte. Aber wenn sie ihm schriebe? Sie erfuhr dann wenigstens nicht die Kränkung einer persönlichen Zurückweisung. Auch für Radu war ein kurzes schriftliches Bedauern leichter als ein mündliches Nein. Sie setzte sich sofort an ihren Tisch und schrieb:

„Hochgeehrter Herr!

Wenn Sie wüßten, wie peinlich es mir ist, mich an Sie zu wenden, würden Sie mir keinen Augenblick zürnen; das feste Vertrauen allein, daß nur Sie uns vor dem drohenden Unheil bewahren können, giebt mir den Muth dazu. Sie haben uns einmal gerettet; können und wollen Sie es ein zweites Mal? Uebermorgen ist der Termin unseres langwierigen Processes vor dem hiesigen Appellhof, wollen Sie meines Mannes Vertheidiger sein? Ich bitte Sie von ganzem Herzen darum und werde stets bleiben

Ihre

dankbar ergebene

Anna Schmitt.“

Sie fügte als Postscriptum hinzu: „Durch Ihre Bücher haben Sie mich zur begeisterten Verehrerin Ihres großen Philosophen gemacht!“







### 3. Kapitel.

**W**adu war von dem Besuche bei seinem Gegenüber wieder zurückgekehrt. Die Dame war wirklich garnicht so übel, und sie mußte eine Fülle von Klatsch, der höchst amüfant war. Sie war die Geliebte eines Geheimpolizisten, und er schien vor ihr keine Geheimnisse zu haben. Die Person konnte ihm einst nützlich werden, denn ein politischer Mann muß womöglich überall Bezugsquellen haben, und sie wollte vor ihm paradiren mit ihrem Wissen.

Als er erfuhr, daß Lisa bei Frau Schmitt gewesen, fragte er, ob die langweiligen Leute etwa erwarteten, daß er noch einmal umsonst für sie plaidire? Lisa sah ihn ganz erschrocken an und wagte nichts zu sagen. Er fuhr fort: „Weißt Du, Li, die Leute hätten sich doch in irgend einer Weise mir dankbar erweisen können; sie sind nicht einmal gekommen, mir einen Besuch daraufhin zu machen! Ich bin wahrhaftig ein gutmüthiger Mensch und nehme mich Aller an, aber man muß mir doch wenigstens Dank wissen!“

„Haben sie Dir garnicht gedankt, Du guter Radu? Und ich bin daran schuld, daß Du Dich so umsonst gemüht hast. Deshalb also war Anna so verlegen, als ich kam, und sprach kein Wort vom Proceß!“

„Man darf sich den Leuten mit seinen Gutthaten nicht aufdrängen. Vielleicht meinen sie, ein Anderer macht es besser. Es ist zartfühlender von mir, mich zurückzuhalten.“

„Gewiß, Radu, Du hast Recht.“ Auch er war überzeugt davon.

„Ich habe es Dir nur nicht sagen wollen, aber die Sachen liegen garnicht so klar; ich bin fast davon überzeugt, daß Schmitt, wie all' die Ausländer, die herkommen, um uns auszubeuten, betrügerische Absichten hatte.“

„Ach, Radu, wirklich?“ fragte Lisa ganz entsetzt.

„Und die Frau — die Sache mit Deliu ist doch auch nicht in Ordnung. Ich will es der armen Frau gewiß nicht verübeln, wenn sie sich Trost sucht — ich bin der Letzte, der über so etwas den Stab bricht —, bloß ihren Geschmack kann ich nicht loben!“ Und er schnitt ein Gesicht, daß Lisa gegen ihren Willen lachen mußte, obgleich sie „Pfui, Radu!“ sagte.

„Du bist ein Kind, Du siehst und hörst nichts, aber ich merke so etwas auf den ersten Blick.“

„Nein, von Anna Schmitt kann ich nichts Schlechtes glauben!“ erwiderte sie bestimmt.

„Das ist ja auch weiter nichts Schlechtes!“

„Ich habe sie am Todtenbette ihres Kindes gesehen — nein, nein, Radu!“

„Was beweist das? Meinst Du, daß sie darum ihre Kinder weniger lieb hätte? Das hat ja nichts miteinander zu thun. Du hast überhaupt darüber ganz vor-sündfluthliche Ideen; es ist doch alles nur Vorurtheil!“

„Möchtest Du denn, daß ich mich über diese Vorurtheile hinwegsetze?“

„Ich versichere Dich, wenn Du einen Anderen liebtest . . . . Nur bin ich eben nicht der Mann, dem seine Frau einen Andern vorziehen könnte! Es liegt immer am Manne.“

Sie setzte sich neben ihn und streichelte ihn, dann flüsterte sie ihm leise in's Ohr: „Du sagst so viel häßliche Dinge — wenn ich Dich nicht kannte und nicht wüßte, daß Du der beste, uneigennützigste, edelste Mensch auf der Welt bist, nach Deinen Reden könnte ich irre an Dir werden!“

Er lächelte. „Siehst Du, Menschen sind wir doch alle, irgendwo müssen wir die angeerbte Sünde los werden, ich also in Worten, das ist doch besser als in Thaten oder in Gefühlen!“

Lisa dachte nach, auf welchem Gebiete sich wohl ihre eigene Erbsünde documentirte? Sie fand eigentlich garnichts Schlechtes mehr in sich, seitdem sie ihn so grenzenlos liebte; alles war schön in ihr und um sie.

Kadu ließ sich ihre Liebkosung gern gefallen. Sie war so niedlich, so jung und frisch, sie strahlte förmlich Glück aus. Wie war es nur möglich, daß er, der solch' eine Frau sein eigen nannte, eine abgelebte alte Coquette aufsuchte, die der Typus von Gemeinheit war! Aber er sagte sich, daß ein Mann wie er nie Einer Frau

treu bleiben könne; die Vielseitigkeit seiner Natur verlange die verschiedenartigsten Anregungen, und der Natur dürfe man nie entgegenhandeln, wenn sie sich nicht rächen sollte! —

Er hatte immer noch nicht gefunden, womit er die politische Versammlung in Erstaunen setzen konnte — vielleicht war es das Beste, garnicht weiter darüber nachzudenken; der Zufall würde ihm schon dienen, und ungesucht kommen die besten Gedanken.

Gegen Abend erhielt er Frau Schmitt's Brief, als er eben vom Klub zurückkam, wo er mit Malfaki Preference gespielt hatte. Ihre Handschrift war hübsch, und er legte Werth auf diese Neußerlichkeit — Lisa's Schrift war ihm höchst unsympathisch, sie schrieb sehr unregelmäßig und wechselnd, meistens mit viel zu lang gezogenen Buchstaben. Bei Frau Schmitt's Postscriptum lächelte er. Ohne dasselbe würde er überhaupt auf den Brief nicht reagirt haben; in diesen beiden Zeilen lag aber für ihn eine ganz specielle Einladung. Die Nachschrift hatte so etwas Weiblich-Graziöses an sich, wie ihr schöner schlanker Hals; eigentlich that sie ihm darin Abbitte für alles, worin sie ihm bisher entgegen gewesen; es war fast die Zusicherung eines Rendezvous' für ihn!

Natürlich fuhr er jetzt sogleich zu ihr. Er klingelte nach dem Wagen; Lisa aber, in kindlicher Freude am Fahren, hatte denselben benutzt und war auf die Chaussee gefahren. So ließ er sich einen Fiaker kommen und fand es in seines Herzens Grunde sehr liebenswürdig von sich, daß er so viele Rücksichten auf seine Frau nahm. Unterwegs fiel ihm ein, daß ja Sonnabend

war, der Proceß also am Montag verhandelt werden sollte, an demselben Tage, auf welchen Abends die politische Versammlung anberaumt war. Wenn nur Schmitt nicht schon nach Hause gekommen war, das wäre fatal und könnte alle seine Berechnungen zerstören! Bei dem Gedanken wäre er beinahe wieder umgekehrt.

Richtig, Schmitt stand am Fenster und hatte ihn gleich erkannt. Dieser langweilige Mensch mit seinen typischen Redensarten, dem das Unglück eine Art unmännlicher, kriecherischer Unterwürfigkeit gegeben! Radu fragte ihn direct nach seiner Frau. Sie hatte sich wegen starker Kopfschmerzen in's Bett gelegt, aber Frieda war gleich hineingegangen, um ihr mitzutheilen, daß Herr Sopholides da wäre. Schmitt bedauerte, daß Radu sich herbemüht habe; hätte er das gewußt, so würde er zu ihm gekommen sein, zumal da die Wohnung wirklich entsetzlich sei — nächste Woche zöge er aber um, etwas weit, aber er habe im Stadttheil Lukatsch ein sehr hübsches Haus gefunden.

„Können Sie denn immer noch bauen in Giurgiu?“

„Das Wetter ist dies Jahr so ausnahmsweise günstig, daß wir die Schule wahrscheinlich noch unter Dach bekommen.“

Da trat Anna ein. Sie trug einen weißen Kaschmir-Morgenrock, mit grauem Pelz besetzt, den sie bei ihrer saubern Art schon seit Jahren gebraucht hatte, ohne ihn zu verderben, und der ihr ein vornehmes Aussehen gab. Vor vier Jahren, nach der Geburt des jüngsten Töchterchens, hatte ihr Mann ihr denselben geschenkt, und sie hatte ihn nicht verkauft, weil ihr zu wenig da-

für geboten ward und sich so heilige Erinnerungen daran knüpfen.

Radu wurde durch die Eleganz ihrer Kleidung unangenehm berührt; sie kam ihm darin so unnahbar vor, er aber hatte sich auf ihre Demuth gefreut!

Ihr Kopfschmerz war bei der Erregung über Radu's Kommen sofort verschwunden; sie wußte, daß sie dafür nachher doppelt würde büßen müssen. Warum war sie gerade jetzt, wo alles von ihr abhing, so schwach und elend? All' die vielen Gedanken, die sie sich über ihn gemacht, lagen centnerschwer auf ihr. O, sie war nicht mehr dieselbe junge Frau, die es früher empört und beleidigt hatte, so oft Jemand sich erdreistete, auch nur in Gedanken sie zu begehren und ihre weibliche Tugend in den Schmutz zu ziehen — Die Zeit und all' das Unglück hatte sie abgestumpft! Wer immer in den Tagen ihres Wohlstandes sich der hübschen, freundlichen Frau in ihrem gastfreien Hause genähert, alle hatten sie an die Möglichkeit gedacht, mit ihr ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, und wem es nicht gelang, der hatte stets in einem Anderen den glücklicheren Nebenbuhler beargwöhnt! Wie erniedrigt hatte sie sich gefühlt, daß überhaupt Jemand so schlecht von ihr, einer deutschen Frau, denken konnte! — Die Zeiten waren aber vorbei. Sie wußte genau, welchen Preis Radu von ihr forderte, und sie dachte nur, wie sie ihn überlisten könnte!

Wenn nur die leise, warnende Stimme nicht, da wäre, die ihr zuraunte: Du betrügst Dich selbst, er ist nicht wie all' die Anderen, die Du abwiesest — Warum pocht Dein Herz, wenn Du an ihn denkst? —

Das war das furchtbarste: ihrer selbst war sie nicht sicher, aller Vorsätze zum Trotz! — Und wenn er sie nun bethörte, wenn sie den Preis ihm zahlte? Namenloses Elend war dann ihr sicheres Theil — Einen Monat, vielleicht zwei, würde er sie lieben; plötzlich würde er ausbleiben und nie wiederkommen, und sie könnte das nicht ertragen, sie müßte erniedrigt und geschändet aus dem Leben schleichen, und ihr Opfer hätte Keinem genützt!

An Lisa dachte sie nicht: das mußte sie, der Mann erkannte die Gesetze der Ehe nicht an — Ob sie, ob eine Andere, gegen seine Frau verging er sich täglich! —

„Sie sehen, ich stehe wie immer zu Ihren Befehlen,“ sagte Radu, nachdem er sie begrüßt hatte.

„Sie wollen uns wirklich noch einmal retten?“ entgegnete sie und spielte nervös mit ihren Händen. Wenn doch ihr Mann fortginge — oder nein, vielleicht war es gut, daß er da blieb. Sie war so erregt, daß ihre Kniee zitterten.

„Sie müßten täglich Kopfschmerzen haben, so gut steht es Ihnen!“ sagte er. Sie hatte wirklich einen wunderschönen Hals, der durch den grauen Pelzbesatz noch mehr zur Geltung gebracht wurde.

„Das ist ein hartherziger Wunsch!“

„Nein, aber ein egoistischer, ich denke an die Freude Ihrer Nebenmenschen!“

„Ihre Frau war heute bei mir,“ begann Anna, um etwas zu sagen; „sie sieht frisch und reizend aus!“

„Ja, ihr bekommt die Ehe, Gott sei Dank; ich

bin aber auch der bequemste und liebenswürdigste Mann von der Welt.“

„Das glaubt Jeder zu sein — nicht wahr, Ernst?“ erwiderte Anna, um ihren Mann in's Gespräch zu ziehen.

Schmitt fragte Radu, ob es wahr sei, daß Muskalianu demissioniren wolle; er habe es aus ziemlich guter Quelle. Radu zuckte die Achseln. „Keine Ahnung! Warum auch? Er hat das Vertrauen der Krone und der Kammermajorität! Das ist so Altweibergeklatsch in den Provinzstädten.“

Anna wurde ängstlich, sowie ihr Mann über Politik sprach; er wiederholte immer irgend eine Bierkneipensicht, die weder Hand noch Fuß hatte; überhaupt vor Radu und seiner scharfen, sachgemäßen Art merkte sie erst, wie wenig gescheut ihr Mann war. Jetzt hatte sie Sorge, daß er Radu auseinander setzen würde, wie der Proceß geführt werden müßte, um gewonnen zu werden. Richtig, er fing auch an, und Radu hörte aufmerksam zu. Anna wußte nicht, daß Radu sich die Papiere überhaupt noch nicht angesehen, die Acten noch garnicht studiert hatte, daß ihres Mannes Auseinandersetzung ihn also interessirte.

Für den Cassationshof hatte er sich damals nur den Formfehler der Sentenz von Krajowa herausgesucht; auf die Sache selbst war er nicht eingegangen. Natürlich war ein Proceß, der seit fast zwei Jahren schwebte und schon durch drei Instanzen gegangen war, höchst complicirt; Schmitt sagte aber: „Das Ganze ist eine Chicane, weil ich Ausländer bin — obgleich ich das In-



digenat habe. Malfaki, der mit mir die Verträge unterzeichnet hat, ist garnicht vor Gericht gezogen worden.“

„Welcher Malfaki?“

„John's Bruder, Konstantin, den man Rommie nennt.“

„Ja, der ist Regierungsmann, dem thut man natürlich nichts. Er und John sind sich spinnefeind!“

In Radu tagte eine Idee, wie er den Proceß gewinnen könnte.

Er mußte die augenblicklich herrschende Stimmung benutzen; er mußte zuerst irgend einen Rechtsparagraphen anziehen — es finden sich immer welche, und er besaß eine nie versagende Sammlung belgischer Präcedenzfälle —, und dann wollte er sagen: „Wir müssen Europa beweisen, daß wir selbst Ausländern ihr Recht werden lassen, daß wir die Einmischung Fremder nicht mehr brauchen, daß unsere Gerichte ganz vorurtheilsfrei entscheiden — Dieser Proceß hat Aufsehen gemacht, weil man verbreitet hat, die deutsche Herkunft des Angeklagten habe uns veranlaßt, ihn mit anderem Maß zu messen als seine rumänischen Mitunternehmer!“

Im Appellhof saßen gebildete Männer, dies Argument mußte ihnen also einleuchten. Außerdem konnte er ihnen ja vorhalten: „Zu gewinnen ist doch nichts; alles, was er hatte, ist ihm bereits abgepfändet, und er ist ohnehin entschlossen, mit Weib und Kind das Land zu verlassen.“ —

„Ich habe die besten Hoffnungen,“ erklärte er Schmitt und sah dabei dessen Frau an.

„Wie sollen wir Ihnen danken?“ rief Schmitt aus;

Radu aber erwiderte, immer noch Anna fixirend: „Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich früher schon einmal gesagt habe: es ist meine Pflicht als Rumäne, für Sie einzutreten; nicht für Sie persönlich thue ich das, sondern für den Begriff der Gerechtigkeit. Nichts empört mich so wie eine Ungerechtigkeit, und in meinem Vaterlande liegt leider Gottes noch Vieles im Argen! Der Sinn für das Rechte, abgesehen vom persönlich Angenehmen, ist noch nicht entwickelt.“

Anna wurde ganz heiß unter Radu's langem Blick. „Und nun,“ sagte er, das Thema abbrechend, „habe ich eine große Bitte. Mein Wagen hält vor der Thür, kommen Sie doch Beide zu uns! Meine Frau würde sich so über die Ueberraschung freuen! . . . So, wie Sie sind, gnädige Frau, ohne weitere Toilette, es ist Niemand bei uns.“

Anna sträubte sich, aber ihr Mann warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Wir essen um sieben Uhr, wir kommen gerade zur Zeit!“ fügte Radu hinzu und sah nach der Uhr. Anna ging hinaus, um doch ihr Kleid zu wechseln. — Sie wollte nicht an seinem Tische essen, sie wollte nichts von ihm annehmen, das sie nicht erwidern konnte; es kam ihr wie Schmarozken vor! Sie wollte sich nicht so umgarnen lassen, die Verhältnisse sollten nicht stärker sein als sie!

Sie zog ihr gewöhnliches schwarzes Kleid an und versuchte, die Verstimmung aus ihrem Gesichte zu vertreiben, indem sie die Kinder küßte und dem Dienstmädchen Verhaltensmaßregeln gab. Es war noch nie

vorgekommen, seitdem das Mädchen in Anna's Dienst stand, daß ihre Herrin ausging; sie fragte daher schüchtern: „Wollen gnädige Frau nicht lieber das hübsche Kleid anziehen, das im Koffer ist? Dies tragen gnädige Frau schon so lange.“

Anna konnte nicht anders als lachen: Das „hübsche Kleid im Koffer“ war eine alte Balltoilette! Lachend trat sie wieder in's Zimmer, und Radu freute sich über ihre Zähne.

Als Radu mit seinen Gästen anlangte, war Lisa noch bei ihrer Toilette. In Frau Albuteanu's Hause hatte sie die Sitte, sich zum Diner umzukleiden, so hübsch gefunden, daß sie dieselbe im eigenen Hause beibehielt.

„Bleib' in Deinem gewöhnlichen Kleide, Lisa!“ sagte ihr Mann, indem er in ihr Zimmer blickte. „Ich habe Dir Gäste gebracht . . . Schmitt's.“

„Wie herrlich!“ rief sie erfreut aus.

„Ich bekam heute einen Brief von ihr, und da dachte ich, Dir wäre es doch lieb, wenn ich die Leute nicht im Stich ließe!“

Sie flog ihm um den Hals. „Du bist zu gut, nein, wirklich zu gut, Radu! Ich hätte garnicht geglaubt, daß es so etwas Selbstloses geben könnte!“

Die Jungfer Bertha stand steif und verlegen bei Seite — Lisa hatte ihre Gegenwart ganz vergessen und küßte ihren Mann auf Stirn, Mund, Wangen und Nase — besonders auf die Nase küßte sie ihn so gern — „Und nun hast Du sie überredet, zu mir zu kommen? Du bekommst alles fertig, mir hatte Anna es abge-

schlagen! — Bertha, sagen Sie schnell dem Diener: Zwei Couverts mehr!“

So hatte Radu sich sein Haus immer geträumt, nicht mit der Kleinbürgerlichen Sorge: „Haben wir auch genug zu essen?“ — sondern immer offenes Haus! Und auch seine Frau hatte er sich so geträumt: zu ihm aufschauend wie zu einem Gotte, ihn immer in der Sicherheit erhaltend, daß er der beste Mensch auf Erden und daß er stets das Rechte thue! Und wie schön sie war, so, ohne Kleid! „Gott sei Dank, daß Du Bertha fortgeschickt hast!“ rief er aus und umschlang sie zärtlich. „Das Einzige, was mich bei dem Besuch jetzt langweilt, ist, daß ich Dich nicht den ganzen Abend allein habe, aber ich hole es später nach.“ Sie schmiegte sich glücklich an ihn, ließ sich dann von der wieder eintretenden Bertha ihr Kleid überwerfen und stürmte in ihrer jugendlich raschen Art in den Salon.

Bei Tisch war Anna's Stimmung gedrückt; sie konnte vor Kopfschmerzen nichts essen, und es ärgerte sie, daß es wie Ziererei ausseh; nach Tische setzte sie sich aber an das Clavier — die Freude war ihr seit Jahren nicht geworden —, und als sie hörte, daß Radu Schnaderhüpfel gern hatte, sang sie ihm einige vor. Sie hatte eine Fülle davon im Kopf behalten, und allmählich fielen sie ihr alle ein.

Lisa unterhielt sich gern mit Schmitt; er brachte ihr viele Kindheitserinnerungen zurück; er erzählte ihr von ihren Eltern, und sie war viel zu harmlos, um zu merken, daß Schmitt mit Absicht immer betonte, wie viele Dienste er ihrem Vater geleistet habe. Ihm war

es höchst angenehm, dabei zu verweilen, und alle die Schwierigkeiten, welche man ihrem Vater beim Bau der Gebirgsbahn gemacht, schien Schmitt durch seine damaligen Beziehungen zum Ministerium geebnet zu haben.

Radu plauderte, am Clavier stehend, mit der blonden klugen Frau, die mit den Händen immerfort über die Tasten fuhr. Es kannte sie Beide die merkwürdig un-reale Atmosphäre einer beginnenden Neigung, und die ihm an Jahren überlegene Frau war darin doch mehr Neuling als er.

Sie sagte ihm, die Töne gäben ihr ein so wehes Gefühl im Herzen, so eine Todestraurigkeit und eine Beklemmung, in der sie immer an ihr verstorbenes Kind denken müsse, und Radu schien ihr alles nachzufühlen und zu errathen, was sie in ihrem ganzen Leben bewegt — wäre sie nicht so ergriffen gewesen, sie hätte den Mephisto durchschaut, der mit kaltem Verstande und gewandten Händen in ihrem wunden Herzen wühlte! Und beim Abschied, wie durchzuckte es sie, als er leise zu ihr sagte: „Sie ahnen nicht, wie glücklich Sie mich gemacht haben durch die Stunden, welche Sie mir geschenkt!“

„Sie passen herrlich zu einander; es ist ein reizendes Paar,“ sagte Schmitt draußen zu seiner Frau. Sie hatte gerade das Gegentheil gedacht: Wie kam diese liebe, einfache Frau, dies Kind von Lisa, zu einem so weltweisen, so complicirten Manne? Er war das merkwürdigste Gemisch, das sie je gesehen. War er gut? Trug seine keusche Güte nur die Maske der Frivolität? Oder war er sehr schlecht und ein so vollendeter Schauspieler, daß er den Ton des Herzens unnachahmlich dar-

zustellen wußte? Sie dachte mit Schrecken an seine Mutter. Hatte er deren Falschheit und Gemeinheit geerbt? Nein, nach Schopenhauer ererbt der Sohn den Charakter des Vaters! Vielleicht war sein Vater nicht falsch gewesen. — Sie begriff nicht, wie sie am Nachmittage ihn so niedrig hatte taxiren können!

Er mußte ihren Proceß gewinnen — die Wolke, die ihr so oft die Sonne des Lebens ganz verdunkelt hatte, war dann verscheucht — nur noch einige Jahre größter Sparsamkeit, um die Advocatenschulden zu zahlen, dann waren sie sorgenfrei und konnten ihren heranwachsenden Kindern die Wege ebnen!

Schmitt sprach unterwegs vielerlei, seine Frau hörte nicht darauf, und er merkte nicht, daß ihre Gedanken weit fort waren. —

Radu beabsichtigte, sich noch am Sonntage dem Studium des Processes hinzugeben; er wurde aber im Klub festgehalten und wohnte schließlich auch lieber dem Truppeneinzuge bei. Abends, ehe er in's Theater ging, um den Hamlet in rumänischer Uebersetzung zu sehen, schrieb er seinem Collegen Boltu, ihm die Acten zu schicken, und der Ton des Briefes war absichtlich so impertinent, daß er dem Anderen die Lust benehmen sollte, mit ihm gemeinschaftlich zu plaidiren; er gab sich den Anschein, als sei er von der Partei ersucht, Boltu die Acten behufs alleiniger Vertretung vor Gericht abzufordern; es war ihm lästig, als Zweiter zu fungiren. Sein Plaidoyer hatte er sich übrigens schon im Kopf zurechtgelegt; so durchblätterte er nur am Morgen eilig

die Acten: er war zu spät aufgestanden, und die Sitzung begann schon um elf Uhr!

Schmitt war Sonntag Abend nach Giurgiu gefahren; das Wetter war sommerlich, und er hoffte noch einen Monat dort arbeiten zu können; seine Frau sollte ihm nach dem Urtheilspruch telegraphiren.

Sie waren Beide in der Vorahnung der freudigen Nachricht; Anna wandelte wie im Traume; wenn eins der Kinder sie anredete, antwortete sie, ohne hinzuhören: „Ja, mein Herzchen. . . .“ Sie hatte ein wohliges, benommenes Gefühl, wie nach Morphium, im ganzen Körper. „Aber Mama,“ sagte Frida, „Du hast Ella eben erlaubt, meinen Strickstrumpf aufzuziehen!“

Frau Schmitt lachte und nahm der Kleinen das Strickzeug aus der Hand. Nun weinte Ella, und Mama zeichnete ihr Blumen und Reiter auf, die sie mit der Stecknadel durchstechen sollte.

Um zwei Uhr sah sie Radu kommen und schickte die Kinder schnell auf den Hof hinaus zum Spielen. Ihr war schwindlig geworden, als sie seinen Wagen halten sah. Vor Erregung konnte sie ihm nicht entgegengehen, sondern blieb mitten im Zimmer stehen, die eine Hand auf den Tisch gestützt.

„D, nicht erschrecken, es ist alles wieder gut zu machen!“ sagte er und umfing sie mit seinem Arm. „Nur nicht böse sein, ich vergebe es mir nie — aber ich habe gekämpft wie ein Löwe, Anna, und ich schwöre Dir, ich mache alles wieder gut!“

Sie ließ sich auf's Sopha fallen. Sie hörte nicht, daß er „Du“ gesagt; sie verstand kaum, daß er den

Proceß verloren hatte; sie fühlte nur, daß er sie mit dem Arm umfassen hielt und daß das so natürlich war, als müßte es so sein.

Er lag vor ihr auf den Knien. „Verzeihe mir und sei nicht unglücklich, Anna, sonst bringe ich mich um! Aber Du bist ja mild und nachsichtig, und Du siehst meine Verzweiflung . . . .“ Sie streichelte wortlos mit zitternder Hand sein Haar.

Dann sprang er auf. „Wie ist es nur möglich, wie konnte es mir dort fehlen, wo ich mein ganzes Wollen eingesetzt! Das ist Menschenloos, aber es ist schrecklich, dem Liebsten diesen Kummer zu bereiten!“

„Ich gräme mich nicht, ich bin Ihnen gerade so dankbar, nein, viel dankbarer, als wenn Sie gewonnen hätten.“

Er warf sich neben sie auf's Sopha. „Liebe, einzige, süße Anna!“ Er küßte ihre beiden schmalen Hände, und als sie eine kleine, wie entgegenkommende Bewegung machte, auch ihren Mund. „Ich liebe Dich, mehr als ich sagen kann!“ flüsterte er und küßte sie immer wieder. Sie war regungs- und willenlos, sie ahnte selbst nicht, daß sie es war, sie hatte keinen Gedanken, sie wußte garnicht, was ihr geschah. Da erklang die Hausglocke. „Darf ich heut' Abend zu Dir kommen?“ fragte er, auffpringend. „Ich möchte so gern einmal ein paar Stunden ungestört mit Dir sprechen, ich habe Dir so viel zu sagen!“

Sie nickte.

„Du läßt die Hausthür unverschlossen? Ich komme



um Mitternacht; früher kann ich nicht aus der Versammlung fort!“

Sie sagte nicht Ja, noch Nein, sie mußte auch nicht, ob sie genickt hatte; er aber ergriff seinen Hut, denn die Thür öffnete sich, und Deliu trat ein. „Also vor allen Dingen nicht unglücklich sein; ich reiche heute noch den Recurs an den Cassationshof ein. — Ah, guten Tag, Sie sind's, Herr Deliu? — Ich habe leider Eile. — Also auf Wiedersehen!“

Er grüßte und war fort. Sie blieb in der Sophaecke sitzen, und Deliu's kleine tiefliegende Augen sahen sie gespannt an. Ihr war, als müßte er alles gesehen und gehört haben, aber das machte nichts — gegen das wunderbare Gefühl, das ihr ganzes Sein durchzitterte, kam ihr alles andere nichtig und gleichgültig vor. Warum sollte er es nicht wissen, da sie es mußte, da es ihr selbst, ihr, der ruhigen, überlegten Frau, geschehen war?

„Sie haben es erfahren?“ begann er.

„Was?“ fragte sie.

„Natürlich hat er Sie wieder belogen, der Schuft...“

„O, Herr Deliu,“ unterbrach sie ihn flehentlich, er aber fuhr fort: „Er ist an allem schuld! Ich war bei der Verhandlung, er hat garnicht zur Sache plaidirt, sondern ein paar allgemeine Redensarten gemacht; er mußte garnichts zu erwidern, als der abgefeymte Advocat der Gegner Ihren Mann mit lauter Lügen angriff — das Nächstliegende, was klar aus den Acten hervorgeht, war ihm unbekannt; er ließ sich sagen, daß der Vertrag erst nach dem Einrücken der Russen zu Stande

gekommen sei, während er doch mit einem Worte, mit einem Datum diese Unwahrheit hätte zurückweisen können! Mir war immer, als müßte ich dazwischenspringen . . . .“

„Und konnte Boltu das nicht sagen?“

„Der war garnicht da — ich bin überzeugt, auch daran ist Sopholides schuld; er wird ihm gesagt haben, daß er allein Ihre Sache vertreten solle . . .“

„Aber er hat es gut gemeint, und wir dürfen hoffen, daß dies Urtheil wieder cassirt wird.“

„Aber bis dahin?“

„Bis dahin?“

„Nun, das Urtheil ist so abgefaßt, daß Ihr Gegner Lepadat morgen die Verhaftung Ihres Mannes beantragen kann, und das wird er thun, er ist ganz ver-bissen, eher heute als morgen!“

Anna sah ihn mit großen Augen an.

„Die Gefahr war aber doch schon in Krajowa beseitigt?“

„Das Urtheil von damals ist ja im September cassirt worden; das jetzt gefällte ist ein neues, viel, viel schlimmeres für Ihren Mann!“

„Und Sie meinen, daß er Gefahr läuft, in's Gefängniß geworfen zu werden?“

„Ich meine nicht — ich weiß, daß Lepadat auf dies Urtheil hin ihn nach Wakareschti bringen kann!“

Anna sprang auf. „Er muß sogleich benachrichtigt werden! Fahren Sie zu ihm, um vier Uhr geht ein Zug . . . . nein, nein —“ unterbrach sie sich; ihr stieg alles Blut in die Stirn; sie erinnerte sich plötzlich der Verabredung für heut' Abend. „Nein, ich muß ihm

selbst die Nachricht bringen; er muß noch heute über die Grenze! Nur nicht nach Wakareschti, alles, alles, aber nicht hier Gefangener sein! Er hat einen Paß nach Bulgarien — er hatte manchmal drüben zu thun . . . . Nur ich . . . .“ Sie schwieg. Er sah sie still an, er wollte ihre Ueberlegungen nicht stören.

„Wie gut Sie sind!“ sagte sie plötzlich und reichte ihm die Hand über den Tisch. „Ohne Sie wären wir verloren! Ich habe es Ihnen wohl noch nie gesagt,“ fuhr sie in Thränen ausbrechend fort, „was Sie mir gewesen sind — Nein, von solchen Dingen spricht man überhaupt nicht . . . .“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, sagen Sie bloß, was kann ich jetzt für Sie thun?“

Sie trocknete ihre Augen, sann ein Weilchen nach und sagte:

„Ja, das ist das Beste! Jetzt ist es vorbei, jetzt hilft kein Kämpfen mehr, jetzt müssen wir wandern. Mein armer Mann! Ja, so ist es das Beste,“ wiederholte sie und sah auf die Uhr. „Mit Ihrer Hülfe geht das. Erst dachte ich die Kinder gleich mitzunehmen, aber wir müssen vielleicht bei Nacht über's Wasser, und wer weiß, welch' Unterkommen wir drüben finden. — Ich fahre jetzt allein; wenn Sie mir bis morgen früh die Kinder hüten wollen, oder bis übermorgen, und dann dies Bißchen verkaufen — wir werden es wohl sehr brauchen, wer weiß, wohin wir in Bulgarien kommen — aber Hungers stirbt man ja nirgends, wenn man jede Arbeit thun will. Das Schwerste fällt auf Sie. Also morgen

bringen Sie mir die Kinder und den Paß . . . mein Gott, den Paß für mich!“

„Ich glaube, es wäre vernünftiger, wenn Ihr Mann heut' allein über die Grenze geht; theilen Sie selbst ihm das mit, aber kommen Sie dann lieber zurück, Ihnen droht ja nichts.“

„Nein, ich komme nicht wieder,“ sagte sie bestimmt. „Nur mein armes Kind, das bleibt nun da draußen ganz allein, aber Sie gehen manchmal zu ihm, nicht wahr? Sonst verlasse ich Niemanden — o, es ist das Land des Unerwarteten, nie ahnt man Morgens, was der Tag bringen kann! — Ich habe noch anderthalb Stunden bis zum Abgang des Zuges. Ich packe das Nöthigste.“

Als Anna ihre Kinder auf dem Hofe spielen sah, überkam sie die ganze Mutterangst, und sie ging wieder zu Deliu hinein und sagte: „Ich nehme die Kinder doch mit; ich kann ja diese eine Nacht in Giurgiu bleiben und meinen Mann allein vorangehen lassen. Morgen bringen Sie mir den Paß und so viel Geld, wie Sie mir verschaffen können. Mein Mann hat ja für den Bau zu beheben, vielleicht händigt man Ihnen das aus?“

Sie sprach so beunruhigend viel und so abgebrochen, als wüßte sie gar nicht, was sie that. Sie packte alles in einen großen Korb, die Kindersachen, ihre geringe Garderobe, die wenigen Werthgegenstände. Das Mädchen hatte sie zur weit entlegenen Post geschickt, um sie fort zu haben, damit Niemand ihre Abreise zu früh erführe.

Deliu eilte nach seiner Wohnung, um alles Geld zu holen, das er besaß; sie nahm es auch wie etwas

Selbstverständliches an und sagte ihm nur noch, wie viel dem Mädchen zu zahlen sei. Sie hatte der treuen Person das „schöne Kleid aus dem Koffer“ als ein Andenken zurückgelassen. Deliu versprach, im Hause zu bleiben und am nächsten Tage den Verkauf zu betreiben. Er mußte also bei der Versammlung von heute Abend fehlen, so schwer sich das auch machen ließ, aber Frau Schmitt war ihm wichtiger als alles.

Die Kinder freuten sich, und Anna fuhr, noch immer wie gelähmt, zum Bahnhof; sie wußte nicht einmal, ob sie Deliu überhaupt Adieu gesagt! Sie war froh, als sie endlich im Coupee saßen. Nun war die Sache abgemacht; es hatte so geschehen müssen, und sie fühlte nicht, daß sie jetzt ihrer Vaterstadt, ihrer Heimath vielleicht für immer den Rücken wandte!

Wie gut, daß die Kinder bei ihr waren, daß sie alle Augenblicke von ihnen gestört wurde, denn nach den ersten fünf Minuten ruhigen Fahrens erwachte ihr Bewußtsein und mit ihm das furchtbare Gefühl ihrer Schuld — ja, sie, nur sie allein trug die Verantwortung für dieses neue Unglück! Der Himmel hatte sie augenblicklich gestraft! O, Andere durften ungestraft sündigen — sie nicht, sie hatte ja ein Gewissen! — Sie hatte all' das Elend verursacht, das sie über sich und die Ihren hereinbrechen fühlte, sie hatte es verdient, und nun mußten die armen Kinder es mit ihr tragen! Konnte sie es überhaupt abbüßen? Gab es eine Verzeihung für ihre Schuld?

Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Vor allem durfte sie nicht mehr fühlen, nicht mehr

daran denken, wie er sie geküßt; sie durfte seine Stimme nicht mehr hören, seine großen schwarzen Augen nicht mehr vor sich sehen! —

Wie müde sie war! Und nun lag noch ein neues, ein so furchtbares Leben vor ihr, wo sie vielleicht mit ihrer Hände Arbeit Brot für die Kinder schaffen mußte! Hatte sie noch nicht bald das Recht, zu rasten? Im nächsten Monate wurde sie einunddreißig Jahre alt: schon eine so lange Reihe von Jahren hinter sich und noch einmal beginnen zu müssen!

Drei Stationen waren passirt. Anna faltete die Hände: Gott würde ihr helfen, wenn sie muthig blieb. Aber woher den Muth nehmen, wenn sie so schwach war? Ihr Mann erwartete eine Depesche mit guter Nachricht, statt dessen brachte sie ihm — was? Die Wahl zwischen Gefängniß und Flucht! Hätte sie den ersten Augenblick des Wiedersehens doch erst überwunden!

Sie ahnte nicht, daß Deliu ihr dasselbe erleichtert hatte durch ein Telegramm, das er im Vorbeifahren auf dem Postamt aufgegeben, als er das Geld holte: „Sehr schlecht, erwarten Sie Ihre Familie um sieben am Bahnhof!“

Schmitt hatte sich darnach alles gedacht, um so mehr, da er nie, wie Anna, die Gefahr für seine persönliche Sicherheit für überwunden gehalten hatte. Darum trug er den Paß immer bei sich, und als er Anna und die Kinder sah, empfing er sie mit der Nachricht, daß sie morgen früh übersetzen würden; diese Nacht mußten sie in seiner Stube campiren.

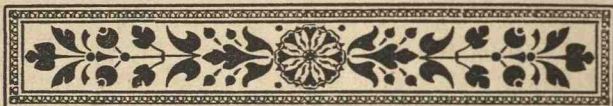
„Du bist sehr gütig, daß Du mich nicht verläßt!“  
war das erste Wort, das er an seine Frau richtete.  
Sie sah ihn groß an. „Ich hatte immer gedacht, wenn  
es einmal so weit käme, dann . . . .“

„Dann — was?“ fragte sie, noch immer erstaunt.

„Hast Du nie an Scheidung gedacht?“ Sie schwieg  
einen Augenblick.

„Nein, seitdem unser Kind todt ist, nicht mehr. . . .“





#### 4. Kapitel.

**N**alfaki präsidirte der politischen Versammlung. Er war bei solchen Gelegenheiten sehr nervös und äußerst reizbar. Die Moldauer hatten ihm beim Diner im Klub schon vorgeworfen, daß er den Grünspecht Sopholides mit in's Comite der Patria aufgenommen hätte, nur der Fünftausend Frank wegen, die er neben dem monatlichen Zuschuß gestiftet! „Er hat nichts geleistet; sein Vater war ein bankerotter Banquier . . . .“

„Wollen wir die Jugend heranziehen oder nicht?“

„Mit Auswahl!“

„Ich habe eben den Sopholides ausgewählt und nehme ihn auf meine Kappe! Die besten Leitartikel der beiden letzten Monate waren von ihm. Und im übrigen bin ich Präsident des Comites und lasse mir von Euch, die Ihr Euch ein oder zwei Mal des Jahres um die Sache kümmern, sonst aber Euren Privatangelegenheiten nachgeht, keine Einwände machen!“

Damit hatte er das Gespräch geschlossen, aber es hatte ihn verstimmt. Er ließ sich nicht gern hineinreden,



und dieser Bojarendünkel von einem Parvenü wie Miltiade ärgerte ihn. Was hatte der an Sopholides aussetzen? Es war nicht mehr zeitgemäß, von der Herkunft der Leute zu sprechen! Freilich, in seines Herzens Innern bildeten die alten Bojaren doch noch ihre Kaste; aber wie die altfranzösischen Edelleute sollte diese Kaste sich durch Feinheit der Sitten auszeichnen — Wo nichts geblieben war als Dünkel und Unwissenheit, da hatte sie kein Recht zu bestehen!

Die Versammlung war außerordentlich besucht, denn die Frage: „Wie verhalten wir, die conservative Opposition, uns zu den von der Regierung auf dem Berliner Congresse eingegangenen Verpflichtungen?“ interessirte besonders die stark von Juden durchsetzte Moldau. Natürlich waren auch verschiedene Geheimpolizisten und Emissäre der Regierung anwesend. Malfaki ergriff zuerst das Wort; nach ihm sollte Jvesku, ein alter angesehener Conservativer aus der Moldau, reden; dann hatte Fresino sich eingeschrieben.

Fresino war nicht sehr beliebt, er war zu scharf und schneidig und zeigte zu gern seine geistige Ueberlegenheit. Ueberall wollte er alles am besten wissen, beim Pferderennen wie beim Klubbinner, in der Literatur wie bei der Musik und in der Politik. Er hatte eine harte, schnarrende Sprache und mußte immer widersprechen, that sich auf seinen Adel zu gute und hatte doch Manieren wie der ärgste Demokrat. Malfaki konnte diese Formlosigkeit nicht leiden und stand ihm darum, obgleich sie Mitglieder derselben Partei, fremd gegenüber.

Fresino's Freunde meinten, er habe eine große

Zukunft, er müsse nur erst seine Ecken abstoßen; Malfaki jedoch pflegte zu sagen: „Fresino ist aus dem Stahl, der sich nicht biegt, sondern bricht — Staatsmann kann er nicht werden, er hat nicht die Gabe, die Menschen zu nehmen und zu beherrschen, und ohne die geht's bei uns nicht!“ — Fresino lachte, wenn er das hörte, und sagte: „Von Malfaki könnte er allerdings die Kunst, Staatsmann zu werden, nicht lernen, und woher sollte er sie sonst holen?“

„Mir ist der Mann unbehaglich, weil er keine Thorheiten begeht, er hat kein Herz!“ behauptete Malfaki. „Fünfunddreißig Jahre alt und weder verheirathet noch irgend einen Roman gehabt, immer nur mit seiner versauerten Schwester zusammenlebend — nein, solche Menschen sind mir nicht sympathisch!“ —

Um neun Uhr begann die Versammlung. Malfaki sprach von der Schande, eine Regierung zu haben, die sich nach einem siegreichen Kriege vom Auslande Bedingungen aufdrängen ließe, welche die innere Organisation des Staats beträfen — so ziemlich dasselbe, was die Patria schon verschiedentlich gesagt. Er redete nicht künstlerisch schön, auch sprach er zu schnell, wurde zu nervös und lebhaft. Fresino hörte ihm eine Weile stehend, beide Hände in den Hosentaschen, zu, zuckte dann die Achseln und ging in den hinteren Saal, wo nur einige jüngere Partei-Mitglieder herumsaßen. Radu stand an der Thür; er hatte Fresino auf der Redaction der Patria öfter gesehen und hegte eine große Verehrung für ihn, hauptsächlich wegen seiner nachlässigen Imper-tinenz; Fresino aber hatte ein so starkes Selbstgefühl,

daß er Bewunderung für sich von Weitem merkte, und so stand er in einem gönnerhaften Verhältniß zu Radu.

„Na, Sopholidēs“ — er redete jüngere Männer meist ohne Herr an — „was sagen Sie zu dem Schwamm? — Wollen Sie drüben mit mir eine Partie Billard spielen? Lernen mehr dabei von Politik als bei diesem Gewäsch!“

Radu lachte und ging in das Billardzimmer. „Was Zvesku reden wird, kann ich Ihnen hier auch sagen,“ fuhr Fresino fort. „Der ist Theoretiker, kommt mit drei großen Bänden an den Tisch und beweist uns aus China, Japan und der Mongolei, daß nie ein Staat sich in die Angelegenheiten eines anderen gemischt habe — was das für praktische Folgen haben soll, weiß er selbst nicht, vielleicht will er Europa den Krieg erklären! Uebrigens, kennen Sie die reizende Anekdote von Zvesku's Vater, als der zuerst nach Europa reiste? Sie ist etwas gesalzen!“

Radu schwärmte für Anekdoten, besonders für gesalzene; Fresino wußte deren eine Menge, die Radu sich gleich notirte, weil er ein schlechtes Gedächtniß hatte; dabei kamen sie auf Rebusse, und Fresino zeichnete ihm ein paar in sein Notizbuch — auch gesalzene. Radu sah dabei nach der großen Uhr, die an der Wand hing, schon halb elf, und er mußte durchaus auch sprechen, nach Fresino — und von zwölf Uhr an erwartete sie ihn!

„Zvesku ist erst bei seinem dritten „In Anbetracht“! Das kommt von der Juristerei — Bardou, Sie sind auch Advocat: Ich habe nur so viel studirt,

um mir meine zehn Schmisse in Bonn und Heidelberg zu holen!" sagte Fresino, als sie wieder in den Sitzungssaal gingen. Im Saale wurde geraucht, daß man kaum Athem holen konnte.

„Zvesku spricht aber nicht schlecht," meinte Radu.

„Zu lang! Wenn der Einen abends besucht, kommt man vor zwei Uhr nicht in's Bett; man kann aber sitzend schlafen, denn er spricht in Einem fort und verlangt nicht, daß man antwortet. In seinen Geschäften ist er ebenso langweilig und unpraktisch; er wird auch noch sein drittes Gut zusehen, trotz seiner Ehrlichkeit und Sparsamkeit. — Man applaudirt? — Zeichen, daß man mich erwartet!"

Damit schritt Fresino auf den Rednertisch zu. Radu näherte sich Malfaki und fragte an, ob er nicht auch ein paar Worte hinterdrein reden könne?

„Natürlich," entgegnete dieser.

„Wenn's nur nicht zu spät wird!"

Fresino begann; er sprach von den „geehrten Vorrednern" in einem Tone, als ob er sie alte Esel nannte, klemmte sich dabei sein Monocle in's Auge, um es gleich darauf wieder fallen zu lassen, hielt nach seiner Gewohnheit die Hände in den Hosentaschen und wiegte seine lange, dünne Gestalt hin und her. Radu beobachtete ihn gespannt — um zu sehen, was er von ihm annehmen, was vermeiden müsse. Man hörte Fresino gern reden, weil er immer unbarmherzig angriff und scharfe Seitenhiebe austheilte, außerdem aber jedes Mal etwas ganz Neues sagte. Diesmal überraschte er noch mehr als gewöhnlich durch die Erklärung, daß er das Vor-

gehen der Regierung zwar nicht billigen könne, wenn sie den berühmten Artikel 7 der Constitution, welcher Andersgläubigen die politischen Rechte versagte, unter dem Druck der Mächte ausmerzen wollte, daß er sie jedoch nur deswegen tadele, weil sie diesen Schandfleck nicht schon längst aus eigener Initiative getilgt habe, denn getilgt müsse er werden, das sei die Hauptsache! Das Wie habe weniger Bedeutung.

Es lag ein entsetztes Schweigen über dem Saale, es war, als ob Alle den Athem anhielten, wie er fortfuhr:

„Romanen sind wir, die Freiheit führen wir im Munde, Westländer wollen wir werden — und da dulden wir, daß in den Grundstein unseres Zukunftsgebäudes solch' ein vorweltliches, der Verwesung geweihtes Thier eingemauert wird? Halten wir immer noch fest an der barbarischen Sitte unsrer Vorfahren, einen Lebenden in ein Haus zu mauern, damit es stehe? — Ammenmärchen und Aberglauben müssen wir aufgeben, ehe wir politisch die Kinderschuhe ausziehen!“ — Und er schloß, indem er die Partei ersuchte, in diesem Punkte nicht kleinliche Obstructions-Politik zu treiben, sondern Hand in Hand zu gehen mit der Regierung, zur Ehre der Partei, zum Heile der ganzen Nation!

Man hatte ihn angehört, aber es ging, als er endet, ein Murren der Entrüstung durch den Saal; die heftigste Einzeldiscussion folgte; er wurde von seinen Freunden mit erbittertem Zuruf umringt: „Bist Du denn ganz entnationalisirt?“ — „Du schämst Dich nicht, den Juden das Wort zu reden! . . . .“

„Nicht den Juden — der Ehre meines Volks!“ unterbrach er sie. „Was gehen mich die Juden an?“

„Aber um die Juden handelt es sich — Sei doch kein Phantast!“

„Es handelt sich um staatsrechtliche Grundsätze und um meine politische Weltanschauung!“ entgegnete er heftig. Er hatte vergessen, das Monocle wieder einzuzwängen, und das spöttische Lächeln war von seinen Lippen gewichen; er ließ die Hände herunterhängen, und das Hinundherwiegen hatte aufgehört.

„Mit ehrlichen Mitteln können und müssen wir sie bekämpfen, das wird uns selbst stählen und weiterbringen, aber nicht mit unehrlichen!“

„Er ist verrückt,“ sagte Malfaki; „voller Theorien, kein Realpolitiker!“

Ueber eine halbe Stunde dauerte die Aufregung und das Hinundherschreien; Jeder hoffte, ihn durch ein anderes Argument zu überzeugen, bis er schließlich wieder in sein spöttisches Lächeln versiel und sagte:

„Ich gebe mir ja keine Mühe, Euch zu überzeugen, Ihr seid viel zu bornirt dazu, aber gebt Euch, bitte, auch keine Mühe weiter mit mir, ich bin ja viel zu gescheut für Euch!“

Radu hatte alles genau beobachtet, Aller Meinungen gehört, war scheinbar mit Allen einverstanden. Er merkte sich auch die Aeußerungen, wie: „Er will nur in's Ministerium!“ — „Unstillbarer Ehrgeiz“ —, ja, sogar deutliche Hinweise darauf, daß die Alliance Israélite Fresino bezahlt haben könnte!

Malfaki gebot Ruhe und ertheilte Radu das Wort.

Dieser hatte keine Anwandlung von Scheu: ob er hier oder im Pariser Demosthenesklub sprach, war ja einerlei. Er begann mit demüthiger Entschuldigung, daß er es wage, die Aufmerksamkeit so gebiegener Männer auf sich zu lenken; da aber im Schooße dieser Partei Alle reden dürften — was man den sogenannten Liberalen, die das Land tyrannisirten, nicht nachsagen könnte (Rasender Beifall) —, so wage er es, im Namen der Jugend eine Meinung auszusprechen. Und zwar folgende: Die nationale Ehre verlange die Nichtanerkennung des Berliner Congresses!

Ein Beifallssturm brach los. Fresino hörte aufmerksam den Auseinandersetzungen Radu's zu; es war ganz geschickt gesagt: Was kann Europa uns thun, wenn wir Nein sagen? Unfertwegen Krieg anfangen? Nimmermehr! — Unsere Unabhängigkeit nicht anerkennen? — Aber wir haben sie ja mit unserm Blute erkaufte! — Dann eine Reihe patriotischer Redewendungen: tapfere Armee — persönliche Parenthese, daß er selbst wie alle seine Mitstudenten in Paris beim Ausbruch des Krieges augenblicklich nach Hause geeilt und in's Heer getreten sei — (Andauernde Beifallsfalven) —

„Der Mensch hat außergewöhnliches Rednertalent,“ sagte Fresino, „aber keine Ueberzeugung; er ist ein gefährlicher Schuft!“

Damit ging er fort. Sein Nachbar, dem er diese Meinung zugestüstert, wiederholte sie seinen Freunden und sagte, Fresino wäre ganz gelb vor Neid geworden über Sopholides' brillante Rede.

Fresino ging die Victoriastraße entlang; er war, wie immer, wenn er geredet hatte, sehr erregt und mußte, daß er doch erst gegen Morgen einschlafen könnte. So ging er in der mond hellen Herbstnacht bis auf die Chaussee hinaus und schlenderte dann zurück in's Hôtel Boulevard. Ein Gefühl großer Bitterkeit über die kindische Unreife aller seiner Freunde beherrschte ihn. Daß ein Streber wie Sopholides sich zum Sprachrohr dieser Leidenschaften machte, war ja schließlich nicht wunderbar: diese Sorte von Menschen stirbt nicht aus; aber daß das Durchschnittsniveau der Gebildeten seines Landes immer noch so tief stand, das empörte ihn. „Ich bin ein Don Quixote,“ schrieb er seiner Schwester, die auf dem Gute in der Moldau zu leben pflegte. „Wozu nehme ich den Kampf mit Windmühlen auf?“

Kadu redete weiter unter dem Beifall der Versammlung, deren Stimmung er so gut getroffen hatte. Er war wirklich, wie er Lisa oft geschienen, ein Doppelmensch: die Eine Hälfte seines Seins sprach in scheinbar blinder Leidenschaftlichkeit, die andere aber beobachtete kalt und überlegen die Wirkung seiner Worte auf die Hörer.

Es war halb ein Uhr, als die Versammlung auseinander ging; Kadu warf sich schnell in einen Fiaker; er war wie trunken von seinem Erfolge und von der Erwartung des Rendez-vous mit der geliebten Frau. In der Bahnhofstraße entließ er seinen Wagen und ging zu Fuß bis an ihr Haus.

Das Thor war geschlossen. Er versuchte ein-, zweimal, zu öffnen. Das mußte man ohne ihr Wissen



gethan haben, es stand ja noch ein Häuschen im Hof — dessen Bewohner waren daran schuld! — So kletterte er über das Gitter, ohne von einem Hunde oder von einem Wächter bemerkt zu werden. Von drinnen ließ sich das Thor öffnen; er that es der Vorsicht halber und ging leisen Schritts über das schlechte Pflaster bis an die Thür. Es war ein Uhr vorüber: Sie würde ihn kaum noch erwarten. Er drückte an der Klinke — sie gab nicht nach: Anna hatte also die Hoffnung aufgegeben und sich eingeschlossen. Oder sollte eine plötzliche weibische Laune sie dazu getrieben haben? Zorn und Aerger stiegen in ihm auf, aber es überwog doch die Meinung, daß sie an ihm gezweifelt. So klopfte er leise an. Plötzlich wurde die Hausthür-Gardine bei Seite geschoben, und er sah Deliu's Gesicht klar im Mondschein dicht vor sich. Er wandte sich schleunigst um und eilte aus dem Hofe. Das Stärkste in ihm war die Wuth gegen Anna. Also doch! Wer hätte das für möglich gehalten! Er lachte laut auf. Das war doch stark, diesen Kerl ihm vorzuziehen! Und er hätte auf sie geschworen! Diese Weiber!

An der Straßenecke fand er einen Wagen; aber wohin nun? Nur nicht nach Hause und so kleinbürgerlich in's Bett kriechen nach seinem ersten Rednererfolge — und was für einem! Welch' öde Stadt war doch Bukarest, ohne die Möglichkeit wirklicher Zerstreuung! Diese ledernen Caféchantants! Was hätte er jetzt darum gegeben, in Paris zu sein, wo er leicht etwas gefunden, was seiner Stimmung zusagte! Etwas, was ihn anregte, statt all' der Frauenzimmer, die von ihm An-

regung erwarteten und so entsetzlich roh und geistlos wurden, sowie sie getrunken hatten! Die Engländerin vom Dacia-Theater war noch die Possirlichste — wenn sie nur frei war! Er hätte am liebsten einen Kreis von fünf, sechs Männern und ebenso viel Mädchen gehabt, aber wie sollte er die zusammenbringen? Vielleicht fand er Nisipesku bei der Engländerin. Er fuhr hin und war froh, wirklich ein paar Bekannte dort zu treffen; er lud sie und drei Schauspielerinnen auf und kneipte mit ihnen bis gegen fünf Uhr in einem Zimmer des Hotel Boulevard.

Lisa war in großer Angst um ihren Mann. Als er nach Hause kam, sagte er, die Versammlung habe sehr lange gedauert; er habe sehr gut gesprochen, sei aber von seiner Jungferrede so erregt gewesen, daß er einen Wagen genommen und ein paar Stunden in der freien Luft zugebracht habe, rauchend und mit Nisipesku plaudernd.

„Ach, warum hast Du mich nicht mitgenommen?“

„Wie gern! Aber es kam mir so egoistisch vor, Deinen Kinderschlaf zu stören, kleine Maus! Wie konnte ich ahnen, daß Du Dir Gedanken um mich machtest! Ein ander Mal will ich rücksichtslos sein und Dich stören.“

Sie dankte ihm für sein Versprechen, und er legte sich hin und schlief bis gegen Mittag.

Deliu aber ging in Frau Schmitt's verlassener Wohnung auf und ab in bitterer Verzweiflung. Wer hätte das geglaubt! Womit hatte Radu diesen Engel von Frau verführt? Seit wie lange kam er jede Nacht so und klopste vertraulich an ihre Thür? — O, dieser

Schuft! Einmal mußte der doch von seiner Hand sterben; er hatte Zeit zu warten, jetzt war ja nichts mehr zu verlieren, er hatte Geduld, er war ja rumänischer Bauern Sohn! — —

Am nächsten Morgen, nach beendetem Frühstück, saß Radu müßig in seinem Zimmer und legte sich eine Reihe von Fragen vor. Warum hatte er sich eigentlich verheirathet? Kinder wollte er ja nicht! Und warum belog er Lisa? Ehe sie seine Frau geworden, hatte es solch' einen außerordentlichen Reiz für ihn gehabt, kraß aufrichtig gegen sie zu sein. Würde es nicht die leise Langeweile bannen, die ihn bei ihrer wolkenlosen Glückseligkeit und unverwüßlichen Freudigkeit schon umsing, wenn er sie das wirkliche Leben kennen lehrte und sie nicht auf dieser idealen Höhe erhielt?

Warum hatte er sie geheirathet? Natürlich war er in sie verliebt gewesen, aber auch ohne Ehe hätte er sie gewinnen können. Und das Geld, das sie gehabt, war schon zur Hälfte ausgegeben in den beiden ersten Monaten, seine Erbschaft aber erwartete er in spätestens einem Jahre! In der ersten Instanz hatte er gewonnen, da er für sich den gewiegtesten Advocaten Bukarests, Hilio, engagirt hatte. Wenn er nun erst Deputirter war, und sein Einfluß zunahm, ließen sich die Verhandlungen am Ende noch beschleunigen.

Da wurde ihm Konstantin Malfaki's Karte gebracht, und Lisa, die in ihrem hübschen blauen Morgenkleide, eine Sticerei in der Hand, ihm gegenüber gesessen und seine gedankenvolle Stirn bewundernd angesehen hatte, sprang auf, damit der Herr hineingeführt werden konnte.

Radu hatte ihr gestern erzählt, daß der Schmitt'sche Proceß wieder aufgeschoben sei; sie machte nun schnell Toilette, um zu sehen, ob Anna sehr unglücklich darüber wäre.

Konstantin Malfaki war ein kleiner corpulenter Mann, seinem Bruder ganz unähnlich. Er trug einen starken, melirten Vollbart; seine Züge waren unfein, aber sein Französisch war so ausgezeichnet und seine Sprache so gewählt und verbindlich, daß er dadurch den sonstigen Eindruck milderte. Radu kannte ihn dem Rufe nach: er galt für sehr intelligent, aber ganz gewissenlos; darum war er ein brauchbarer Mensch in den Augen des Premierministers, der ihn durch einige ihm bekannte Betrügereien ganz in der Hand hielt und nach Belieben verwendete.

Radu fühlte sich durch diesen Besuch sehr geehrt; er sah darin einen Erfolg seines gestrigen Auftretens; vorhin schon hatte er sich vorgenommen, sein Gegenüber etwas auszuhorchen nach dem, was ihr Geheimpolizist, den er gestern im Saale bemerkt, über die Versammlung rapportirt hätte.

Malfaki motivirte seinen Besuch in höflichster Form: er käme wegen des Processes, den Radu gestern in so selbstloser Weise und so talentvoll plaidirt habe, den Proceß dieses armen Schmitt. Er wollte ihn, den Advocaten der Familie, fragen, was er von den Aussichten der Leute dächte?

Radu hatte Schmitt's Proceß schon abgethan und garnicht daran gedacht, den Recurs an den Cassationshof einzureichen; nur der Stachel, daß Anna ihn be-

trogen, war geblieben. Jetzt beklagte er die Leute — er entsann sich, daß Malfaki an jenem Unternehmen mitbetheiligt gewesen —, und erklärte den ganzen Proceß für eine Ungerechtigkeit: er habe aber die Hoffnung, daß er am Cassationshofe noch gewinnen werde.

Radu konnte ja nicht wissen, daß Sepadat und Malfaki sich verständigt hatten, daß Beiden gleich sehr daran gelegen war, Schmitt unschädlich zu machen, dem Einen aus Haß, dem Anderen des Gewinnes halber. Malfaki war aber viel zu erfahren, um jetzt mehr zu sagen. Er bedauerte nur, daß es zu früh sei, um Radu's reizender Frau, von der er so viel gehört, seine Aufwartung zu machen; er käme aber in den nächsten Tagen mit seinen Töchtern wieder, denn diese wünschten dringend, Lisa's Bekanntschaft zu machen.

Radu fühlte sich sehr geschmeichelt; nach Malfaki's Weggang überlegte er lange, warum derselbe eigentlich gekommen sei — sicher war es der erste Fühler, den die Regierung nach ihm ausstreckte! Also hatte er sich gestern wirklich als eine Kraft documentirt, um die man sich riß. Nun galt es, sich dem Meistbietenden zu verkaufen.

In diese Kammer wurde er jetzt, wo er sich zum Haupt der unversöhnlichen Judenfeinde aufgeworfen hatte, auch gegen den Willen der Regierung gewählt, besonders wenn er in der Moldau candidirte; einmal im Besiz des Mandats, konnte er ja mit sich reden lassen! Ja, wenn seine Jugend nicht wäre, konnte er über's Jahr Minister sein — für einen Mann unter dreißig war das jedoch schwer, und sein officiellcs Alter betrug erst sechsundzwanzig Jahre!

Heute noch wollte er mit Lisa den Töchtern Konstantin Malfaki's einen Besuch machen; es sollten nette Mädchen sein, vielleicht war es ein anregender Umgang für ihn. Wenn doch erst George Abuteanu zurück wäre, durch den konnte er sich am besten in die Gesellschaft einführen lassen; leider war George immer noch mit seiner jungen Frau in Paris.

George Abuteanu's Heirath mit seiner Cousine hatte ohne Schwierigkeiten vor sich gehen können, denn Solo hatte in einer Audienz die Fürstin beschworen, sich beim Fürsten für die Ertheilung des Consenses zu verwenden: Ihr Vetter George und sie hätten sich von Kindheit an geliebt — wie namenlos unglücklich sei sie geworden, als ihr Vater sie einem Anderen gegeben, wie sehr habe sie gelitten, ehe es zur Scheidung kam! Nun aber sei die alte Liebe wieder hervorgebrochen, und sie würden auswandern, wenn sie den Consens nicht bekämen!

Gerührt hatte die Fürstin versprochen, ihr Möglichstes zu thun; damit waren die Wege gebahnt.

Auch Frau Abuteanu gab ihren Widerstand auf; sie schien immer mehr Energie zu haben, als sie wirklich hatte; wer es wagte, ihr entgegenzutreten, hatte meistens Erfolg; nur flößte sie solchen Respect ein, daß man es selten wagte. Alle Milde und Nachsicht, die sie gegen ihre Nichte gehabt hatte, warf sie sich nun vor und schuldigte sich selbst an, dadurch diese Heirath erleichtert zu haben. Ihre Schwiegertochter war ihr zuwider, und sie genirte sich nicht, es Jedem zu sagen.

Die Trauung fand auf Abuleschti, dem schönsten

der Familiengüter, statt; gleich nach derselben reiste das junge Paar nach Paris ab, von wo es erst zu Weihnachten wieder zurückerwartet wurde.

Frau Abuteanu aber beschloß zu Lisa's großem Leidwesen, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben.





## 5. Kapitel.

**N**achdem Deliu sich von dem ersten Entsetzen über die nächtliche Begegnung mit Radu erholt hatte, begannen allmählich in ihm die alten Gefühle für Anna wieder die Oberhand zu gewinnen — Daran freilich konnte er nicht mehr zweifeln, daß dieser Schuft es verstanden hatte, sich in ihre Gunst einzuschleichen! Der Gedanke war ihm furchtbar, aber durfte er sich durch ihn bestimmen lassen, der armen, doppelt bemitleidenswerthen Frau seinen Beistand zu entziehen?

Lange ging er mit sich zu Rathe, woher er eine größere Summe für sie beschaffen könne; er selbst besaß nur sechshundert Frank, und mehr würde er vom Trödler für den Hausrath auch nicht bekommen.

Als er mit dem jüdischen Händler über die Betten und übrigen Möbel feilschte, ward ihm ein Telegramm gebracht: „Erwarte Sie morgen Rufschnuck, Mittags-schiff! Anna.“

Gleich darauf fuhr Lisa's Wagen vor. Zuerst glaubte sie, es wäre „großes Reinmachen“, dann ver-



muthete sie einen plötzlichen Wohnungswechsel; als Deliu ihr aber sagte, Anna sei zu ihrem Manne nach Giurgiu gezogen, blickte sie ihn starr an. Er machte ihr mit den Augen ein Zeichen, daß er vor den Leuten nicht mehr sagen könne, und begleitete sie an ihren Wagen. Dort erzählte er ihr von der gestrigen Gerichtsverhandlung — sie wollte ihn unterbrechen und beherrschte sich nur mühsam, allein er merkte doch, daß sie von der Wahrheit nichts wußte; so berichtete er, daß Schmitt's aus dem Lande geflüchtet seien, um der Verhaftung zu entgehen. „Für immer?“ fragte sie entsetzt.

„Natürlich!“

„Um Gottes Willen!“ rief Lisa aus. „Ist denn nichts mehr zu machen?“

Er sah sie an, und sie fühlte in diesem Blicke einen Vorwurf, den sie nicht verstand.

„Das Urtheil kann cassirt und ein neues, günstigeres erwirkt werden, — aber wiederkommen werden sie nicht!“

„Es kann cassirt werden? Es muß! Sie dürfen doch nicht mit dem Makel der Unehrllichkeit durch die Welt gehen!“

Deliu stand wie auf Kohlen, er mußte in's Zimmer zurück, sonst stahl ihm der Trödler die besten Sachen. So zuckte er nur die Achseln und sagte, sich verbeugend:

„Ich küß' die Hand, gnädige Frau.“

Der Kutscher fuhr fort. Lisa war so erregt, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte. Sie mußte vor allen Dingen Radu fragen; Radu war aber nicht zu Hause — er war bei seinem Gegenüber. Geld brauchte Anna Schmitt jedenfalls. — Deliu konnte ihr ja sagen,

daß er die Möbel theurer verkauft habe. So nahm sie fünfhundert Frank aus ihrer niedlichen Schatulle und fuhr wieder den weiten Weg zurück. Wenn sie Deliu nur noch fand!

Er war noch da. Sie wollte sich als Erinnerung etwas kaufen. Ein kleines Bücherbrett entriß sie noch dem Trödler und winkte dann Deliu in eine Ecke und gab ihm das mitgebrachte Geld. Er schwankte einen Augenblick: Die Goldstücke aus Radu's Hause kamen ihm wie Sündengeld vor, aber er hatte kein Recht, Anna diese Summe vorzuenthalten.

Lisa fuhr wieder nach Hause. Sie war noch immer sehr aufgereggt und hatte ein so erbittertes Gefühl gegen Radu, daß sie vor sich hin murmelte: „Aber Radu, warum hast Du mir das nicht gesagt?“

Sie traf ihn im Vorzimmer; er war ärgerlich, daß sie fortgefahren war, er hatte den Wagen brauchen wollen. „Endlich!“ rief er. „Mach' Dich fertig und komm' mit mir zu Konstantin Malfaki, um seinen Töchtern einen Besuch zu machen!“

„Radu,“ unterbrach sie ihn, „eben hab' ich den unglücklichen Ausgang des Schmitt'schen Processes erfahren — warum hast Du mich belogen?“ Sie war erregt und stieß das „belogen“ scharf hervor.

Er wandte sich um und antwortete ihr von der Thüre aus: „Ehe Du Dir nicht eine anständigere Art angewöhnst, mit mir zu reden, gebe ich Dir überhaupt keine Antwort!“

Damit ging er die Treppe hinab, und gleich darauf hörte sie ihn davonfahren. Vor Zorn stürzten ihr

die Thränen aus den Augen, sie lief in ihr Schlafzimmer und warf sich schluchzend auf ihr Bett. Bald weinte sie darüber, daß Radu sie so hatte anfahren können, bald über ihre eigene Thorheit, daß sie „belogen“ gesagt, bald über die arme Frau Schmitt und deren unsichere Zukunft.

Dies war der erste Streit in ihrer Ehe — in allen Büchern aber, welche jungen Frauen Rathschläge ertheilen wollen, steht zu lesen, daß es der erste Streit ist, den man vermeiden soll! Sie hatte sich so fest vorgenommen, nie Veranlassung dazu zu geben, nun hatte sie es doch gethan! War es für Radu nicht schon schlimm genug, daß er in einer Sache, in der er so viel Edelmuth bewiesen, keinen Erfolg hatte? Mußte sie es ihm vorwerfen? — Er hatte es ihr gewiß nur verschwiegen, um sie nicht zu betrüben! — Ueberhaupt, wie verwöhnte er sie, wie gütig war er jeden Tag, jede Stunde gegen sie; und wie hatte sie es ihm gelohnt! Ihre erste böse Stimmung hatte sie nicht beherrschen können, sondern ihn damit gekränkt! —

Radu ging zuerst in den Klub, wo er seine gestrigen Lorbeeren noch einmal zu pflücken gedachte, dann auf die Redaction der Patria, um den Bericht über seine Rede durchzusehen, ehe derselbe gesetzt wurde; schließlich fuhr er auf die Chaussee hinaus, wo es in dieser Jahreszeit zwischen vier und sechs Uhr am belebtesten war. Ihm schien, als ob er wirklich schon mehr als sonst die Aufmerksamkeit auf sich zog; um sechs Uhr kaufte er alle Zeitungen, um zu sehen, wie und ob man über ihn sprach: Im ganzen war er mit dem Resultate zufrieden;

selbst ein der Regierung nahestegehendes Blatt erwähnte seiner bestechenden Rednergabe. Dann kehrte er nach Hause zurück.

Lisa hatte oben auf dem Treppensflur gelauscht, ob er es sei, dann war sie in sein Toilettenzimmer geeilt, um ihn hier zu empfangen und mit zitternder Bärtlichkeit um Verzeihung zu bitten. Er war ganz überrascht, da er den Vorfall lange vergessen hatte; und als sie sich die bittersten Vorwürfe machte, daß sie die zarte Fürsorge, mit der er jene betäubende Nachricht von ihr ferngehalten, so schlecht gelohnt habe, erwiderte er lachend: „Du bist doch ein Schäfchen!“

Nachher jedoch, bei Tische, ging er auf das Thema ein: „Was hätte es genutzt, es Dir zu sagen? Sehr gegen meinen Willen hast Du es so früh erfahren. Daß die Leute übrigens gleich Angst bekommen haben und davongegangen sind, ahnte ich selbst auch nicht.“ Ihn beruhigte diese Nachricht — darum also! Er hatte es sich auch garnicht erklären können! Er wußte doch, daß Anna ihn liebte! Sollte er nun versuchen, auf einen Tag zu ihr hinüber zu fahren? Ihn stak ein Stachel im Fleisch, seitdem er sie geküßt, und nur sie konnte ihn herausziehen; vergebens hatte er gestern versucht, sich dieses Gefühls in Gesellschaft Anderer zu entledigen, nur sie hatte für den Augenblick den prickelnden Reiz für ihn, alle Anderen waren fade. Er kannte diesen Zustand: das war eins seiner Strohfeuer, die selten länger als einige Tage währten; so lange aber brannten sie stark und heiß genug! — —

Der Verkehr zwischen Lisa und den Fräulein Mal-

fafi's gestaltete sich bald zu einem sehr regen. Die Mädchen waren im Charlottenburger Augusta-Stift erzogen und freuten sich über diesen Umgang mit einer Deutschen, mit der sie von Berlin schwärmen konnten; sonst lebten sie ganz zurückgezogen. Auch Lisa fand sich von den Mädchen, die Deutschland so verehrten, warm angesprochen, wenn sie auch seit ihrer Verheirathung bestrebt war, alles Deutsche abzulegen, und innerlich fast bedauerte, nicht derselben Nationalität anzugehören, wie der geliebte Mann. Daß Lisa jünger war — Zoë Malfafi zählte schon vierundzwanzig, Lucy zwanzig Jahre —, wurde durch ihre Würde als verheirathete Frau leicht ausgeglichen. Gegen Radu waren beide Mädchen außerordentlich zurückhaltend; seine Art und Weise stieß sie offenbar ab; er aber nannte sie prüde und langweilig.

Das Malfafi'sche Haus war eigentlich immer nur ein provisorisches. Eigenthümlich genug, daß die Mädchen bei dem Bagabundenleben, das sie führen mußten, eine so strenge, ernste Richtung hatten: wahrscheinlich eine Frucht ihrer deutschen Erziehung. Immer herrschte Geldmangel im Hause; Konstantin Malfafi konnte die größten Einnahmen haben, — in seinen Händen zerrann das Geld. Einen Theil verspielte er, den andern warf er einfach zum Fenster hinaus. Seine Kinder kannten ihn fast nur in Geldverlegenheit und schrieben das seinem Unglück, oft auch der Schlechtigkeit der Nebenmenschen zu; der „gute Papa“ war ganz schuldlos! Da die Mädchen sehr stolz waren und meinten, außer ihnen kenne Niemand die Verhältnisse des Hauses, so hatten

sie es bewunderungswürdig gelernt, den Schein zu wahren, auch in der größten Dürftigkeit. Sie fertigten sich ihre Toilette selbst an, und zwar mit solchem Geschick, daß sie stets elegant gekleidet waren.

Schlimm war nur, daß sie das im Geheimen thun mußten, denn der Papa würde in großen Zorn gerathen sein, wenn er gemerkt hätte, daß seine vornehmen Töchter sich so weit vergessen konnten! Er war sehr hochmüthig; aber daß seine Dienstboten oft monatelang keinen Lohn bekamen, störte ihn nicht. Gerade das quälte nun Zoë, welche dem Hause vorstand, derartig, daß sie oft darüber nicht einschlafen konnte. Sie mußte das Murren der Leute anhören; beim Herrn wagten dieselben sich nicht zu beklagen. Hätte sie nur arbeiten und etwas erwerben dürfen — aber ihre nächste Pflicht war, dem Vater zu gehorchen. So wanderte fast alles, was der Vater den Töchtern für ihre Toiletten gab, in die Cassé für den Leuteloohn; da aber viele Dienstboten gehalten wurden, reichte es nicht.

Als Lisa einmal den Namen Frau Albuteanu's, der Tante der Mädchen, erwähnte, sagten diese etwas bitter: Seitdem ihr Vater sein Vermögen verloren, hätten die Geschwister sich von ihm abgewandt, da dieselben es unehrenhaft fänden, daß er arbeite, um sich sein Brot zu verdienen. Und wie fleißig arbeite der Vater!

Lisa wußte nicht recht, was er eigentlich „arbeitete“, wagte aber nicht zu fragen; später erfuhr sie von ihrem Manne, daß er Commissionär war, d. h. Lieferungsverträge vermittelte.

Die beiden Mädchen waren einander sehr unähn-

lich; die älteste, Zoë, hatte in ihrem Charakter etwas von der Energie ihrer Tante, nur daß es mädchenhaft unausgesprochen ward.

Sie war eine Schönheit. Neider sagten von ihrem Antlitz, daß es wie eine Camöe sei, so fein geschnitten — leider aber auch todt und geistlos wie Stein. Lucy war nicht so schön, aber ein lustiges, lebhaftes und schalkhaftes Ding, so daß die Schwestern nie Langeweile hatten. Nach außen, besonders gegen fremde Herren, waren sie Beide so reservirt, daß sie als unnahbar und hochmüthig verschrieen waren. Von ihrer großen Verwandtschaft, die in der Stadt und über's ganze Land verbreitet saß, verkehrte nur ihr Vetter Nisipesku, Lolo's Bruder, mit ihnen. Ihr Verhältniß zu ihm war ein ganz brüderliches; ihm war es auch gestattet, sie manchmal zu begleiten, wenn der Vater keine Zeit hatte und sie ausgehen mußten.

Beide Schwestern vergötterten den Vater, trotz der Angst, die sie vor seiner Hestigkeit hatten; sie sahen ihn eigentlich an wie ein Genie, das an den verkehrten Verhältnissen des Landes Schiffbruch gelitten: Sein Vermögen hatte er eingebüßt, weil er eine rumänische Nationalindustrie zu schaffen versucht hatte — Niemand verstand ihn, Niemand förderte ihn, seine Verwandten waren in orientalischen Vorurtheilen befangen, nur er hatte auf den Weg hingewiesen, auf welchem dem Rumänenvolke Culturelemente zu Theil werden konnten! Kurz, seinen Töchtern war er ein Held — wenn sie von Christoph Columbus lasen, fühlten sie sich an ihren Vater erinnert; alle verkannten Größen der Geschichte

theilten ihres Vaters Loos! Und dann kamen sie sich beneidenswerth vor, daß sie ihm den Tschibuk, den er gern rauchte, zurecht machen durften, und waren glücklich, wenn er den türkischen Kaffee lobte, den Lucy nach Tische bereitete.

Er aber war auf seine Art ein sehr liebender und guter Vater; erkrankte einmal eine der Töchter, so pflegte er sie selbst mit frauenhafter Unermüdllichkeit; er hatte ihnen die beste Erziehung geben lassen und war stets auf kleine Ueberraschungen und Freuden für sie bedacht. Nur daß er ihnen zu Liebe aufgehört hätte, ein Verschwender und Spieler zu sein — nein, das war unmöglich.

Jede der Töchter hatte von der Mutter ein kleines Capital, das bei der Verheirathung ausgezahlt werden sollte; deshalb war er eigentlich auch nicht besorgt um ihre Zukunft. In diesem Winter sah er sich ernstlich nach einem Manne für Zoë um, nur waren die Ansprüche, die er stellte, zu hoch: Reich, jung, aus der besten Gesellschaft, intelligent, in angesehener Stellung! Man neckte ihn in seinem Klub, und Fresino meinte einmal: „Schade, daß der Fürst schon verheirathet ist; der würde ihm sonst vielleicht als Schwiegersohn passen!“ — Worauf Malfaki, als er es erfuhr, erwiderte: „Warum nicht? Meine Familie ist ebenso alt wie die des Fürsten, mein Großvater hat so gut regiert wie er, und meine Tochter kann sich mit jeder Prinzessin messen.“ Seitdem hießen die Malfaki'schen Töchter nur die kleinen Hoheiten. Gut, daß sie nichts davon ahnten, es hätte sie sonst noch scheuer und reservirter gemacht.



Hätte man Zoë gefragt, wen sie wohl heirathen möchte, sie wäre gewiß roth geworden, und Lucy hätte gelacht. Denn seit zwei Jahren neckte Lucy die ältere Schwester mit „ihm“, „dem Retter“, wie sie ihn auch nannte: Gerettet hatte er freilich nur ihren Muff, aber das machte nichts. Jedesmal, wenn Lucy von „ihm“ anfing oder plötzlich auf der Straße ihre Schwester anstieß: „Da ist er!“ erröthete Zoë und that, als ob sie sich ärgerte. Sie hatten ihn anfangs für einen Ausländer gehalten, weil er so außerordentlich gut Schlittschuh lief und immer zu einer Tageszeit auf die Eisbahn im Cismigiu kam, wo es wenig Menschen und keine Musik gab, und weil er sie nie so unverschämt angestarrt hatte, wie ihre Landsleute es thaten. Nicht, daß er nicht eigentlich auch unverschämt aussah mit seinen langen Gliedmaßen, die er nonchalant bewegte, und dem ewigen Monocle im einen Auge; aber er hatte sie einmal flüchtig mit dem Blicke gestreift, wie man etwas Hübsches ansieht, was Einen nicht weiter interessirt, und hatte sich dann nur um seine eigenen Füße und Schlittschuhe gekümmert.

„Es ist ein Russe,“ hatte die Wirthschafterin gemeint, welche die jungen Mädchen jeden Morgen auf die Eisbahn begleitete, und die Kinder hatten ihr beigestimmt.

Dann war der „Rettungstag“ gekommen: Zoë fiel hin, ihr Muff rollte fast bis in die offene Stelle, aus welcher Eis geschlagen wurde, und von dort holte „Er“ denselben wieder, nachdem er Zoë beim Aufstehen behülflich gewesen war. Seitdem hatte er sie auf dem Eise gegrüßt. Das war nun schon zwei Jahre her; im ver-

gangenen Winter aber hatten sie keine Begleitung zur Eisbahn gehabt und das Vergnügen daher aufgeben müssen; sie waren „Ihm“ zwar verschiedentlich auf der Straße begegnet, aber er hatte sie nicht wiedererkannt.

Vor einiger Zeit nun, als sie einmal mit ihrem Better Nisipesku ausfuhren, hatten sie den Namen des Unbekannten erfahren. „Es ist der bekannte Deputirte Fresino, der schon einmal, vor ein paar Jahren, Minister gewesen ist; ein netter Kerl, aber eigentlich ein unausstehlicher Kauz!“ meinte der Better.

„Ist er verheirathet?“ fragte Lucy und sah ihre erröthende Schwester lächelnd an.

„O nein, ein erklärter Weiberfeind.“

Seitdem interessirten sich die Schwestern natürlich noch viel mehr für ihn; sie lasen die Kammerdebatten, in die er eingriff, selbst wenn es sich darin um Einfuhrzölle handelte; kurz, sie machten sich aus dem kleinen Vorfall auf dem Eise einen unschuldigen Roman zurecht.

Als Lisa hörte, daß ihre neuen Bekannten Schlittschuh liefen, hatte sie den dringenden Wunsch, es auch zu lernen. Radu freilich hatte einen Widerwillen gegen alle körperlichen Uebungen, besonders wenn Wasser, gefrorenes oder ungefrorenes, das Medium derselben war; er nannte es z. B. eine norddeutsche Barbarei, sich kalt zu baden; aber daß Lisa mit den Fräulein Malfaki's Schlittschuh laufen lernte, war ihm ganz recht, nur brachte er es nicht über sich, sie zu begleiten.

Die Mädchen hatten ganz frühe Stunden gewählt, von neun bis elf Uhr, und Lisa, welche in ihrer Eigenschaft als verheirathete Frau ihnen als Schutz gelten

konnte, holte sie immer schon vor neun Uhr ab. Sie waren ganz kindisch lustig bei diesen Morgenerpeditionen; die Sonne, die so hell vom blauen Himmel schien und sich so vergeblich mühte, die fünfzehn Grade Frost zu mildern, und so kalt und gleißend auf den schnee-geschmückten Bäumen des Stadtparks glitzerte, mußte jeden Menschen heiter stimmen.

Lucy hatte es ihrer Schwester vorher gesagt, daß sie Fresino oder Fre, wie sie ihn nannte, treffen würden; was sie aber überraschte, war, daß Lisa den interessanten Mann kannte. Da Radu ihm seinen Besuch gemacht, so hatte Fresino natürlich bei Frau Sopholides Karten abgegeben und war in der Folge einmal zu Tisch geladen worden. Er war zwar unter einem plausiblen Vorwande nicht gekommen, weil er den Umgang nicht wünschte, hatte aber seinen Besuch wiederholt und dabei Lisa kennen gelernt. Sie war, was ihr Mann ihr schon öfter vorgeworfen, noch ziemlich ungeschickt, wenn sie Besuche empfing, nicht sicher genug, wußte nicht ordentlich zu unterhalten; Fresino jedoch, der sich Sopholides' Frau ganz anders vorgestellt, hatte an ihrer verlegenen Art besseres Gefallen, als an den abgerundeten Formen des „alten jungen Mannes“, wie er Radu getauft.

Auf dem Eise nun stellte Lisa ihn ihren Freundinnen vor. Beide neigten ein wenig den Kopf und öffneten den Mund nicht, so lange Fresino in der Nähe blieb. Lisa war darüber nicht wenig erstaunt: sie hielt sich selbst schon für verlegen, aber so etwas war ihr noch nicht vorgekommen! Als sie nachher die Mädchen

deswegen zur Rede stellte, erzählten Lucy und Zoë, daß sie den Herrn eigentlich schon gekannt hätten.

„Aber das ist doch kein Grund, solche Gesichter zu machen!“ rief Lisa aus. „Ich dachte, er müßte Euch mindestens 'mal bestohlen haben, nach der Art, wie ihr ihn behandeltet!“ — Jetzt nahm sie sich vor, ihre Freundinnen näher mit Herrn Fresino bekannt zu machen: ihr brennendster Wunsch war, die beiden Mädchen zu verheirathen, und Fresino war frei! Bei Zoë's und Lucy's Schönheit konnte das garnicht fehlen; und wenn Fresino auch nicht mit Radu zu vergleichen war, es war doch wunderschön, verheirathet zu sein, allein ausgehen zu dürfen und ein eigenes Haus zu haben!

Freilich machte ihr Haus ihr manchmal Sorge; sie war überzeugt, daß sie bestohlen wurde, ohne im Stande zu sein, den Verdacht auf einen Bestimmten zu lenken. Am unangenehmsten war ihr der Diener, aber Radu wollte von dessen Entlassung nichts hören und schuldigte immer die Jungfer an.

„Die Person hat ein widerwärtiges Gesicht!“ pflegte er zu sagen. „Und Du weißt, ich verstehe mich auf Physiognomik. Schick' sie fort, ehe es zu spät ist!“

So hatte Lisa der Bertha schließlich gekündigt und suchte jetzt eine französische Kammerfrau. Radu warf ihr die Vorliebe für Deutsche so oft vor, daß sie ihm zu Liebe gewiß nur noch Rumänen oder Franzosen in ihren Dienst nehmen wollte. Aus demselben Grunde ging sie am Weihnachtsfeste auch nicht in die protestantische Kirche, sondern besuchte mit den kleinen Mal-

fafi's den griechischen Gottesdienst in der Doamna-Balafcha-Kirche. Sie verstand das Kreuz gerade so gut zu schlagen wie die Anderen, und wenn ihr die Form des Gottesdienstes auch unsympathisch geblieben war, so sagte sie sich doch, daß die wahre Religion im Herzen säße.

Zu ihrer großen Ueberraschung aber erklärte Radu nachher, daß es lächerlich von ihr sei, in die griechische Kirche zu gehen — warum habe sie ihn nicht vorher gefragt?

„Aber ich that es, weil es Deine Religionsform ist, und weil unsere Kinder, wenn wir einmal welche haben, auch griechisch-katholisch werden!“

„Meine Religionsform ist die Politik, und Kinder gedenke ich nicht zu haben, die würden mich nur stören.“

„Später meine ich, wenn Du eine gesicherte Stellung hast,“ entgegnete sie.

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein; die Menschheit vermehrt sich so wie so zu schnell!“

Sie setzte sich neben ihn und legte ihren Arm um seinen Hals: „Siehst Du, Radu, es müßte so wunderschön sein, einen kleinen Jungen zu haben, der gerade so ausfähe wie Du, der auch immer die Augenbrauen so zusammenzöge wie Du jetzt, mit denselben niedlichen Gesten — ich glaube, ich würde unmenschlich stolz sein!“

„Ich bin überzeugt, daß unsere Kinder häßlich und dumm würden.“

„Aber um Gottes Willen, warum?“

„Wir sind zu verschiedener Rasse!“

„Ich glaubte, gerade die Kreuzung der Rassen.....“

„Nein, das gilt nur für Thiere! Ganz abgesehen aber vom Mitleide mit unsern Würmern — ich selbst, im eigenen Interesse, möchte keine!“

Solch' ein Wort ging Lisa wohl tief in's Herz; aber daß sie das quälte, machte sie sich dann wieder zum Vorwurf, denn sie hatte Radu zu ihrem Gotte gemacht, und der war unfehlbar. So oft in den langen Nachtstunden, wenn sie vergeblich auf seine Heimkehr wartete, hatte sie sich das Eine gesagt, daß sie an ihn fest glauben müsse, daß kein Zweifel an ihm aufkommen dürfe. Sie hatte feinetwegen — damals noch nicht bewußt, sondern instinctiv — ihre Heimath verlassen und alle Bande des Blutes zerrissen, sie mußte fest zu seiner Fahne schwören und keinen Willen haben außer dem seinen und kein Urtheil außerhalb des seinen!

Meistens hielt sie der Rausch der blinden Liebe umfassen; dann freute sie sich gedankenlos des Seins. Alles war schön, was für ihn war und durch ihn — so war ihr ganzer Tageslauf. Oft kam sie sich fast verdummt vor: aber es ist ja der Sonnenschein, vor dem das Sternenlicht erbleicht, und wozu brauchte sie Flug zu sein, wenn er sie so liebte?

Und er liebte sie, er fand sie immer noch schön — nicht mehr so wie in den ersten Wochen, aber das war wohl seine Art; die ihre war es, ihn jeden Tag lieber zu gewinnen. Er war sehr beschäftigt und fast jeden jeden Abend aus, aber das wußte sie ja, daß er einen schweren Anfang hatte: Da waren die Versammlungen des Patriacomites, die Wahlreisen nach der Moldau,

sein Erbschaftsproceß und all' die politischen und Preßproceße, die ihm vom Comite übertragen wurden!

Was Lisa aber nicht wußte, war, daß Radu endlich eine Schauspielerin nach seinem Geschmack entdeckt hatte, eine Südfranzösin, die mit ihrer Truppe für den Winter nach Bukarest gekommen war und ganz un-nachahmlich Chansonetten sang und einen Wortwitz besaß, um den Alle sie beneideten. Natürlich ward sie von der ganzen Jugend der Hauptstadt umlagert, und Radu war nicht der Einzige, der sich für sie ruinirte.





## 6. Kapitel.

**I**m Frühling verlangte Radu plötzlich, daß Lisa sich einschränkte, denn er brauche viel Geld für seine Wahl. Einige zwanzigtausend Frank waren alles, was er noch besaß, und seinen Proceß hatte er in der zweiten Instanz verloren, was einen Aufschub von -fast einem Jahre für seine Erbschaft bedeutete; während des ganzen Winters aber hatte er in seiner Praxis nur zweitausend Frank eingenommen. Freilich bezog er tausend Frank monatlich als Redacteur der Patria, ein Posten, den Deliu bis dahin für fünfhundert Frank bekleidet hatte. -

Deliu war wieder zum Redacteur des Feuilletons herabgedrückt; John Malfaki arbeitete nicht gern mit ihm, weil er kein Mann der Gesellschaft war; um so lieber war ihm Radu; der traf immer seine Absichten und war dabei von so angenehmen Manieren: Wie hübsch hatte er gleich den Geldpunkt geregelt durch die offene Erklärung: „Ich habe mein Leben ein bischen zu großartig angefangen und kann den Posten nicht



unter tausend Frank bekleiden, mich kostet allein die Equipage soviel!“ Malfaki konnte Offenheit gut leiden und war gleich auf die Bedingung eingegangen. Dafür hatte Radu während des ganzen Winters in geschickt geschriebenen Leitartikeln die heftigsten Angriffe auf die Regierung gemacht, und als man eine Beleidigungs-klage gegen ihn erhob, seine Freisprechung erwirkte. Natürlich war er durch diese Anklage nur populärer geworden; Malfaki nannte ihn das enfant terrible der conservativen Gruppe, und Radu wurde innerhalb derselben auf jede Weise verwöhnt. Er wußte genau, worin seine schriftstellerische und rednerische Stärke bestand, und daß er unwiderstehlich wirkte, sobald er zu dem „Brustton der Ueberzeugung“ griff, sobald er von den ewigen Wahrheiten oder von den entsetzlichen Leiden dieses gehetztesten allen Wildes, des Menschen, sprach! Er hatte eine Virtuosität, jedes Thema vom sogenannten höheren Standpunkte zu betrachten, sich selbst und damit auch die Anderen durch seine schöne Sprache zu rühren. Am meisten aber rührte er seine Frau, der jedes Wort von ihm im Herzen nachzitterte, und die jetzt, wo die Wahlen vor der Thür standen, nur noch in der glücklichen Ueberzeugung lebte, daß er, ihr Radu, berufen sei, eine ganz neue Aera in der Geschichte seines Landes einzuleiten. Alles mußte er ihr zu erklären: auch daß Wahlbestechung nicht unmoralisch sei angesichts eines großen Zweckes! Hatte Oesterreich nicht der Türkei vor hundert Jahren durch Bestechung die Bukowina abgewonnen? Das war nicht unmoralisch gewesen, denn es geschah, um diese Provinz einem Culturlande einzuverleiben, und durch

ihre Bestechlichkeit bewiesen die Türken, daß es die richtige Waffe war, mit der man sie angriff!

Auch über seinen Proceß war sie vollkommen beruhigt; sie wußte jetzt, daß er das höhere Recht auf jenes Geld besaß, weil er es nicht zum eigenen Vortheile verwenden wollte, sondern für das Gemeinwohl. Die Patria hatte schon die Mittheilung gebracht, daß er gleich nach Antritt der Erbschaft ein Gymnasium bauen werde.

Nun war der Mai gekommen; Radu hatte sich zu den Wahlen nach Jassy begeben. Seine Candidatur war sicher, und Lisa wäre gern mitgereist, um seinen ersten Wahltriumph mit zu erleben; allein er hatte nachdrücklich hervorgehoben, daß sie sich einschränken müßten.

Seit dem Winter arbeitete sie wieder heimlich an den Auszügen für das rumänische Lexikon, denn Radu hatte einmal geäußert, er müsse dasselbe nächstens in Angriff nehmen: was er nicht selbst thäte, geschähe nicht! Wenn sie so still saß, wanderten ihre Gedanken oft von der mechanischen Arbeit zu ihm. Manches war ihr so eigenthümlich an ihm geworden, und sie hatte Niemanden, mit dem sie darüber reden konnte.

Der Diener brachte Lisa die Zeitungen und einen Brief. Das war gewiß wieder ein Bettelbrief! Lisa kannte schon dies Format und diese Art Handschrift und hatte keine Lust, ihn zu öffnen. Schließlich that sie es doch. Der Brief war in deutscher Sprache abgefaßt, aber ohne Unterschrift. Ein anonymes Brief! Sie hatte noch nie einen bekommen, obgleich man ihr so oft gesagt, daß sie hier zu Lande etwas sehr Gewöhnliches seien —

Der erste anonyme Brief! Sie hatte ordentlich Herz-  
klopfen.

Als sie ihn gelesen, schob sie ihn mit den Finger-  
spitzen von sich und sah sich erschreckt um, ob auch Nie-  
mand im Zimmer sei. Sie spürte einen physischen  
Schmerz am ganzen Körper und konnte sich kaum auf-  
recht halten. Ob sie es glaubte oder nicht, wußte sie  
nicht; all' die Scheußlichkeiten und Gemeinheiten, die  
sie gelesen, hatten auf sie gewirkt wie die Explosion einer  
Bombe aus unmittelbarster Nähe: in der Betäubung  
fühlt man nicht, ob man verwundet ist oder nicht.

Wie konnte man so etwas schreiben! Und wer?  
Wer war es? Gerade diese Frage beschäftigte sie vor  
allem, vielleicht weil sie an den Inhalt garnicht zu  
denken wagte, so entsetzlich war er! — Sollte es einer  
ihrer entlassenen Dienstboten sein? Sie dachte an  
Bertha, aber es lag etwas Giftigeres im Briefe, als die  
haben konnte; auch waren es Sachen, von denen ein  
Dienstbote nichts wissen kann. Außerdem war der Brief  
absichtlich, nicht aus Unkenntniß, schlecht und falsch ge-  
schrieben.

Sie überwand sich und las noch einmal. Jetzt erst  
verstand sie alles ganz. O, Gott, wenn doch Radu da  
wäre! Wie sollte sie es ertragen, bis morgen oder  
übermorgen in dieser Unsicherheit, dieser quälenden Er-  
regung zu warten? Oder sollte sie ihm garnichts davon  
sagen? Sie hatte ihm noch nie etwas verheimlicht, nicht  
den leisesten Gedanken! — Sollte Deliu der Schreiber  
sein? Sie wußte, daß er Radu nicht leiden konnte,  
seitdem er durch ihn bei der Patria verdrängt war.

Nein, Deliu war es nicht. So etwas schreibt nur eine Frau! — Lolo? — Lisa ging auf und ab; hatte George Albuteanu's Frau ein Interesse daran, ihr einen solchen Brief zustellen zu lassen? Immerhin blieb es merkwürdig, daß ihre Gedanken stets wieder zu Lolo zurückkehrten; es überkam sie eine Art Tollkühnheit, sie sprang auf, kleidete sich an und fuhr zu ihr. Nicht, daß sie sie direct fragen wollte, nein — aber ihr war, als würde sie es ihr von den großen impertinenten Augen ablesen!

Radu und Lisa standen mit den jungen Albuteanu's auf recht freundschaftlichem Fuße. George war allerdings vor seiner Frau ängstlich zurückhaltend gegen Lisa, gewiß quälte Lolo ihn mit ihrer Eifersucht; — allein zwischen ihm und Radu herrschte die wärmste Freundschaft, sie sahen sich beinahe täglich. So hatte auch Radu ihm die Idee zu der Arbeit gegeben, die ihn jetzt beschäftigte: Auf einem seiner Güter waren interessante Münzfunde gemacht worden; diese und die früheren rumänischen Münzfunde gedachte er nun zu verarbeiten, und es war ihm eine sehr nützliche Acquisition, daß Deliu sich bereit fand, ihm als Secretär zu dienen.

Gleich nach Beendigung der numismatischen Studie wollte er sich an die Publicirung einiger alter, im Besitze der Familie befindlicher Manuscripte machen — Ueberhaupt sollte seine ganze Kraft der Wissenschaft gehören, wenn er auch diesmal noch sich durch Radu hatte überreden lassen, seine Candidatur zum Deputirten aufzustellen.

Deliu warf sich, seinem Naturell entsprechend, mit Begeisterung auf die neue Arbeit; er ließ seinen allego-

rischen Roman liegen und schwor nur noch auf Abuteanu. Seit Anna Schmitt fort war, hatte sein liebebedürftiges Herz ihn in mancherlei Verirrungen geführt; er war drauf und dran, die Tochter seiner Wirthin, ein anspruchsvolles, halbgebildetes Mädchen, zu heirathen, als er durch den Verkehr mit Abuteanu in andere Bahnen gelenkt wurde. George und er paßten sehr gut zu einander, Beide hatten sie große Freude am Pläнемachen und begeisterten sich an ihren künftigen Arbeiten. Nur war Deliu wirklich unermüdllich thätig, Abuteanu dagegen sprach mehr von dem, was er thun wollte, als daß er wirklich etwas that. Auch stand er viel zu sehr unter der Tyrannei seiner Frau. Wie oft ärgerte sich Deliu, wenn mitten während ihrer Arbeit plötzlich die Thüre geöffnet ward und Lolo: „Ich bitte, George!“ rief; Abuteanu sprang dann auf und blieb eine halbe Stunde fort. Meistens waren es häusliche Zwischenfälle, für die sie ihn brauchte, oder ihr war nicht wohl, und er sollte ihr die Stirn mit Eau de Cologne reiben, oder sie wollte eine Apfelsine geschält haben: für alles, was ihr durch den Kopf ging, mußte er da sein, und er zeigte stets dieselbe Willfährigkeit, als hielte auch er das für seine erste Pflicht.

Fast jeden Abend ging sie in Gesellschaft, und er begleitete sie, so zuwider es ihm war. Da er nicht tanzte und Musik ihm ein unangenehmes Geräusch war, blieb er meistens im Rauchzimmer mit den älteren Herren, wo ausschließlich politisirt wurde. Dennoch fühlte er sich ganz glücklich, denn er gehörte zu den Naturen, die sich vom Leben treiben lassen und nie selbst

zu leben scheinen. Manchmal, wenn er das laute Lachen seiner Frau hörte, trat er auch in den Salon und freute sich, daß sie so froh war. Sie ward überall gefeiert, weil sie hübsch war und wegen ihrer scharfen Zunge für amüſant galt; obwohl ihr Mann sie bisweilen warnte, tanzte sie die ganze Saison, indem sie ihn mit dem halben Vorwurf zurückwies: „Es ist schon schlimm genug, daß ich, welche Babies hasse, ein Baby haben soll! Ich will mir nicht jetzt schon den Spaß verderben lassen!“

Manchmal wunderte sich George, was eigentlich seiner Frau die vollen, heißen Säle, in denen sie täglich dieselben Menschen traf, soviel anziehender machte als ihr schönes eigenes Heim. Er sprach das aber nicht aus, denn so oft er etwas hatte verlauten lassen, was wie ein Vorwurf klang, hatte sie einen Nervenanzfall bekommen, hysterisches Weinen und Lachen, und ihn beschuldigt, sie nur deshalb geheirathet zu haben, damit sie ihre Jugend vertrauern solle, er gönne ihr kein Vergnügen! Dann war er verzweifelnd vor ihr niedergekniet: „Aber Lolo, liebste Lolo, ich bin ein Unthier, verzeih' mir nur!“ Ihm waren Thränen etwas so Entsetzliches — seine Mutter hatte nie geweint —, und er war nach solcher Scene immer ganz gebrochen und nahm daraus die Ueberzeugung mit, daß er in der That seine arme Frau quälte; deshalb faßte er den ernstlichen Entschluß, etwas weniger langweilig zu sein. Seine Langweiligkeit warf sie ihm nämlich täglich vor, bald im Scherz, bald im Ernst, so daß er sich wunderte, wie sie ihn überhaupt noch lieb haben konnte.

„Wenn Du doch ein bißchen anregender wärest, irgend einmal daran dächtest, wie Du mich amüsiren könntest! Aber nein, nicht einmal eine Schlittensfahrt kannst Du arrangiren, alles muß ich thun!“ Er erwiderte dann demüthig: „Du wußtest ja, was ich für ein Stoffel bin!“

„Nein, ich hoffte, Leben in Dich zu bringen. Ich glaube aber, Du kannst nicht einmal eifersüchtig sein!“

„Was das anbetrifft, Lolo, so flehe ich Dich an, versuch' es nicht! Ich bin schlimmer als Othello!“

Dann lachte sie und freute sich und versprach, ihn nie auf die Probe zu stellen.

„Sehe ich sehr ungeschickt aus?“ fragte sie jetzt im Frühling alle Augenblicke.

„Ich bitte Dich, reizender denn je!“

„Nein, das sagst Du nur, um mich zu trösten. Eins aber merke Dir: bekomme ich meine Taille nicht wieder, so bringe ich mich um!“

Ueberall holte sie sich Rath; alle Damen, die schon Kinder gehabt hatten, bat sie um Verhaltensmaßregeln, und einmal weinte sie den ganzen Tag, weil sie gelesen hatte, daß eine Frau selten ihre mädchenhafte Gestalt wiedergewönne, die Rippen bögen sich nicht wieder zurück!

Von da an kasteite sie sich auf alle Weise, probirte eine Unzahl von Corsets und lebte nur noch ihrer Gesundheit, zumal da alle größeren Vergnügungen infolge der Hitze aufgehört hatten. Jede halbe Stunde fiel ihr etwas Neues ein; Deliu saß deshalb fast immer allein, wenn er zur gemeinsamen Arbeit zu Albuteanu kam.

George ertrug das mit größter Geduld; ihm that seine arme Frau leid, und kein einziges Mal fiel es ihm ein, daß sie ihn unnöthig quälte.

Beinahe hätte sie ihm nicht erlaubt, in seinen Wahlkreis zu reisen, um sich den Wählern vorzustellen; sie war an dem Tage so außer sich und verbittert, daß sie ausrief: „Ja, so seid Ihr Männer: anstatt mit uns das Leid und die Qual zu theilen, an der doch nur Ihr schuld seid, laßt Ihr uns allein und geht Eurem Vergnügen nach!“

„Gut, ich gehe nicht, ich ziehe meine Candidatur zurück!“ erwiderte er. „Dein Wohl ist meine erste Pflicht — wie sollte ich Dich verlassen?“

Damit war sie erst recht nicht zufrieden, denn ihr Mann sollte auch Deputirter sein, sonst konnte er ja nicht Minister werden! —

Als Lisa sich melden ließ, war Frau Albuteanu gerade allein, und der Besuch kam ihr ganz gelegen. „Sie kommt zwar nur, um mir zum Aerger mit ihrer schlanken Taille zu paradiren!“ sagte sie zu ihrer Jungfer, von der sie sich, ehe der Besuch eintreten durfte, die Frisur ordnen und eine elegante Decke über die Füße breiten ließ.

Die Jungfer lachte unverschämt und meinte: „Sie hat ja mit nichts sonst zu paradiren!“ was Lolo sehr wohl that. „Sie hat ihre Jungfer entlassen und den Wagen aufgegeben und fährt in einer miserablen Miethsdroschke.“ setzte dieselbe hinzu.

„Was Sie sagen! Das ist ja interessant — warum haben Sie mir das nicht eher erzählt?“



„Ich habe es auch erst neulich erfahren, als ich bei meiner Freundin Antonie war.“

„So ist es mit ihrem Vermögen nicht so weit her?“

„Scheint so — deutsche Bettelbande!“ erwiderte achselzuckend die Jungfer; dann öffnete sie die Thüre zum Nebenzimmer, wo Lisa wartete, und zog sich zurück.

„Nein, wie lieb von Ihnen, an meine Einsamkeit zu denken und sie zu versüßen!“ sagte Lolo und streckte ihr beide Hände entgegen. Die Frauen küßten sich einige Male zärtlich, und Lisa setzte sich auf einen Sessel neben die Chaiselongue, auf der Lolo lag.

„Sie sind ja jetzt auch allein,“ fuhr Lolo fort. „Aber wo haben Sie dies reizende Fichu gefunden? Es ist ja entzückend! . . . . Bei der Paul natürlich? Ich sage auch immer, man kann nur bei der Paul kaufen! Ich schicke nachher gleich meine Jungfer hin und lasse mir so eins holen — freilich, mir wird es nicht so stehen wie Ihnen . . . . .“

Lisa protestirte, und so redeten sie eine Weile über Toilette; plötzlich sagte Lisa, der liegenden Frau scharf in die Augen sehend: „Wissen Sie, was mir heute passirt ist? Ich habe einen anonymen Brief bekommen!“

Sie platzte so damit heraus und wurde dunkelroth, während Lolo lachend erwiderte:

„Wie interessant! Ich habe lange keinen bekommen, das ist immer ein Gaudium für mich; was steht denn drin?“

„Schreckliche Dinge über meinen Mann! Aber wer kann so etwas schreiben?“

„Wer? Jrgend eine verlassene Schöne!“

„Aber mein Mann hat keine ‚verlassenen Schönen‘!“

„Darauf würde ich nicht schwören, in dem Punkt sind alle Männer gleich.“

„Der meinige macht eine Ausnahme!“

„Aber liebe Frau Sopholides!“ lachte Lolo. „Gerade Ihr Mann ist berühmt wegen seiner Verehrung des schönen Geschlechts! — Wenn Einer eine Ausnahme macht, so ist es mein Mann!“

Der Aerger stieg Lisa in den Kopf. „Warum Herr Albuteanu eher als mein Mann? Sie kennen ja Radu so gut wie garnicht, ich dagegen Herrn Albuteanu sehr genau!“

„Damit wollen Sie wohl sagen, daß er Ihnen den Hof gemacht hat? Mein Gott, er schrieb mir damals, daß er Mitleid mit Ihnen habe, weil Sie eine Fremde wären und so ganz von der Güte meiner Schwiegermutter abhingen — Ich entfinne mich auch, welch' bedauernswerthen Eindruck Sie mir in Ihrem schwarzen Kleidchen machten, als ich Sie zuerst kennen lernte; ich sagte noch zu meinem Bruder: Das arme Ding sieht aus, als ob es nirgends an seinem Platze sei!“

„Sehr gütig von Ihnen!“ entgegnete Lisa mit zitternden Lippen; die Impertinenz dieser Frau machte sie so zornig, daß sie keine passende Antwort fand.

„Ich habe so viele Ausländer gesehen,“ fuhr Lolo fort, „die hierher kamen, weil sie meinten, hier wäre

leichter leben, und die sich dann auf unsere Kosten bereicherten, aber . . . . .“

„Mein Vater war von seiner Baugesellschaft hieher geschickt, im Auftrage der rumänischen Regierung! Und wenn er nicht eine Hiesige geheirathet hätte, dann würde ich überhaupt nicht . . . . .“

„Aber ich rede ja nicht von Ihrem Herrn Vater!“ unterbrach Lolo sie. „Ich hatte garnicht die Ehre, ihn zu kennen, ich wollte nur sagen, daß die Fremden in den seltensten Fällen hier heimisch werden, so lange sie auch verweilen; sie bleiben uns Fremde und wir ihnen!“

Lisa schwieg, und Lolo fuhr fort: „Es ist eben eine andere Race, und das vermischt sich nicht, wie Del nicht mit Wasser.“

Lisa bewegte ihre Fußspitzen nervös hin und her. „Wir sind doch schließlich Alle Menschen und Christen!“ wandte sie ein.

Aufstehen und fortgehen konnte sie nicht, es hätte wie ein Bruch ausgesehen, und das durfte sie Radu's wegen nicht; nun mußte sie warten, bis das Gespräch eine bessere Wendung nahm.

„Ja, wenn Sie so große Kategorien aufstellen, Menschen und Christen . . . . .“ spöttelte Lolo; es war ihr eine Wonne, dieser hübschen schlanken Frau einmal die Wahrheit zu sagen; Lisa war unverschämt hübsch und schön gewachsen — diese kleinen Hände und Füße! Lolo ärgerte sich, wenn sie sie ansah! Natürlich hatte George in Genf Lisa den Hof gemacht; er war ja solch' ein Wafchlappen, daß er jeder Frau in's Netz ging —

aber dafür sollte Lisa ihr noch büßen! Sie hatte sich genug gebost, daß sie damals zu Hause bleiben mußte, und daß dieses Mädchen, welches ihr zu unbedeutend gewesen, um ihr nur ihre Verachtung zu bezeigen, an ihrer Statt mit der Tante gereist war!

„Jetzt haben Sie das Klavierspielen wohl aufgeben müssen?“ fragte Lisa, um ein anderes Thema anzuschlagen.

„O nein, ich lasse mich mit der Chaiselongue au's Klavier rücken, es ist ja meine einzige Zerstreuung, wenn ich allein bin; auch den Unterricht habe ich wieder aufgenommen. Spielen Sie garnicht mehr?“

„Nur für mich.“

„Aber ich hörte von meinem Manne, daß Sie so hübsch malen . . . .“

„In Berlin habe ich Unterricht gehabt,“ antwortete sie ausweichend. Nun war der Augenblick gekommen, wo sie aufstehen und fortgehen konnte. Wieder zärtliches Küssen und Abschied.

Lisa hatte wohl gemerkt, daß Lolo nicht die Schreiberin war, und es that ihr leid, zu ihr gegangen zu sein. Die Frau verstimmte sie jedesmal; geist- und gedankenlos, wie sie gewöhnlich war, wurde Lolo nur lebhaft, wenn es sich um Bosheiten handelte. Ihr sogenannter Geist bestand in Herzlosigkeit und einer losen Zunge; kein unpersönlicher Gedanke, kein Gefühl, das außerhalb ihrer selbst sein Object fand!

Schnell fuhr Lisa jetzt zu ihren lieben Malfaki's. Sie wurde mit Jubel empfangen: „Du kommst gerade recht“ — sie duzten sich seit einigen Wochen — rief

Lucy ihr entgegen. „Wir haben heute Erdbeeren eingemacht und geben uns eben ein großes Bankett und toasten auf alle Freunde!“

„Laß doch den Unsinn,“ sagte Zoë.

„Nein, ich trinke jetzt in Wasser und Dultschatz auf das Wohl der Reformpartei!“

„Was ist das?“ fragte Lisa.

„Ich weiß nicht, ich glaube aber, Fre steht an ihrer Spitze, und da wir nur noch mit politischen Männern verkehren, werden wir selbst politisch angehaucht! Papa ist übrigens gewählt, wir bekamen vorhin ein Telegramm.“

„Ich darf nicht gratuliren, da er meinen Mann bekämpfen wird,“ meinte Lisa lachend. Lucy aber entgegnete: „Benigstens auf sein Wohl kannst Du trinken — die Erdbeer-Dultschatz ist sehr gelungen!“

Erst unter diesen Mädchen fühlte Lisa, daß auch sie eigentlich jung war — bedeutete jung zugleich harmlos lustig, dann war sie nie jung gewesen! Oft lachten die Drei über kleine Dummheiten so viel, daß sie gar nicht wieder aufhören konnten. Lucy besaß ein großes Talent, Marionetten zu führen; sie hatte sich selbst eine kleine Bude dafür zurechtgeklebt und Puppen angezogen; nun improvisirte sie vor den beiden Zuschauerinnen sehr drollige Stücke.

„Lisa, weißt Du, daß Vintulesku mir den Hof macht? Es ist unglaublich, er hat uns neulich schon Rosenstöcke über die Grenze geschmuggelt! Er ist ja Sectionschef im Ministerium — wenn ich erst „Cheffin“

bin, dann sollt Ihr's gut haben — Waggons voller Blumen!"

„Ich hoffe, Du läßt dann das thörichte Einfuhrverbot aufheben, damit Alle sich Deiner einflußreichen Stellung freuen!“ scherzte Zoë.

„Wenn wir darauf warten sollten, würden die Blumen wohl unterdeß verblühen,“ rief Lisa aus. „Der Mann ist zu unausstehlich!“

„Alle Männer sind unausstehlich,“ erwiderte Lucy. „Er ist am Ende noch garnicht so schlimm. Wir wollen ihn leben lassen — ich möchte noch einmal Erdbeeren nehmen und muß dazu einen Vorwand haben.“

„Bleib' doch bei uns zu Tisch, Lisa,“ sagte Zoë, „Dein Mann ist nicht da, Papa kommt erst morgen wieder, schick' den Wagen fort.“ Lisa hatte große Lust, denn ihr graute vor der leeren Wohnung, vor dem Schreibtisch, in dem der schreckliche Brief eingeschlossen war; aber was würden ihre Leute denken, wenn sie den ganzen Tag fortblieb und Abends allein nach Hause kam?

Die beiden Mädchen hatten jedoch einen unwiderstehlichen Einfluß auf sie, und die Sache ward schließlich so geregelt, daß Lisa bis zum Abend bei ihnen bleiben, und dann beide Schwestern die Nacht bei ihr zubringen sollten. Ueber dies Arrangement waren Alle sehr glücklich und da schöner Mondschein war, fuhren sie Abends noch spazieren und schliefen dann so gut wie garnicht zu Dreien in zwei aneinander gerückten Betten; mit der Sonne schon waren sie auf, machten einen langen Frühspaziergang auf die Chaussee und meinten, noch

nie einen so lustigen Tag verlebt zu haben. Lisa hatte ihren Brief beinahe vergessen; sie fühlte ihn nur wie einen Druck ganz hinten in der Seele; erst als sie die Freundinnen nach Hause gebracht hatte und sich anschickte, zum Bahnhof zu fahren, wo sie ihren Mann abholen wollte, überfiel die ganze Schwere ihrer Sorgen sie wieder.

Als sie aus dem Hause trat, stieß sie auf Deliu, den sie seit langer Zeit nicht gesehen. Sie redete ihn an und bat ihn, sie doch einmal zu besuchen; ob noch immer keine Nachrichten von Schmitt's eingetroffen wären?

„Seit einigen Wochen nicht, erst einmal, seitdem sie in Konstantinopel sind.“

„Wie sind sie denn dahin gekommen?“

„Er hat Glück gehabt und ist durch eine Empfehlung von hier bei der neuen Tabaks-Regie in Konstantinopel angestellt worden. Wenn es auch nicht sein Fach ist, so hat er doch ein großes Gehalt.“

„Und geht es Anna gut?“

„Es scheint so.“ Er sprach nicht gern über Anna zu Radu's Frau, die so jung und strahlend schön vor ihm stand. Er konnte ihr nicht sagen, was ihm doch auf der Zunge lag, daß Anna Schmitt bald nach ihrer Ueberfiedlung nach Konstantinopel ihren ersten Sohn bekommen hatte. „Der Kleine hat mir das größte Glück gebracht, denn er hat mich mit meinem Schicksal und mit mir selbst vollkommen ausgesöhnt!“ so hatte sie ihm geschrieben. Deliu aber hatte über dem Wort gebrütet und ihm eine Bedeutung gegeben, die weit, weit ab lag

von der einfachen Wahrheit und ihm von seinem Argwohn dictirt ward.

„Nicht wahr, Sie besuchen mich wirklich einmal?“ fragte Lisa, als sie in den Wagen stieg; er grüßte linkisch und meinte, es würde wohl in der nächsten Zeit schwer halten, weil er jetzt gerade sehr beschäftigt sei.







## 7. Kapitel.

**L**isa kam natürlich wie immer in ihrer Ungeduld zu früh. Wie bekannt war ihr der graue unansehnliche Bahnhof! Sie fühlte sich hier immer wieder als Eisenbahnkind, und über den höflichen Gruß eines älteren Beamten erröthete sie vor Freude. Durch die offene Halle sah sie auf die sonnige Vorstadt und die hohe Brücke, die über die Schienen führt. Wie oft hatte sie mit Robert da gestanden, wenn sie wieder von der Stadt nach Sinaja zurückkehren wollten und zu früh zum Bahnhof gekommen waren; der Vater hatte ihnen dann erlaubt, bis zu dieser Brücke zu gehen. Robert hatte sich damals so sehr für jedes Detail der Bahn und der Locomotiven interessirt, er besaß außerdem hervorragendes Zeichnertalent, und so war es immer Lisa's Wunsch gewesen, daß er Ingenieur würde.

Radu aber hatte seinen Schwager, der jetzt sein Abiturientenexamen hinter sich hatte, überredet, Medicin zu studiren; denn als Arzt würde er am leichtesten in Rumänien vorwärts kommen, und da es eine ausge-

machte Sache war, daß auch Robert wieder nach Rumänien zurückkehrte, war er dem Rathe gefolgt.

Der Bahnhof füllte sich, und wie immer, wenn Lisa irgendwo allein war, musterten neugierige Männerblicke ihre Erscheinung.

Gott sei Dank, da bog die Locomotive unter der Brücke ein und gleich darauf fauste sie an Lisa vorüber. Der Schlafwagen hielt gerade vor ihr, und Radu mit mehreren Bekannten stieg aus. Er küßte seiner Frau die Hand und verabschiedete sich von seinen Reisegefährten.

Als sie in der Droschke saßen — es war starkes Gedränge und sie mußten warten, bis die Wagenreihe vor ihnen fortgefahren —, sagte er:

„Warum hast Du mich abgeholt? Nun sehen Alle, daß ich keine Equipage mehr halte!“

„Was thut das? Dies ist solch' ein eleganter Russe!“

„Peinlich ist es mir doch! Wärest Du nicht selbst gekommen, so hätte Keiner es gemerkt; ich hatte schon gesagt, daß man mich zu Hause nicht erwarte.“

„Aber ist es denn eine Schande, keinen eigenen Wagen zu haben?“

„Natürlich nicht, so weise bin ich auch, aber wenn Du wüßtest, wie sie mich dort empfangen und aufgenommen haben. . . .“

Sie strahlte. „Wirklich? Also es war schön? Wie mich das freut!“

„Es war höchst gelungen; das Comite hatte seine Schuldigkeit gethan, Alle kannten meine Artikel, die Leute dort sind rabiät gegen die Regierung, sie werden factisch aufgefressen von den Juden!“

„Hast Du auch gesprochen?“

„Ja, und gut gesprochen — Es war ein Enthusiasmus, sage ich Dir! — Beim Bankett sprach ich wieder . . . . . Jetzt bin ich aber auch wie gerädert! Drei Nächte nicht geschlafen! . . . . Und die Damen schickten mir Blumen — Ich kann Dir nicht sagen, wie hübsch es war!“

„Hätte ich Dich doch hören können!“

„Es wäre zu anstrengend für Dich gewesen! — Ist zu Hause etwas vorgefallen?“

„Nichts,“ antwortete sie.

Jetzt wäre der Augenblick gewesen, ihm von dem anonymen Briefe zu sprechen, aber sie konnte nicht im offenen Wagen, bei dem starken Getöse; Radu war ja auch so freudig erregt, daß sie sich schämte, ihm in seinem Triumph von solchen Gemeinheiten zu reden. Vielleicht später.

„Ist wohl ein Bad im Hause herzustellen? Sonst fahre ich gleich weiter zu Mitraschefsky,“ fragte er.

Lisa hatte daran gedacht und alles angeordnet. Ohne daß er es wußte, hatte er sich daran gewöhnt, sie für ihn denken und sorgen zu lassen; während er seine Zeitungen durchsah und Kaffee trank, ward der große Waschkessel voll heißen Wassers in die Badewanne gegossen und zwei Kessel kalten Wassers dazu. Lisa zitterte, daß er mit seiner Zeitung eher fertig würde, als der Diener mit dem Bade, und daß er wieder wie neulich, um nicht zwei Minuten zu warten, in das eine Viertelstunde entfernte Badehaus fahren würde. Dabei sah sie ihn prüfend an: konnte sie nicht durch ihn

durchsehen, so konnte sie doch vielleicht auf seinem Gesichte entdecken, ob der Brief Wahres enthielte — Er sollte eine Dame von schlechtem Rufe drüben, ihren eigenen Zimmern gegenüber, besuchen! Er sollte regelmäßig die Abende mit einer Französin zubringen, und ihre letzte Jungfer, die wegen Diebstahls entlassen worden, sollte mit ihm . . . . War das möglich! Jedesmal, wenn Lisa wieder an den Brief dachte, war ihr, als müßte sie sich in das tiefste Wasser stürzen und verschwinden von dieser Erde!

Er las ruhig, aber mit gespanntem Interesse seine Zeitung; manchmal zog er die Brauen zusammen, manchmal zuckte der dicke Schnurrbart, weil er die Lippen bewegte. Wie gern hatte sie sonst diesen Schnurrbart in die Höhe gehoben und die weiche Lippe darunter geküßt; wie sehnte sie sich darnach, sich auf sein Knie zu setzen und ihm tief in die Augen zu schauen! Und doch — sie konnte ihn nicht wieder küssen, ehe sie nicht Gewißheit hatte. Gleich würde er sagen: „Komm', Lisa, was machst Du, hast Du Dich nach mir gesehnt?“ Und dann würde eine Fülle süßer, verlegener Fragen folgen, von denen sie glaubte, daß er sie erfunden, daß nie früher in der Welt ein Mensch so etwas gedacht und gesagt! Ihr geheimnißvolles Frauenreich, das ihr jetzt, nach fast zehnmonatlicher Ehe, noch immer so räthselhaft und unergründlich schien — so etwas außerhalb der Welt Liegendes —, das sollte sie mit so vielen Anderen getheilt haben? Nein, sie glaubte es nicht, denn dann könnte sie nicht weiter leben, dann würde in ihr solch' ein Sturm von Ekel und Widerwillen gegen ihn und

gegen sich selbst und ihre Liebe erwachen, daß sie sich auf den Boden werfen und etwas zerreißen, zerbeißen würde, daß sie schreien würde, bis sie todt zusammenbräche! Nein, sie hatte doch Instinct, sie wußte, so etwas konnte nur eine irrsinnige Phantasie sich ausmalen, Wahrheit konnte es nicht sein!

„Was geht denn in Dir vor?“ fragte er.

Er hatte sie seit einigen Augenblicken beobachtet und in ihren Zügen das Entsetzen gelesen, das ihre Gedanken heraufbeschworen. Er streckte den Arm aus, um sie an sich zu ziehen, und nun fiel ihr plötzlich ein, daß sie in dieser mit den Freundinnen gemeinschaftlich zugebrachten Nacht es sich im Halbschlafe ausgemalt hatte, was sie ihm sagen wollte, wie furchtbar die Scene zwischen ihnen sein würde. Ihr stieg das Schluchzen in die Kehle, und durch den ganzen Körper fühlte sie eine Spannung, als gehe es zu einem Todeskampfe. Aber sie sagte nichts, sie stand auf und ging, während er ihrer schönen Gestalt mit wahrer Freude nachschaute, an den Schreibtisch, in den sie gestern den Brief verschlossen. „Dies das!“ sagte sie, ohne ihn anzusehen.

Er las, und sie konnte jetzt das Schluchzen nicht mehr zurückdämmen. Er rührte sich nicht, sondern las den Brief zweimal langsam durch, damit er sich überlegen konnte, was er sagen sollte. Möglicherweise hatte sie während seiner Abwesenheit schon Erkundigungen eingezogen, und wenn er leugnete, brachte er sich in die lächerliche Rolle, überführt zu werden. Wenn er einfach Ja sagte, was konnte kommen? Er durchslog im Geiste alle Möglichkeiten: Scheidung — warum nicht? Deffent-

licher Scandal — sie war Ausländerin, er Rumäne; er würde den Scandal schon ersticken, und Schaden würde es ihm nicht — Er mußte freilich das Geld zurückzahlen; aber das würde er schon irgendwo finden. An sie dachte er keinen Augenblick, was sie empfinden und denken würde; es handelte sich ja nur um ihn, den man hinterrücks angegriffen und der sich vertheidigen mußte.

Die Secunden währten ihr ewig. Endlich wandte er sich um und sagte: „Das ist ja ein hübscher Empfang nach meinem ersten Wahlsiege: was soll ich mit dem Papier, oder was willst Du damit?“

Sie konnte nicht antworten. Ihn ärgerte das.

„Du willst wissen, ob es wahr ist? — Vollständig wahr! Ich mache der Schreiberin mein Compliment, sie kann direct in den Dienst der Polizei treten.“

Er wußte, daß nur seine Mutter den Brief geschrieben haben konnte, Lisa aber hörte nicht, was er sagte.

„Was ist wahr?“ fragte sie mit starren Augen; ihre Unterlippe hing kraftlos herunter, wie bei einer ganz alten Frau, so daß sie undeutlich sprach.

„Alles, was in diesem Briefe steht, ist wahr . . . .“

Sie stand auf und hob ihren schmalen Arm, daß es ausfah, als wollte sie ihn ausstrecken, so hoch sie konnte, als wollte sie etwas Furchtbares abwehren oder Radu niederschlagen. . . . .

„Wenn ich gebadet und etwas geschlafen habe, wollen wir weiter darüber sprechen, jetzt bin ich dazu wirklich nicht im Stande,“ fuhr er fort.

Sie warf sich jäh auf den Boden, daß der hochgehobene Arm hart gegen eine Fußbank schlug. Radu

hörte den Fall, als er aus der Thüre ging; er wandte sich, um sie aufzurichten, sie aber knirschte mit den Zähnen: „Geh' fort! Rühre mich nicht an!“ — Er zuckte die Achseln und ging in sein Bad.

Jähzornige Menschen begriff er nicht: Jähzorn ist ein Erziehungsfehler, d. h. ein Fehler der Selbsterziehung!

Er war nie heftig, — außer wo es angebracht war; da fingirte er Hestigkeit. Es war ein deutscher Erbfehler, die Hestigkeit, ein recht unangenehmer. Er hätte es Lisa nicht zugetraut, aber in Momenten der Erregung tritt die Urnatur hervor. — Wie leidenschaftlich sie ihn liebte! Und wie schön sich ihr langes braunes Haar aufgerollt hatte und über ihren Rücken gefallen war, als sie sich so fassungslos hinwarf! Es war doch Nerv in ihr; wochenlang konnte sie so kindlich harmlos hinleben, daß er das nicht von ihr erwartet hatte: freilich, sie zählte noch nicht neunzehn Jahre, und vielleicht giebt es Ausnahmen von der Schopenhauer'schen Regel, daß die Frau mit achtzehn Jahren auf der Höhe ihrer geistigen Entwicklung steht.

Was er ihr sagen wollte, wußte er genau; er hatte ja früher schon öfter daran gedacht. Freilich war es ihm jetzt etwas schwerer gemacht, da ihr klarer Verstand durch ihre Empörung getrübt war. Wie merkwürdig mußte es in einem Menschen aussehen, der so voll von Vorurtheilen steckt und so wenig von der realen Welt weiß! Darin waren die Deutschen groß. Lisa war durch dies Jahr der Ehe gegangen, ohne etwas zu sehen; immer schien nichts sie zu berühren, wie die Heiligen, die durch's brennende Feuer schreiten! Sie mußte ihn

doch eigentlich kennen; sie hatte genug von Schmutz und Verläumdung gehört, aber sie schien es nie auf sich und ihr eigenes Leben angewendet zu haben. Das war eine traurige Mitgift ihrer Nation, denn eigentlich war es derselbe kindliche, unwissende Zug, durch den sie, wenn er gewollt hätte, schon vor der Ehe sein geworden wäre. Es mußte in ihr doch Vieles noch schlummern, er kannte sie erst zur Hälfte — sie war die interessanteste Frau, der er noch begegnet! — Immer wieder dachte er an ihr braunes, volles Haar, das sich aufgerollt hatte und ihr bis an's Knie reichte.

So beeilte er sich bei seinem Bade und war nicht im Stande, sich schlafen zu legen; er mußte erst mit Lisa sprechen. Vergebens aber suchte er sie durch alle Zimmer; er erfuhr dann vom Diener, daß die gnädige Frau sich einen Wagen habe holen lassen und fortgefahren sei: sie mußte sich die Hand verletzt haben, da sie ein feuchtes Tuch darum gewickelt hätte.

Lisa hatte sich beim Fallen gewiß die Hand verstaucht, und das war vielleicht ein Glück, denn der physische Schmerz bringt leicht auf andere Gedanken!

Er ging aber unruhig auf und ab durch alle Zimmer und meinte bei jedem Wagengerassel, daß sie es wäre. Nie war ihm die Straße so belebt vorgekommen! Schon elf Uhr, also Frühstückszeit: sie kam nicht! — Er mußte auf die Redaction der Patria, denn vor seiner Abreise hatte er nur zwei Nummern vorbereitet. Ohne das Essen anzurühren, fuhr er fort. Unterwegs rechnete er aus, daß es Neun und ein Viertel gewesen sein mochte, als er ins Bad ging; sie war bald darauf weg-



gefahren — Wo in aller Welt konnte sie die drei Stunden geblieben sein? Wenn sie vernünftig gewesen und zum Arzt gefahren war, mußte sie doch längst zurück sein! — Sie hatte sich doch kein Leid angethan?

Als ihm dieser Gedanke durch den Kopf fuhr, zog er die Brauen finster zusammen: nein, so weit ging ihre Unvernunft nicht, denn es war ja nichts Unwiderwärtliches geschehen. Sie mußte doch fühlen, daß er sie liebte. . . . Ja, er liebte sie, mehr als je, mehr als er sich klar gemacht hatte. Wie rührend hatte sie dagelegen: warum war er solch ein Thor gewesen, fortzugehen, weil sie im Zorn „Geh fort!“ gerufen? Wenn eine Frau das sagt, meint sie: „Komm her!“

Während er die Zeitung zusammenstellte und Deliu, der gerade auf der Redaction war, eine kurze Beschreibung der Jassyer Wahl dictirte, überlegte er sich, was er thun solle, falls Lisa bis zum Mittagessen oder gar vor Nacht nicht nach Hause käme. Sich auf der Polizei lächerlich machen? Nimmer! Auch bei den Bekannten konnte er nicht herumfahren und fragen; es war schon schlimm genug, daß der Diener wußte, daß seine Frau ohne sein Wissen fortgegangen war. — Ihm blieb nichts übrig als warten. Nur wenn morgen früh . . . . Ihm schwindelte, und er fiel dreimal aus der Construction in dem Satze, den er gerade dictirte. Wenn sie bis morgen früh nicht kam, dann war es zu spät, dann war es schon geschehen!

Ihn ergriff solch' blinder Zorn gegen ihre Unvernunft. Hätte er das geahnt, dann würde er auf ihre Frage einfach mit Nein geantwortet haben. Sein dummes Wahrheitsgefühl! Man soll die Wahrheit nicht

sagen; die Wahrheit ist nicht für Andere, die hat Jeder für sich selbst!

Er versprach sich und dictirte anstatt „Wahlcampagne“ Wahrheitscampagne — ja, eine Campagne gegen die sogenannte Wahrheit, die sich immer als Unwahrheit erwies, die wollte er in der Welt unternehmen! Dies war wieder ein schlagendes Beispiel: Lisa hatte die Sache absolut unwahr aufgefaßt, verführt durch seine rohe Wahrheitsliebe! Er hatte gesagt: „Ja, der Inhalt des Briefes ist Wahrheit,“ daraus hatte sie gefolgert: „Er liebt mich nicht mehr,“ und das war absolute Unwahrheit!

Kadu scheute sich, nach Hause zu fahren; hier, auf der Redaction, durfte er sich in der Hoffnung wiegen, daß sie zurückgekehrt sei — zu Hause erwartete ihn sicher die Enttäuschung und das widerliche Gesicht des Dieners. Ja, Lisa hatte recht, er hatte ein widerliches Gesicht, er sollte auf der Stelle entlassen werden!

Immerfort fand er noch etwas zu verbessern und ließ sich einen Abzug nach dem anderen reichen. Als aber die Zeitung um vier Uhr erschien, hatte er keinen Vorwand mehr, dazubleiben.

Er wollte in den Klub, allein sein Rock war ihm zu heiß, er mußte ihn wechseln. Den Diener wagte er nicht zu fragen, als dieser ihm öffnete, sondern ging nur eilig durch alle Stuben, klingelte dann dem Mädchen, weil er ihr einen abgerissenen Knopf gleich einhändigen wollte, damit er nicht verloren ginge, und fragte nebenbei: „Die gnädige Frau ist doch nicht etwa während meiner Abwesenheit hier gewesen?“

Das Mädchen hatte sie nicht gesehen und wollte

den Diener fragen, Radu rief sie aber zurück und sagte, es sei nicht nöthig. „Bestellen Sie nur in der Küche, wir würden wahrscheinlich nicht zu Tisch kommen; wenn wir bis acht Uhr nicht da sind, soll man das Essen nicht länger aufheben.“

Blötzlich fühlte er seine Müdigkeit so überwältigend, daß er zu Hause blieb und sich auf's Bett warf. Ihm träumte, daß sie zurückgekommen wäre und neben dem Bette kniete und seine Hand hielt. Er schreckte auf und richtete sich schnell in die Höhe: Niemand im Zimmer; durch's Fenster schien die untergehende Sonne. Es war also sieben Uhr vorüber, er hatte drei Stunden geschlafen. Schnell wusch er sich Augen und Hände, warf noch einmal einen Blick in alle Zimmer und ging dann in den Klub. „Das ist zu stark!“ murmelte er vor sich hin.

Er ließ sich eine Flasche Champagner geben, denn er war so schwach, daß er schwarze Flecken vor den Augen sah; den ganzen Tag nichts gegessen und dazu diese furchtbare, ganz ungewohnte Erregung! Er mußte sie durchaus verbergen, denn er war unter lauter Bekannten. Es that ihm leid, nicht lieber in's Hotel gegangen zu sein, wo er wahrscheinlich nur Fremde getroffen hätte; hier mußte er immerfort sprechen, aus Jassy erzählen, scherzen und Scherz mit sich treiben lassen.

„Du bist heute höllisch gut aufgelegt,“ sagte Nisepesku. „Ich führe Dich nachher auch in's Drpheum, da ist ganz etwas Neues!“ Radu fühlte, daß das über seine Kraft ginge. „Drei Nächte kein Auge zugethan,“ sagte er, „da würde ich keine Ehre einlegen; lieber

morgen. In Jassy famose Sachen kennen gelernt, ein Café mit weiblicher Bedienung — lauter schöne Judemädel! Kannst Dir denken, wie ich, der Judenfeind, dort überlaufen wurde, Jede wollte mich befehren! Ich sagte ihnen auch: „Ja, wenn es in Eurem Stamme nur Weiber gäbe, ich wäre der Erste, der für Euch eine Lanze bräche! Aber je schöner ich Euch finde, desto rabiater werde ich natürlich gegen Eure Männer! — Da war Eine, ein sehr fixes Ding, die meinte: Aber Väter müssen wir doch wenigstens haben! — Was sollte ich dagegen einwenden? Selbst Darwin half mir da nicht!“ —

Er wußte nicht mehr, was er sagte; er war an der zweiten Flasche und fühlte doch so verzehrenden Durst. Dabei sah er immer auf die große Uhr — Plötzlich fiel ihm ein, wie eifrig er den Zeiger an jenem Abend, an welchem er seine erste Rede im Klub hielt, verfolgt habe, um Anna Schmitt nicht warten zu lassen. Die große Uhr tickte so gleichgültig und gleichmäßig weiter, wie eine Art Geschick über ihm, dem er nicht entgehen konnte. Es war schon elf Uhr; Lisa mußte jetzt zu Hause sein — wenn nicht, war alles verloren! Ihm wurde todübel, er stürzte wieder ein Glas Champagner herunter, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, nach Hause zu gehen, um sich von seiner Angst zu befreien. Auch seine bleierne Müdigkeit fesselte ihn an den Platz; er entschloß sich nicht einmal, in's Nebenzimmer zu treten und dem Spiele zuzusehen. Wenn er jetzt setzte, würde er gewiß kolossal gewinnen, aber darin würde er dann auch eine Vorbedeutung erblicken!

Das schnellte ihn auf: Ja, er mußte sein Glück auf die Probe stellen! Verlor er, dann fiel ihm eine Last von der Seele, dann hielt ihn das Schicksal anderswo dafür schadlos.

In einer halben Stunde hatte er über zweitausend Frank gewonnen, mehr wollte er nicht. Es war jetzt ein Todesmuth über ihn gekommen — etwas Schreckliches stand ihm bevor, aber er war gerüstet!

Wie in toller Verzweiflung eilte er über die Straßen. Das Haus war unverschlossen, nur die Thür zu seiner Treppe mußte er sich öffnen. Dies Hinderniß beruhigte ihn etwas; als er aber die Treppe hinauffstieg mit der kleinen Dellampe in der Hand, die Lisa ihm einmal geschenkt hatte, weil sie vom Petroleum immer ein Unglück für ihn befürchtete, erwachte wieder in ihm der unstillbare Durst nach ihr, das brennendste, unersättlichste Verlangen! — Er ging mit lautem Schritt den Flur entlang in sein Schlafzimmer: die beiden Betten standen unberührt. Wie hatte er auch glauben können, daß sie sich ruhig, wie allabendlich, niedergelegt haben sollte! Nein, aber im Hause war sie, mußte sie sein!

Er legte seinen Hut ab, fuhr sich über die nasse, kalte Stirn und trat in sein Zimmer; dann schritt er durch's Eß- und Empfangszimmer an die Thür ihres Boudoirs. Wie heiß es in den Stuben war! Die ganze glühende Sonne hatte sich darin festgesetzt; er riß ein Fenster auf und faßte dann die Klinke. Die Thür war nicht verschlossen, daran hatte sie nicht gedacht — woher sollte sie auch ahnen, welch' rasende Begierde den ganzen Tag in seinem Innern gelodert hatte!

Das Licht seiner Lampe fiel auf sie. Sie richtete sich halb auf von dem Divan, auf den sie sich im Morgenkleide hingestreckt; ihre Kerze war eben erst gelöscht, denn der Docht glimmte noch.

Er sah sie an; ihre Augen waren größer geworden durch die dunklen Ränder, und das Gesicht magerer, so daß das feine Knochengeriist fast erkennbar war, über das die Haut sich spannte. Er stürzte vor ihr nieder und umschlang sie leidenschaftlich. Sie versuchte aufzustehen und ihn abzuschütteln, er aber war der Stärkere. „Laß los!“ rief sie. „Ich bin keine Deiner Geliebten!“ Sie zischte es förmlich hervor; er aber preßte seinen Mund auf ihre Lippen, auf ihre Haare, ihren Hals, und sie murmelte: „Ich habe nur Einen Arm, mich zu vertheidigen — Wenn Du, ein Ehrenmann bist . . .“

„Ich liebe Dich, Lisa!“ flüsterte er. „Ich liebe Dich rasend, wie ein Wahnsinniger!“

„Ich aber hasse Dich!“

„Nein, Du liebst mich auch, alles Andere ist nichtig und wefenlos!“

„Kadu!“ flehte sie noch einmal; er blies die Lampe aus, und sie war in seiner Gewalt.

So sollte der Tag enden! Dazu war die ganze Qual gewesen! O, vor Scham hätte sie in die Erde sinken mögen.

„Ich weiß nicht, wie es über mich kam, Lisa, oder vielmehr, wie es nicht längst kam! Das ist ja die Liebe, die sinnlos, fassungslos macht — Plötzlich ist sie da! Du ahnst nicht, was Du bist, Du einzig geliebtes Weib! — Sprich nicht von dem, was vergangen: Es

war keine Verirrung, es war überhaupt nicht! Nur Du lebst in mir; Du hast mir garnichts zu vergeben, nicht ich war es, der gegen Dich gesündigt, es war ein Anderer — ich lebe nur durch Dich und in Dir!“

Er hatte die Lampe wieder angezündet, um sie zu sehen, um sich an ihrer Schönheit zu freuen; sie konnte die Augen nicht aufschlagen.

„Und nun zeig' mir Deine Hand!“

Die Hand lag da neben ihr wie etwas Fremdes, nicht wie ein Stück von ihr, im Gypsverband.

„Ich habe Dir wohl eben sehr weh gethan?“ fragte er leise; sie schüttelte den Kopf, und die Thränen rannen ihr aus den geschlossenen Augen. „Was Du für ein süßes Kind bist, da verletzest Du Dir die Hand, und wie ein Held, ohne ein Wort, fährst Du hin und läßt sie verbinden!“

„Es war kein Verdienst;“ schluchzte sie leise, „nicht die Hand that mir weh, sondern . . . .“

„Aber jetzt thut nur die Hand weh?“ Er küßte ihre Thränen fort und bedeckte den Arm und den harten Gyps mit Küßen. „O Lisa, welch ein Tag!“

Und nun erzählte er alles, was er gedacht und gethan. „Und Du, Lisa, was hast Du die langen, langen Stunden gemacht?“

„Als ich aufstand — o, Du weißt nicht, was es ist, dann aufstehen zu sollen, wenn man meint, der Himmel hätte einstürzen oder der Schlag Einen rühren müssen — da dachte ich nur: fort, fort, um ihn nie mehr zu sehen, nie mehr von ihm zu hören!“

Er küßte ihre Stirn und zog ihr all' die Nadeln aus dem Haar und ließ die schöne Last herunterfallen.

„Der Gedanke an Dein weiches braunes Haar hat mich den ganzen Tag wahnsinnig gemacht — nun halte ich es und lasse es nie mehr los! — Aber erzähle doch, Lisa!“

„Was soll ich sagen, ich weiß es alles nicht mehr! Die Hand schmerzte, sie hing so herunter, daß ich gleich dachte, sie wäre gebrochen . . . .“

„Gebrochen?“ unterbrach er sie entsetzt.

„Ja, gebrochen.“

„Aber Lisa, das ist ja furchtbar! Wie hast Du die Schmerzen ertragen?“

„Jetzt fühle ich nichts mehr, aber vorhin ließ es mich nicht schlafen.“

„Wer hat Dir den Verband angelegt?“

„Ich fuhr zu Zoë Malfaki und bat sie, mich zu Dr. Reimer zu begleiten — Der legte den Verband an; dann brachten die Mädchen mich bei ihnen zu Bett und wollten mich nicht wieder fortlassen; ich aber sagte, Du kämst heut' Abend zurück, ich müßte um neun Uhr zu Hause sein.“

„Seit neun Uhr bist Du hier? Ich Narr sitze im Klub und zähle die Minuten . . . . Du hast doch den Mädchen nichts gesagt?“

„Radu, wie kannst Du so fragen?“ entgegnete sie verlezt.

„Aber jetzt, meine kleine Frau, hab' ich Dir etwas sehr Ernstes zu sagen.“



„O, bitte, nicht, wenn es wieder traurig ist; laß mir heute wenigstens meinen Traum!“

„Es ist nichts Trauriges, es ist ja etwas, was Du und ich jetzt überwunden haben! — Sag' mir, wie dachtest Du Dir unsere Zukunft?“

„Ich sah, wie wir durch's ganze Leben getrennt dahinschritten, Du rechts, ich links — Ich würde Dir nie verzeihen, und Du . . . .“

„Du unrealer Phantast! Hast Du je geglaubt, ich könnte Dich neben mir sehen, ohne die unerfättlichste Gier nach Dir zu empfinden? — Aber Lisa, nun, da Du weißt, daß ich Dich liebe, nun sei auch großmüthig! Siehst Du, ich bin meiner Natur nach ohne Vorurtheil und will es bleiben — die Treue ist auch ein Vorurtheil, denn sie ist unnatürlich . . . .“

Lisa stöhnte und wandte sich ab.

„Nun stellst Du Dir wieder ein Schreckniß vor! Du liebst mich doch so, wie ich bin: warum läßt Du mir nicht das Recht meiner Natur?“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit der gesunden Hand.

„Es ist ja rein theoretisch, was wir sprechen — mir ist der Gedanke an eine andere Frau jetzt genau so widerlich wie Dir, das versichere ich Dich, aber auf der Theorie muß ich bestehen . . . .“

Sie hatte die Augen getrocknet und konnte nun sprechen. „Ich will es versuchen, Kadu, Dir darin gerecht zu werden, so demüthigend es für mich ist. Und ich war Dir stets gerecht! Gestern und heute, den ganzen Tag, hab' ich's mir gesagt: Wenn es ihm lieb ist, soll er es thun, ich will ihm nichts vorwerfen. — Aber

sieh, Eine Bedingung, eine einzige, fordert meine Natur, wenn ich nicht vor Scham und Schmach zu Grunde gehen soll, und sie ist Dir so leicht: Sprich mir nicht von Liebe, laß mich Deine Schwester sein, wenn ich nicht die ausschließliche Herrin Deines Herzens bin! Bring' mich nicht in Concurrenz zu Anderen! Ich gebe Dich frei, von ganzem Herzen, sobald Du es willst. Nie soll eine Miene des Vorwurfs Dich stören! Aber erniedrige mich nicht zu Einer Geliebten unter vielen! Sei nur mein, wenn Du es ausschließlich bist! . . . . Ist das zu viel verlangt? — Wie kann ich es Dir nur sagen, wie kann ich es Dir fühlbar machen? Lieber, einziger Radu! Ich weiß, daß Du anders bist als Andere, ich vergleiche sie Dir auch nicht. Du verlangst von mir, daß ich, so oft Deine Laune es will, für Dich da bin, wie jede Andere — Ich liebe Dich ja, ich will jede Demüthigung von Dir ertragen, nur diese nicht! Ist das auch Vorurtheil?"

Er schwieg einen Augenblick. „Nein,“ entgegnete er dann. „Du hast ein Recht auf diese Bedingung, und ich schwöre Dir, ich werde sie erfüllen!“

„Sieh, Radu,“ fuhr sie fort, „nur so kann ich wieder Vertrauen haben. Bei jedem Ruß müßte ich sonst denken: Er meint damit eine Andere; bei jeder Zärtlichkeit: Sie galt nicht Dir! — Und wenn Du mein Haar streichelst: Er vergleicht es mit dem seiner neuesten Flamme! — O, nur nicht das, tausendmal lieber todt, als solch gequältes Leben, solch stündliche unerträgliche Erniedrigung!“

„Du hast recht, Lisa, ich wundere mich, daß ich

selbst das nicht längst einsah. Ich bin ein Mensch, der lernt, Lisa, und durch Dich werde ich lernen . . . .“

Als am nächsten Morgen nach kurzem Schlaf der schmerzende Arm sie weckte, überfiel sie die quälende Angst, daß das neue große Glück, welches in ihr Leben gekommen, wieder entweichen würde, wie die Nacht vor dem harten Lichte des Morgens. — Ihres Mannes Bett war leer; wo war er? Mußte sie nun doch beginnen, das gequälte, vertrauenslose Leben zu führen?

Der Arm fing an, sie unerträglich zu schmerzen; eine Jungfer hatte sie nicht mehr; wie sollte sie sich ohne Hülfe anziehen?

Da trat Radu ein, er ließ die Thüre hinter sich offen und fragte: „Erlaubst Du, daß Herr Doctor eintritt? Mich beunruhigte Deine Hand so, daß ich ihn holte.“

Seine Beunruhigung war begründet gewesen, der Gypsverband mußte aufgeschnitten und ein neuer angelegt werden. Radu stand dabei, als müßte er lernen, wie man so etwas macht: es dauerte natürlich lange, ehe Gyps besorgt und der Verband wieder trocken war. Der Arzt meinte, in drei Wochen würde alles in Ordnung sein: „So kleine, feine Knochen heilen schnell!“

„Gefegnet sei die gebrochene Hand!“ flüsterte Lisa Radu zu; er aber war so bei der Sache, daß er nichts erwiderte.

Als der Arzt fortgegangen war, kam Radu wieder und brachte ihr einen großen Blumenstrauß. „Ich habe den Diener zur Bertha geschickt, sie war Dir doch die Liebste; zum Glück ist sie gerade ohne Stellung.“

Mit Bertha's Hülfe stand Lisa auf, und Radu brachte sie in sein Zimmer und bettete sie dort auf den Divan. „Willst Du mir helfen, Lisa? Ich muß Dich um mich haben, mir thut Deine Nähe so wohl!“

Ob sie ihm helfen wollte! Sie richtete sich auf dem Sopha auf und schrieb nach seinem Dictat. Gewiß wäre es vernünftiger gewesen, still zu liegen, aber die rechte Hand war ja heil.

Abends las er ihr vor, Mommsen und Taine; an diesen Werken suchte er sich für seine geplante rumänische Geschichte und für seine künftige Laufbahn als Staatsmann zu bilden.

So oft er ausfuhr, kam er mit einem Wagen voll Geschenke für sie zurück, und ihnen Beiden verging die Zeit so schnell, daß sie ihm immer in's Ohr flüsterte: „Ich lebe garnicht, ich bin wie im Himmel; wie lange noch?“

„Durch's ganze kurze Leben,“ entgegnete er dann. „Ich weiß jetzt auch, was Treue ist: jeden Tag neugeborene Liebe, und ich bin der treueste der Männer!“

Die kleinen Malfaki's kamen, so oft sie konnten; und Lisa bemühte sich nach wie vor, ihren Mann den Freundinnen näher zu bringen. Allein es ging immer nicht so, wie sie wollte. Radu dagegen theilte die Ansicht seiner Frau, und sie waren überein gekommen, daß Fresino durchaus mit Zoë verheirathet werden mußte. Einmal während der Zeit ihrer Clausur, kurz ehe der Gypsverband abgenommen wurde, kam auch George Albuteanu, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Seltsam genug, Radu war auf ihn eifersüchtig! Sie

hatte ihrem Manne gestanden, daß sie einst geglaubt hatte, glücklicher werden zu können, wenn es keinen Radu gäbe.

„Das beweist, daß Du George liebtest — Du bist eigentlich viel ungetreuer als ich, denn nur auf die Gedanken kommt es an! Ueberlege doch: kaum erwachsen, liebest Du Dich von Deinem Better Fritz umwerben; darauf von George — wäre ich nicht damals nach Genf gekommen, wer weiß, was geschehen wäre!“

Sie mochte einwenden, was sie wollte, die Erinnerung an die Zeiten, welche Lisa mit Fritz und mit Albuteanu verlebt, brachte ihn jetzt so außer sich, daß er ausrief: „Weißt Du, wie mir zu Muth ist? Als ob ich zu George gehen und ihn zwingen müßte, sich mir zu stellen, damit ich diese Vergangenheit mit seinem Blut abwaschen kann! — Warum hast Du seinen Besuch überhaupt angenommen? Was wollte er?“

„Aber Radu!“ entgegnete sie lachend. „Wir haben nur von seiner Frau gesprochen; und ich freue mich so: seine Mutter kommt nächste Woche her!“

„Da wird er einen guten Stand haben zwischen Frau und Mutter! Geschieht ihm aber recht, wie konnte er sich erdreisten, meine Frau zu lieben? Ist er immer noch verliebt?“

Sie lachte wieder. „Solche Absurditäten habe ich wirklich noch nicht aus Deinem Munde gehört!“

„Wer so eine Puppe geheirathet hat, mit solchen frechen schwarzen Augen, einem hirnlosen Kopf und einer herzlosen Brust, der schleicht dann in anderer Leute

Garten! Mir ist noch nie ein so widerliches Geschöpf vorgekommen wie diese Lolo.“

„Und doch gilt sie für hübsch und klug!“

„Weil sie fett ist und dreist und allen Menschen Böses nachredet — das gilt hier zu Lande für schön und geistvoll.“





## 8. Kapitel.

**S**oviel Radu auch mit seiner Frau in diesen Tagen besprach, eins hatte er ihr nicht sagen können, daß er seinen Proceß in zweiter Instanz verloren hatte, und daß die für ihn so wichtige Entscheidung am Cassationshofe zwei Tage vor der Kammereröffnung stattfinden sollte.

Lisa wußte wohl, daß er an dem Tage ein wichtiges Plaidoyer hatte — denn er hatte sich entschlossen, seine Sache selbst mit zu vertreten —, allein sie glaubte, daß es sich um den Proceß eines russischen Lieferanten handele, dessen Namen Radu ihr einmal genannt.

Für ihn lag alles daran, seinen Proceß zu gewinnen; eben dasselbe Interesse aber hatte die Wittwe seines Onkels: sie hatte die ganze Welt in Bewegung gesetzt, ja, den Minister fußfällig um seine Verwendung gebeten; wenn man Radu recht berichtet hatte, war ihr dessen Verwendung auch verheißten worden. Nun sind im Gegensatz zu den gewöhnlichen Richtern die Cassationsrätthe unabsetzbar, also vom Minister nicht direct abhängig; allein eine Regierung hat mancherlei Waffen

und Drohmittel, und Radu war dem Ministerium wegen seiner politischen Thätigkeit ein Dorn im Auge. Wenn das Urtheil nicht cassirt wurde, war das Testament gültig. Aber es war nicht gültig und sollte es nicht sein!

Radu ging unruhig auf und ab. Konstantin Malfaki war bei ihm gewesen und hatte ihn ausgeholt: Ob sein Auftreten in der Kammer dasselbe bliebe, auch wenn er seinen Proceß gewönne? Natürlich war es keine nackte, unverhüllte Frage gewesen; Malfaki war einfach als Deputirter zu seinem Collegem gegangen, um sich mit ihm über die Lage zu besprechen.

Radu hatte ihn verstanden und ärgerte sich, daß der Termin gerade zwei Tage vor der Kammereröffnung war. Sollte er alle seine Lorbeeren, seine Popularität als Führer der Unversöhnlichen, welche ihm schon unentbehrlich geworden war, für die bloße Aussicht hingeben, daß man ihn seinen Proceß bei abermaliger Verhandlung in der zweiten Instanz gewinnen lassen würde? Wenn man ihn nun an der Nase herumführte? Es sah dem Chef der gegnerischen Partei ähnlich, ihn hinzuhalten und nachher hineinfallen zu lassen! Aufschub konnte er sich ja selbst verschaffen: wenn er nicht erschien, wurde Artikel 149 angewandt, und da die Gerichtsferien vor der Thüre standen, konnte die Entscheidung erst im September fallen.

Freilich vertrug seine Cassé kein jahrelanges Warten; er hatte zwar im letzten Monate den Rest seines Vermögens nicht angegriffen, er besaß noch zwanzigtausend Frank, aber damit kam er, trotz aller Sparsamkeit, nicht weiter als durch den Winter, und



wenn er die Redaction der Patria verlor, was natürlich bei der leisesten Schwenkung zur Regierung geschah, kam er nicht einmal so weit! Im Sommer, während der Kammerverhandlungen, konnte er auf Proceffe nicht hoffen, und je heftiger er Opposition machte, desto geringer war seine Aussicht auf Advocatenpraxis, denn Jeder war ängstlich und wandte sich, um nicht zu verlieren, lieber an einen von der Regierung begünstigten Rechtsanwalt. Daß es sein endliches Ziel sein mußte, sich zur Regierungspartei zu schlagen, war keine Frage, allein es mußte auf so geschickte Art geschehen, daß er einen hohen Kaufpreis herauschlug. Um ein bloßes Versprechen gewiß nicht! — Andererseits war auch der Minister schlau und gab nichts Sicheres umsonst.

So beschloß Radu am Morgen des Proceßtages, den Artikel 149 anwenden zu lassen; das war das Einfachste; eine hinausgeschobene Entscheidung schien ihm ein Gewinn, zumal da er in Erfahrung gebracht, daß die Gegner das größte Interesse daran hätten, den Proceß vor dieser Section, in der sie Freunde hatten, verhandeln zu lassen und nicht vor derjenigen, welche nach den Ferien gebildet wurde.

Die Regierung hatte gehofft, in vierzehntägiger Session die Bedingungen des Berliner Congresses durch die Kammer genehmigt zu erhalten. So viel Geschrei die Zeitungen auch erhoben, die Regierungscandidaten wurden doch immer bei den Wahlen durchgebracht, und an einer Mehrheit hatte es dem Ministerium in einer unter seiner Hegide gewählten Kammer noch nie gefehlt. Jetzt brauchte man allerdings nicht

nur die absolute, sondern die Zweidrittelmajorität. Dazu kam, daß eine Frage vorlag, die das Interesse des ganzen Volkes besaß; so merkte die Regierung schon in der ersten Woche, daß keine Hoffnung auf summarische Erledigung dieser peinlichen Angelegenheit war. Noch mehr erschwert wurde die Lage dadurch, daß in der Kammer eine Menge „neuer“ Leute saß, die sich alle bekannt machen und lange Reden halten wollten. Die Temperatur war das Einzige, was der Regierung zu Hülfe kam: es herrschte anhaltend große, trockene Hitze, und in dem niedrigen Kammeraal war auch ohne die politische Erregung eine sinnbenehmende Atmosphäre.

Lisa hatte mit ihren Freundinnen Zoë und Lucy eine der ersten Sitzungen besucht; die Damentribüne war immer überfüllt, trotzdem hatten die drei schönen Erscheinungen unter den Herren viel Aufmerksamkeit hervorgerufen; Fresino hatte aber seine Beine nicht vom Pult genommen, über dem er sie gekreuzt hielt, während sein Oberkörper sich im Sessel räfelte und theilweise hinter dem Figaro verschwand, in den er ganz vertieft schien.

„Ist das nicht drollig! Genieren thun die Herren sich nicht! So hatte ich mir die gesetzgebende Versammlung nicht vorgestellt!“ meinte Lucy. Zoë sah starr auf die Ministerbank ihr gegenüber, um nicht rechts auf Fresino zu blicken.

„Seine Haltung ist nicht hübsch,“ antwortete Lisa. „Aber ein Charakterfehler ist es schließlich auch nicht.“

„Doch,“ entgegnete Zoë ernst, „es ist eine un-

verschämte Nichtachtung der Anderen, und das ist ein Charakterfehler!“

Als Fresino eine Stunde später an die Tribüne herantrat, um die Damen zu begrüßen, wiederholte Lisa, die plötzlich, seitdem Radu sie so sehr verwöhnte, eine größere gesellschaftliche Sicherheit gefunden hatte, zum Entsetzen ihrer Freundinnen mit fecker Naivität: „Wissen Sie, Herr Fresino, wie Fräulein Malfaki Ihre Haltung vorhin nannte? Unverschämte Nichtachtung der Anderen!“

Er sah die roth gewordene Zoë überrascht an; in ihren Augen lag ein großer Schreck, während sie sich ein gleichgültiges Aussehen zu geben bemühte.

„Ich hätte nie gedacht, daß Fräulein Zoë so scharf sein könnte,“ sagte er. „Uebrigens, wen soll ich hier unter diesen Anwesenden achten?“ Sein Blick glitt über die Versammlung.

„Wir waren doch da!“ warf Lisa ein, während Zoë zum ersten Male in Fresino's Gegenwart den Mund zu einer selbständigen Bemerkung öffnete: „Was achtungswerth ist, was nicht, darüber entscheidet die äußere Erscheinung selten; im übrigen war es anmaßend von mir, ein Urtheil abzugeben.“

„Ich bin ein verwöhnter Mensch,“ entgegnete er; „mich hat eine Schwester erzogen, die alles an mir schön findet, darum finden alle anderen Damen mich unausstehlich! Aber Sie sind gewiß nicht in die Kammer gekommen, um meine Bekenntnisse zu hören“ — damit wollte er sich entfernen.

Lisa jedoch fragte ihn, wer dieser und jener sei,

und er charakterisirte ihr die Leute in seiner unbarmherzigen, aber geistreichen Art. Dabei sah er immer Zoë an, als erwarte er eine Zurechtweisung von ihr und sei enttäuscht über ihr Schweigen.

„Wann werden Sie sprechen?“ fragte Lisa ihn.

„O, noch lange nicht; erst muß die Atmosphäre sich gereinigt haben — so einen oder zwei Tage vor Schluß; jetzt lasse ich erst die Grünschnäbel sich aussprechen. — Finden Sie den Ausdruck ‚Grünschnäbel‘ nicht unpassend, Fräulein Zoë?“

Zoë sah ihn an; es that ihr sehr wohl, daß er sich mit ihr beschäftigte, aber noch kämpfte in ihr die Schüchternheit mit der Lust, ihm etwas Scharfes zu erwidern. So sagte sie nur: „Ich glaube, es giebt passendere Bezeichnungen.“ Lucy dagegen erklärte: „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt!“ Und Lisa meinte: „Eigentlich müßte ich mich beleidigt fühlen, denn zu den ‚Grünschnäbeln‘ zählt ja auch mein Mann!“

„Ausnahmen bestätigen die Regel,“ erwiderte Fresino; dann, zu Zoë gewendet, fuhr er fort: „Nun hören Sie nur! — Ist es nicht kindisch, was dieser Mann dort behauptet?“ — Ein Deputirter donnerte gerade von der Tribüne herab gegen Europa's Einmischung in die inneren Angelegenheiten des rumänischen Staates. — „Immer dasselbe! Aber Jeder fühlt sich berufen, es nachzuplappern, als ob sein Tonfall die Thorheit verhüllen könnte!“

Zoë theilte natürlich die politischen Ansichten ihres Vaters; da derselbe auf Seiten der Regierung stand, war

auch sie eine überzeugte Liberale und sie freute sich sehr über den Glücksfall, daß Fresino in dieser Frage derselben Meinung war. Außerdem sagte ihrem Frauen-sinn die Idee religiöser Gleichberechtigung zu; sie hatte kürzlich aus dem Polnischen übersezte rührende Geschichten von armen Juden gelesen und begeisterte sich auf ihre nicht sehr lebhaftete Art dafür, daß man den Makel der Geburt, der bisher an den Juden gehaftet, tilgen solle. Lisa war im Herzen eigentlich derselben Ansicht, schwieg aber, da Radu Chef der Unversöhnlichen war.

Als Fresino nach einer längeren im Flüstertone geführten Conversation auf seinen Platz zurückkehrte, setzte er sich höchst manierlich in seinem Sessel zurecht und warf auf Zoë einen nicht mißzuverstehenden Blick: „Nur Thretwegen!“ Sie fühlte ihr Herz auch laut klopfen und fand es auf einmal so wunderschön in der engen heißen Kammer wie nirgends sonst in der Welt.

Fresino dachte darüber nach, wie wohl ein Kerl wie Konstantin Malfaki zu solchen Töchtern käme, die weder physisch noch psychisch Verwandtschaft mit ihm zu haben schienen. Er mußte sich doch 'mal nach der verstorbenen Mutter erkundigen: Ein wahres Glück, wenn diese vom Pfade der Tugend abgewichen war! Denn eine Tochter von Malfaki heirathen, wäre doch etwas zu riskant — abgesehen von der Unnehmlichkeit, einen solchen Schwiegervater zu haben, setzte man sich auch noch der Möglichkeit aus, einen Sohn zu bekommen, der dem Großvater seelisch glich!

Uebrigens dachte er ja garnicht an Heirathen; es war nur so ein Hirnge-spinnt, hervorgerufen durch die

Hitze der Kammer, und dann stand ihr der kleine schwarze Hut so ausgezeichnet, und ihre Haltung war so vornehm, stolz und mädchenhaft zugleich, und ihr Profil so rein, sie hatte einen klassischen Kopf, die ganze Erscheinung war statuenhaft! — Jetzt gingen sie schon fort? Ob sie wohl noch einmal zu ihm hinschauen würde? Nein, das sähe ihr nicht ähnlich. Und doch, als sie die Glasthür schloß, warf sie einen schnellen Blick auf ihn, und er fühlte sich dadurch geehrt, als habe ein Fürst ihn mit einem Großkreuz decorirt. Gegen Decorationen war er nämlich durchaus nicht gleichgültig, soviel er sich auch über die Ordenssucht Anderer lustig machte.

Am nächsten Tage kamen die drei Freundinnen nicht wieder, obwohl Fresino es erwartet und darauf geschworen hätte — er war doch nicht der erste Beste, und er hatte sie entschieden ausgezeichnet! Kaum hatte er diesen Gedanken gehabt, da schämte er sich desselben ein bißchen: war er denn wirklich so arrogant, wie die Leute ihm vorwarfen? Ja, wenn er ehrlich war, mußte er gestehen, daß er ein Mädchen glücklich schätzte, das ihm gefiel. Aber das bewies eben weiter nichts, als daß er noch nie verliebt gewesen, denn Liebe soll ja bewirken, daß man sich des Gegenstandes seiner Leidenschaft ganz unwerth vorfindet! — Er lächelte, legte die Arme auf's Pult und seinen Kopf auf dieselben.

Von der Tribüne erscholl immer dieselbe Litanei. Seit fast zehn Jahren saß er in jeder Kammer, natürlich auch, so lange er Justizminister gewesen — er war gefallen, weil er die Todesstrafe wieder einführen

wollte — ; jetzt plötzlich schien ihm die Politik uninteressant, obgleich sie bisher seinen einzigen Lebenszweck ausgemacht hatte. Freilich, in dieser Kammer war er ein Unicum; Niemand theilte seine Ansicht, sie ähnelte zwar derjenigen der Regierung, aber nur wie Gold dem Messing.

Und was bedeutet eines Einzigen Meinung bei einer Regierungsform, in welcher Stimmenmehrheit entscheidet? — Stammt aber nicht alles Große aus eines Einzigen Conception? Er wußte doch, daß er aus seinem Lande einmal etwas Anderes machen würde, als was die traurige Gegenwart zeigte. Was bewies es, daß augenblicklich noch Corruption herrschte — vor hundert Jahren hatte es in den Culturländern des Westens auch nicht besser ausgesehen! — Aber mit der Constitution, wie sie war, konnte kein ehrlicher Mensch vorwärts kommen, sie war an Allem schuld. Wenn erst seine Zeit kam, machte er einen Staatsstreich!

Dazwischen fragte er sich, ob Zoë Malfaki ihn wohl nehmen würde, wenn er so, ohne weitere Einleitung, hinginge und ihr seine Hand anböte!

Seltfam, daß er sich das immer wieder ausmalen mußte! — Seine Schwester würde so glücklich sein! Natürlich sagte Zoë Ja, und ihr Vater würde ihm gleich Geld abborgen, selbst wenn er gerade bei Casse sein sollte. — Wenn er seiner Sache nicht so sicher gewesen wäre, hätte er es einmal versuchen mögen, nur um sich selbst zu beweisen, daß er kein Unverschämter sei, sondern einfach Menschenkenntniß besäße. Im ganzen Lande gab es kein Mädchen, das nicht mit Freuden seine Frau

murde, sobald er gnädig genug war, ihr diese Ehre anzubieten!

Die Hitze in dem „Stall“, wie er die Kammer zu nennen pflegte, erzeugte lauter Hallucinationen; er dachte sich aus, daß die Mädchen auf der Tribüne saßen, daß er an sie heranträte und die schöne Zoë direct fragte, ob sie seine Frau werden wolle: Dann würde wieder so ein Schreck in ihren Kehrgaugen liegen, sie würde dunkelroth werden und ihn glücklich anstarren.

Natürlich war das nicht die Art, wie man sich sonst zu verloben pflegte, aber warum sollte er es nicht auf seine Weise thun? Der Weg durch den Vater war ihm zuwider. Ja, das würde er Zoë gleich nach der Verlobung sagen, seine einzige Bedingung wäre die, daß sie, einmal verheirathet, mit dem Vater brächen; ihre Lebensauffassungen seien zu verschiedene! Kein Mädchen schwankt zwischen einem Manne und einem Vater!

Wenn sie den Eckplatz hinten an der Tribüne wieder einnahm, und er seitwärts am Ofen stünde, könnte er sehr gut mit ihr flüstern, ohne daß ein Anderer es hörte, und dann erlebte diese stupide Kammer doch einmal auch eine Verlobung! Sie war eine Frau, wie er sie sich immer gewünscht: unverhämmert schön, ein regelmäßiges Gesicht, dem nichts vorzuwerfen war, so correct in allen Linien — Die kleine Sopholides hatte zwar lebhaftere Farben, einen nordischen Teint, und Lucy sah amüsanter, neckischer aus — Zoë's Hautfarbe war mattgelb, ohne einen Schimmer von Roth im Antlitz, aber das gefiel ihm, sie sah vornehm aus, und Gestalt und Haltung waren tadellos, jede Bewegung ruhig und würdevoll —



eine geborene Königin! Wie schön würde sie repräsentiren und im Salon empfangen; für ihn, der viel in der großen Welt leben und sich darin die tonangebende Stellung erringen mußte, war das sehr wichtig. Sie konnte nicht anders als tactvoll sein und sehr reservirt — nichts war ihm so zuwider wie geistreiche Frauen, die selbst etwas gelten, eigenes Urtheil haben und im Salon herrschen wollen! Zoë — wie lange hatte er sie schon beobachtet! — sagte nie ein Wort zu viel und wollte lieber für dumm gelten, obgleich sie sehr gescheut und gebildet war, als sich zu weit vorwagen. — Ja, sie war für ihn geschaffen, und wahrhaftig, bei der nächsten Gelegenheit würde er um sie anhalten! Heirathen mußte er so wie so bald, das gab ihm ein anderes Gewicht, etwas viel Solideres, besonders wenn er bald ein Haus voll Kinder hatte. Er persönlich wollte ja auch in der Sittlichkeit seinem Volke ein Beispiel geben, denn Sittlichkeit ist die einzige Grundlage des Fortschritts!

Er hatte noch immer sein Gesicht auf beide Arme gestützt und that, als ob er eifrig zuhörte. Das war auch wieder eine Haltung, die seine correcte Frau nicht billigen würde! Es war übrigens fünf Uhr, etwas Besonderes konnte nicht mehr in der Kammer vorkommen. Warum blieb er also da? Angenehmer und ebenso nützlich war es, eine Spazierfahrt auf die Chaussee zu machen: vielleicht begegnete er dort seiner Zukünftigen! Konstantin Malfaki's Weizen blühte ja gerade: man sprach von hunderttausend Frank, die ihm die Alliance Israelite, von fünfzigtausend, die ihm ein Engländer für die Concession zu einer Lieferung gegeben! Jeden-

falls hielt er sich seit einiger Zeit Equipage, und seine Töchter fuhren mit Lisa ziemlich regelmäßig aus.

Diesmal suchte Fresino aber vergebens in den Alleen; enttäuscht kehrte er zum Essen in sein Hotel zurück. Er war von merkwürdig impulsivem Charakter und konnte Aufschub nicht recht vertragen. Wie, wenn er an Zoë schriebe? Sie waren Beide in Deutschland aufgewachsen, also über das Vorurtheil hinweg, daß man einem jungen Mädchen nicht direct schreiben darf; auch war er ja ein so gesetzter Mann, daß er sich manches erlauben durfte. Das schriftliche Verfahren hatte mehrere Vortheile; er konnte sich gleich klar aussprechen, ohne Redensarten, denn ein Liebesbrief sollte es nicht sein, nur ein Heirathsantrag. Liebesbriefe hatte er nie geschrieben und konnte es auch nicht.

So setzte er sich an den Schreibtisch und begann. Zur Motivirung führte er aus, daß ihm im Laufe des letzten Jahres geschienen, als ob er ihr nicht unangenehm sei, darum hoffe er auf ihre Zusage.

Fresino war mit seinem Briefe recht zufrieden und legte sich mit einem angenehmen Gefühl der Erwartung in's Bett. Was für Augen würde seine Schwester machen, wenn sie übermorgen die Nachricht von seiner bevorstehenden Verheirathung empfing!

Am nächsten Morgen schickte er einen Bediensteten des Hotels zu Fräulein Malfaki — „Auf Antwort würde nicht gewartet.“ Er hielt diesen Zusatz für höchst tactvoll, denn anfangs hatte er gemeint, der Mann könne die Antwort gleich mitbringen.

Zoë saß allein im Wohnzimmer und schrieb und

rechnete in ihrem Wirthschaftsbuch — es wollte nicht stimmen, und sie wußte nicht, daß Lucy sich den Scherz erlaubt hatte, einen Zwanzigfrankschein zu verstecken. Da wurde ihr der Brief gebracht.

Sie war sehr erregt, als sie Fresino's Namen unten auf der zweiten Seite las. Wie gut, daß Lucy noch bei ihrem Bade, und der Vater ausgefahren war! Schnell las sie den Brief, mit glühenden Wangen und hämmerndem Herzen, dann ließ sie ihn mit der Hand auf ihre Knie fallen und starrte auf das dicke Papier, dessen er sich bedient hatte. Ein dumpfer Zorn jagte ihr das Blut wie im Fieber durch die Adern. Wie war das möglich, wie konnte ihr das geschehen, und von ihm! Hatte sie deshalb sich's so oft ausgemalt, daß es nun ihr zur Strafe in so furchtbarer Form kommen mußte? Oder war sie ungerecht?

Sie las den Brief ganz langsam noch einmal durch, und er schien ihr nicht mehr ganz so arrogant, aber, wie lieb sie Fresino auch hätte haben können, und welches Glück es auch für sie gewesen wäre, seine Frau zu werden — auf diese Anfrage durfte sie nur Nein sagen. Wie ein für sie günstiges Geschäft behandelte er die Ehe; kein Wort von Liebe, Zuneigung oder Freundschaft, nein, durch sein Anerbieten schon glaubte er ihr genug Ehre angethan zu haben! Keinen Augenblick zweifelte sie daran, daß sie dasselbe einfach ablehnen müsse, nur über die Formulirung grübelte sie noch. Und dann, wenn sie das Nein geschrieben, dann würde eine kalte Verzweiflung in ihr Herz ziehen, und endlos würden all' die langen Tage werden, und centnerschwer

die schleichenden Stunden! Seit Jahr und Tag hatte ja der Gedanke an ihn ihr eine Freudigkeit gegeben, die alles leicht machte! — Aber Keiner sollte es wissen und merken; dies Geheimniß wollte sie mit ihm gemein haben, wenn sie auch fortan mehr als sonst getrennt waren. Bald würde die Zeit dann kommen, wo sie ihn wieder in dem Lichte sähe, das ihn bisher verflärt — ebenso gut und zart wie gescheut und energisch! Sie hatte ihn oft einen geborenen Staatsmann nennen hören: große Männer taugten aber für Mädchen ihrer Art nicht, Jeder soll seiner Wege gehen.

Aber sie mußte ihm schreiben. Nein, jetzt noch nicht, jetzt konnte Lucy jeden Augenblick kommen; erst am Abend, wenn die Schwester schon schlief, wie immer lange vor ihr, dann wollte sie wieder aufstehen und ihm antworten. Es war auch besser, daß es nicht gleich geschah, sondern ohne Zorn und Bitterkeit, ohne die Empörung über seine Anmaßung, die sie im tiefsten Herzen kränkte. —

„Nein, das ist zu stark!“ Vierundzwanzig Stunden hatte Fresino in größter Ungeduld gewartet, und in der fünfundzwanzigsten bekam er — was? Eine ruhige, kühle Abweisung. Ihr Brief war genau so wie sie: ziemlich große, regelmäßige Schriftzüge, ohne individuellen Ausdruck, der Stil absolut correct, formell, kein Wort zu viel, keins zu wenig, wie aus einem guten Briefsteller! Sie lehnte dankend ab, ohne Angabe irgend eines Grundes — dazu war sie als Mädchen auch nicht verpflichtet, ein klares Nein reichte aus. Mißverstanden konnte sie ihn nicht haben, und doch schien ihm, das

müsse der Fall sein. Wie konnte sie sonst ihm, Dè-  
mètre Fresino, einen Korb geben! Wußte sie nicht,  
wer er war? Er zählte zu den besten Männern des  
Landes, an Begabung und Herkunft wie an Vermögen;  
und sie wußte das alles nicht zu schätzen, nicht einmal  
seine drei Güter, die doch drei Millionen darstellten!  
Nein, das hätte er nicht für möglich gehalten, so im-  
ponirte ihm noch kein Mädchen! Käuflich also war sie  
nicht! Und er wußte doch, in wie gedrückten Verhält-  
nissen sie ihr Leben lang sich gequält: vom rumänischen  
Agenten in Berlin hatte er gelegentlich erfahren, in wie  
peinlicher Lage die armen Mädchen sich im Charlotten-  
burger Institut befunden hatten, als der Vater zwei Jahre  
lang die Pension nicht zahlte.

Fresino dachte sich in immer größere Bewunderung  
hinein, und Eines stand ihm fest: diese Perle war für  
ihn geschaffen, sein mußte sie werden!

Die Sache schien ihm plötzlich ebenso wichtig  
wie die Judenfrage. Er wiederholte sich das Wort:  
Beharrlichkeit ist Genie, und war nun nicht mehr er-  
staunt über den Brief, so erfüllte ihn der Entschluß, sie  
zu erobern. — Wie glänzend hatte er die Wette ver-  
loren, die er sich selbst neulich in der Kammer vorschlug!

Er las ihren Brief noch einmal. Die kühle Cor-  
rectheit gefiel ihm ausnehmend: so sollte seine Frau  
schreiben, das war sein Ideal einer Lebensgefährtin!  
Sein nächster Gedanke war, gleich zu den jungen Damen  
oder wenigstens zum Vater zu fahren, aber er sah nach  
der Uhr: es war noch zu früh.

Einen Augenblick dachte er an Frau Sopholides,

Zoë's intime Freundin, ob sie nicht die Mittlerrolle übernehmen würde; aber das widerstand ihm, er wollte es mit Zoë allein abmachen.

Um zwei Uhr wollte er von der Kammer aus hinfahren; er würde es schon möglich machen, sie allein zu sprechen.

So schien ihn sein erster Mißerfolg nur selbstbewußter gemacht zu haben.

Als ihm aber um zwei Uhr der Bescheid wurde, weder die Damen noch der Herr seien zu Hause, ließ er den Kutscher umkehren und begab sich zu Frau Sopholides. Er hatte sich nicht geirrt: hier fand er die beiden Malfaki's, und da er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße in den Salon folgte, verhinderte er gerade noch die Flucht der Mädchen. Schon während er Lisa begrüßte, suchte er Zoë mit den Augen. Sie hatte sich abgewandt, und Lisa sagte: „Sie sehen uns hier in großer Erregung: Die Fürstin hat Zoë und Lucy Malfaki für den Sommer nach Sinaja eingeladen, und wir bereuen diese Einladung immer wieder, als ob wir dadurch schon ein Stück der Ehre im voraus kosteten.“

„Sie werden doch nicht gehen?“ platzte Fresino heraus und sah Zoë groß an.

„Warum nicht?“ entgegnete statt ihrer Lucy. „Wir sind außer uns vor Freude!“

„Das ist nichts für Sie!“ entgegnete er entschieden, so daß alle Drei lachten.

„Was haben Sie dagegen?“ fragte Lisa. „Sind Sie neidisch, daß Sie nicht eingeladen werden können?“

Er ließ sein Monocle fallen und kreuzte die langen Beine, indem er sich im Lehnstuhl zurücksetzte.

Es war eine höchst peinliche Atmosphäre, und die beiden Unbetheiligten kannten die Ursache nicht; Zoë aber ward heiß und kalt unter Fresino's fixirendem Blick.

„Wann haben Sie diese Einladung bekommen?“ Ihm fuhr durch den Kopf, daß die Ablehnung seines Antrages damit zusammenhängen könnte: Mochte sie sich Illusionen über das Hofleben? Hatte man ihr eine dauernde Function in Aussicht gestellt?

„Vor einer Stunde!“ entgegnete Zoë schnell, die den Sinn seiner Frage sofort errieth und nicht in falschem Lichte vor ihm stehen wollte — um alles nicht, obgleich es doch gleichgültig war!

Mit einem Male stand Fresino auf und sagte zu Lisa, er möchte mit Fräulein Zoë zwei Worte reden — Lisa und Lucy traten verblüfft in's offene Nebenzimmer. Am verwirrtesten aber war Zoë; sie fand ihre Fassung nicht schnell genug wieder, um einzuwenden, daß sie dieses tête à tête nicht wünsche. Auch war sie sich nicht klar, ob sie es nicht wünsche. Fresino waren alle anderen Rücksichten gleichgültig, er fühlte kaum, daß er etwas Ungewöhnliches verlangt hatte: sie war da, und er mußte sie sprechen! — „Bitte, gehen Sie nicht nach Sinaja!“ wiederholte er.

Sie lächelte gezwungen. „Aber ich begreife gar nicht, wie Sie das interessiren kann, Herr Fresino . . .“

„Sie haben bisher ganz zurückgezogen gelebt; dort werden Sie eine Fülle neuer Bekanntschaften machen . . . .“

„Um so besser!“ fiel sie ein, als könnte sie sich mit Worten schützen, wie sie die Hände gern abwehrend ausgestreckt hätte gegen das, was jetzt kommen mußte.

„Warum wollen Sie mich eigentlich nicht?“ fragte er plötzlich und trat einen Schritt näher. Sie ward dunkelroth.

„Aber — — ich dachte, das hätten wir schriftlich abgemacht . . . .“ Sie war in peinlichster Verlegenheit und zupfte an der Gardine.

„Ich verstehe mich nicht auf die Form, hab' mich mein Lebelang mit Frauen nicht abgegeben — aber das kann es doch nicht sein, dazu sind Sie doch ein zu ernstes Mädchen!“

Er war so erregt, wie er sich selbst noch nie gesehen, nicht einmal nach seiner besten Rede — der auf Wiedereinführung der Todesstrafe —, und er wollte ihr so gern ausdrücken, wie schön er sie fand und wie er sie bewunderte, wie unglücklich er ohne sie sein würde — Kein passendes Wort kam ihm in den Mund! Er war doch sonst ein gewandter Sprecher — woran lag es nur?

So standen sie einen Augenblick schweigend da und hörten nur ihren eigenen ängstlichen Athemzug.

„Meine Schwester würde Ihnen sagen, daß ich garkein solcher Bär bin . . . .“

„Dafür habe ich Sie nie gehalten,“ erwiderte sie leise.

„Was ist es denn? Haben Sie einen Anderen lieb?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. Durfte sie ihm sagen, daß sie ihn nicht wollte, weil er sie nicht genug



liebte, nicht so liebte wie sie ihn? — Seitdem er sie so angeschaut, seitdem er so ganz anders zu ihr gesprochen als früher, wußte sie nicht mehr, warum sie so entschieden Nein gesagt. Ueberlegung hatte sie nicht mehr, sie wußte nur, daß sie jetzt Ja sagen würde — ungefragt aber durfte sie es nicht sagen!

Es war so peinlich, wie sie Beide wortlos am Fenster standen; sie sah starr auf das Ladenschild drüben auf der andern Seite, als könnte das ihr darüber weghelfen.

„Sie sollten es wirklich mit mir versuchen!“ stieß er heraus; seine Augen hingen wie gebannt an ihrem schönen Antlitz.

Bekommen erwiderte sie: „Das versucht man nicht, das ist für die Ewigkeit . . .“

„Versuchen Sie — ich halte Sie für alle Ewigkeit! Blicken Sie, bitte, nicht immer da hinab! Sehen Sie mich an — schön bin ich nicht, aber Sie sind es ja für uns Beide . . .“ Sie legte die Hand über die Augen, und er wagte nicht, sie zu erfassen. „Soll ich Ihnen noch einmal schreiben oder darf ich jetzt gleich in der Kammer mit Ihrem Vater reden?“

„Vater ist verreist,“ entgegnete sie.

„Aber er wird doch 'mal wiederkommen?“

„Heute Abend um Zehn.“

„Ich darf ihn vom Bahnhof abholen?“

Sie nickte. „Wo bleiben denn die Andern?“ fragte sie, sich unruhig umsehend.

„Darf ich denen sagen, was für ein Geheimniß ich Ihnen mitzutheilen hatte?“

„O nein!“ bat sie ängstlich. „Noch nicht!“

„Nun geben Sie mir aber Ihre Hand! Oder haben Sie Angst, daß ich sie nie wieder loslasse?“

Sie reichte sie ihm. „Darf ich sie küssen? Sie sehen, ich bin sehr ungeschickt und habe immerfort Angst, bei Ihnen anzustoßen! Und dabei heißt es, ich wäre selbstbewußt! Was werden Sie noch aus mir machen?“

Er hatte ihre Antwort nicht abgewartet, sondern den Handschuh ein wenig zurückgeschoben und den Ansatz des Armes geküßt, ganz discret, nur leise mit der Lippe berührt. Sie zog die Hand doch schnell wieder fort und sagte:

„Wollen wir die Andern rufen? Was werden sie denken!“

„Was ich morgen aller Welt zu sagen hoffe, — daß Sie sich entschlossen haben, mich zu heirathen!“

„Bitte,“ flüsterte sie erschreckt, „nicht so laut!“

„Aber ich kann es garnicht laut genug sagen!“

„Wenn Papa aber nicht will . . . .“

„Wie sollte der nicht wollen, im Gegentheil . . . .“

er hielt inne, denn sie sah ihn mit ihren Rehaugen so ängstlich an, daß er sich vor den Kopf hätte schlagen mögen: er war im Begriff gewesen, wieder eine der größten Tactlosigkeiten zu begehen; dabei stand es doch fest, daß Konstantin Malfaki froh sein würde, für jede seiner Töchter einen solchen Mann zu finden! Was war nur in Zoë, das ihn verhinderte, einfache Wahrheiten richtig auszudenken? Denn nachdem sie ihn so angeschaut, schien es ihm plötzlich auch möglich, daß der alte Malfaki ihm Zoë wieder abspenstig machte, und daß Vater

und Tochter zusammen an ihm etwas ausfindig machen könnten, was gegen ihn spräche. Sein Leben aber war rein, wie das keines seiner Freunde und Bekannten: Ein Verdienst von ihm war das nicht, ihn hatten die Frauen nie angezogen, und die Schwester hatte ihn zu sehr verwöhnt — Aber das war doch auch wieder nichts, was einem Vater unangenehm sein konnte!

„Also heute Abend kommt er erst? Noch ganze fünf Stunden!“

Durch Zoë's schwarze Augen ging ein Leuchten. Ja, er hatte sie wirklich lieb, er glaubte nicht, sie zu ewigem Dank verpflichtet zu haben durch die Ehre, die er ihr erwiesen. Sie wußte ja genau, welche Ehre es war; sie wußte, daß er in jeder Weise so hoch über ihr stand, daß sie die Kluft nur durch grenzenlose Liebe und Hingabe ausfüllen konnte; aber er sollte das nicht wissen, er durfte das nicht denken, jetzt noch nicht; sie selbst wollte es ihm sagen, wenn sie erst seine Frau war. — Ihr schauderte fast vor ihrem Glück. Gerade der Mann, den sie unter Allen gewählt haben würde, der hatte sie gewählt!

„Sind die Geheimnisse noch nicht fertig?“ fragte Lucy in der offenen Thür. „Ich wollte Dich nur daran erinnern, Zoë, daß wir versprochen haben, gleich nach drei Uhr wieder zu Hause zu sein, und daß Lisa nachher keine Zeit hat, uns zurückzubringen!“

Lucy's Blick flog unterdeß etwas besorgt von ihrer Schwester zu Fresino und wieder zurück. Letzterer ergriff augenblicklich Hut und Stock, sagte zu Lucy, er verstünde den Wink, und verabschiedete sich.

„Nun, was ist das?“ fragte Lucy, dicht an Zoë herantretend. „Du bist ja puterroth, so hab' ich Dich noch nie gesehen!“

„Ach, garnichts,“ entgegnete diese, leise ihre Schwester abwehrend.

„Kommt, Kinder,“ sagte Lisa, um ihrer Freundin zu Hülfe zu kommen, „wir müssen aufbrechen. Wollen wir fahren oder ein bißchen in der Hitze braten?“

Zoë zog das Gehen vor.

„Quäle sie nicht, Lucy, sondern thu', als ob Du nichts merktest!“ flüsterte Lisa der jüngeren Schwester zu. „Sie wird es schon sagen, sobald sie kann.“

„Meinst Du wirklich, daß er . . . .?“

„Natürlich!“

„Aber er würde doch bei Papa angefragt haben!“

Lisa zuckte die Achseln. „Warum soll er es nicht anders machen, als die anderen Leute?“

„Das ist wahr!“

Damit gingen sie Alle die Treppe hinunter.





## 9. Kapitel.

„So etwas von Pantoffelhelden wie George Albuteanu habe ich nie gesehen!“ sagte Radu zu Deliu, als sie eines Morgens Beide in Georges Zimmer auf dessen Rückkehr warteten. Die gnädige Frau hatte ihn eben abrufen lassen, weil sie einen Weinkrampf bekommen hatte.

Auf diesem Gebiete waren Radu und Deliu derselben Meinung, sonst gab es nicht viel, was sie gern berührten; glaubte doch Deliu nicht einmal, daß es Radu Ernst war mit seiner antisemitischen Richtung!

Der schweigsame Siebenbürger zuckte die Achseln und zündete sich eine neue Cigarette an, während seine kleinen Augen den unruhig hin und her gehenden Sopholides scharf beobachteten.

Radu beneidete Albuteanu um dies Zimmer mit dem dicken Teppich und den eleganten Möbeln, wie um sein ganzes schönes Haus; weshalb mußte das Schicksal einer solchen Wetterfahne alles so leicht machen, während er selbst sich das Geringste erst zu erkämpfen hatte! Freilich, als Compensation hatte er eine andere Frau,

um die George ihn beneiden konnte, aber gerade Lisa's wegen war es ihm schwer, nicht gesichert im Leben dazustehen.

„Warum war gestern Niemand von der Patria in der Kammer?“ fragte er Deliu.

„Die Patria hat keinen anderen Berichterstatter als mich: Die Herren vom Comite kümmern sich nicht mehr darum, Bessy ist krank; gestern habe ich das ganze Blatt allein zusammenstoppeln müssen und konnte natürlich nicht aus der Redaction fort!“

„Das halten Sie nicht lange aus, da müssen wir Ihnen Hülfe schaffen.“

„So lange die Kammerberichte zwei ganze Seiten füllen, die ich aus dem Moniteur abdrucke, geht es!“

„Aber das Blatt wird dadurch nicht amüsanter — besonders da der Moniteur immer acht Tage im Rückstande ist.“

„Wer die Patria nicht aus Parteirücksichten hält, liest sie doch nicht,“ meinte Deliu.

Sie lachten Beide. Radu empfand für Deliu eine Art Protector-Interesse; es war ihm nicht einmal unangenehm, daß der Mensch ihn damals gesehen — falls er ihn in dem unsicheren Mondschein wirklich erkannt hatte.

„Kommt denn George garnicht wieder! Ich muß ihn sprechen, denn heute oder morgen komme ich an's Wort, da darf er nicht fehlen. Wir haben die Majorität, Deliu, das Ministerium muß abtreten!“

„Ich glaub's nicht! Dieser Muskalianu findet immer noch einen Ausweg!“

Kadu interessirte diese oft erörterte Frage nicht weiter; er war ungeduldig und trug nun Deliu auf, George einzuschärfen, daß er keinesfalls in der Kammer fehlen dürfe, dann fuhr er fort.

Deliu ergriff ein Buch. Stunde auf Stunde verrann; schon war es fast zwölf Uhr Mittags. Daß Herr Albuteanu ihn ganz vergessen hatte, sah ihm nicht ähnlich — was konnte geschehen sein?

Deliu hinterließ Kadu's Bestellung schriftlich und ging. Der Diener draußen sagte ihm, die gnädige Frau wäre nicht wohl.

George hatte nie einen so furchtbaren Tag erlebt; wenn seine Mutter nicht im Nebenzimmer gewesen wäre, er hätte es sicherlich nicht ausgehalten! Daß es schwere Stunden seien, hatte er immer gehört, aber von solcher Angst und Qual hatte er doch keinen Begriff gehabt! Er kam über die Selbstvorwürfe nicht fort, alle Höllenpein glaubte er zu empfinden: wie viel lieber wäre er der leidende Theil gewesen, als der Zuschauer!

Endlich, um Mittag, chloroformirte der Arzt die unvernünftige Frau, die in ihrem Eigensinn bisher nur ihren Mann in's Zimmer gelassen hatte. Dr. Reimer kannte aber die Art verwöhnter, disciplinloser Damen, und er bedauerte seine alte Freundin und Gönnerin, Georges Mutter, daß sie solche Schwiegertochter bekommen habe. Darüber hatten sie sich, als sie im Nebenzimmer warteten, sehr offen ausgesprochen. „Ich hatte meinem Sohn eine so gute, schöne Frau ausgesucht, die nachher diesen falschen Sopholides geheirathet hat!“

„Ja, das ist eine reizende kleine Person“ — und

nun erzählte der Doctor von seiner letzten Begegnung mit ihr. „Aber der Mann macht mir auch einen angenehmen Eindruck, jedenfalls liebt er seine Frau.“

„Ich traue ihm nicht; Sie werden sehen, die Ehe endet noch tragisch!“

„Kennen Sie seine Mutter?“

„Nur wenig.“

Der Doctor erzählte, was er gehört, daß der Brebu, den sie geheirathet . . .

„Aber wie kann eine Frau in dem Alter sich wieder verheirathen!“

Der Doctor zuckte die Achseln: „Also dieser Brebu ist von einem schmutzigen Geiz; er wohnt mit seiner Frau im Hause des Vaters, und nicht ein Stückchen Zucker oder Brot hat sie selbst, alles bekommt sie von den Eltern zugezählt! Zum Ausfahren muß sie sich putzen, aber sowie sie wieder im Hause ist, zwingt man sie, die guten Kleider auszuziehen — Vielleicht übertreiben die Leute, aber es heißt, daß sie in reinsten Sklaverei lebt. Die Schwiegereltern sind ganz ungebildet, auch der Mann ist im Grunde gemein, ein Gemisch von Geldproß und Geiz!“

„Dann wird sie sich wohl nächstens scheiden lassen?“

„Ich glaube kaum; sie bliebe dann ohne einen Heller: sie glaubte sich sichergestellt zu haben durch die contractliche Abmachung, daß er ihr, falls er sich scheiden ließe, eine große Summe auszuzahlen habe — aber eben nur falls der Mann die Scheidung beantragt; an



die Möglichkeit, daß sie ihrerseits sich scheiden ließe, hat sie nie gedacht!“

„Mir thut die Frau nicht leid; ich wundere mich nur, daß es auch einmal solche trifft, die es verdienen, und nicht immer nur die Unschuldigen!“

Der alte Doctor drohte scherzhaft mit dem Finger: „Immer noch die alte Bosheit?“

„Mehr als je!“ Und sie wies auf das Nebenzimmer, in dem ihre Schwiegertochter lag. „So etwas ist auch nur bei uns zu Lande möglich.“

„Ich bin ja ein Eingewandter, ich finde aber, daß es doch auch hier mit jedem Jahre besser wird!“

Frau Albuteanu war ganz außer sich über eine solche Behauptung: ihrer Meinung nach ward jede Generation um einige Grade schlechter als die vorhergehende.

„Wie können Sie solche Unglücksweisagungen aussprechen, während Sie auf ihr Enkelkind warten!“ meinte er lachend. Er nahm ein scharfes Wort ungern ernst und ärgerte dadurch oft seine alte Gönnerin. Aber wie hätte er mit so vielen zweifelhaften Charakteren in Frieden leben können, wenn er sich je ein Urtheil gebildet und nicht in Allen Kranke gesehen hätte?

„Kind ist Kind,“ erwiderte sie; „und immer unschuldsvoll und reizend — und nun erst meines lieben Sohnes Sohn!“

Natürlich wurde Frau Albuteanu's Wunsch nicht erfüllt, sondern Lolo bekam eine Tochter. Mutter und Großmutter waren gleich unangenehm überrascht; Lolo sah schon jetzt in ihrem Töchterchen ihre künftige Neben-

buhlerin in der Gesellschaft: „Töchter machen Einen so früh alt,“ war eins der ersten Worte, die sie unwillig ausstieß, als sie wieder zu sich kam.

George suchte sie zu trösten und war so erfüllt von den Leiden seiner Frau, daß er kein Gefühl für das Kleine hatte. — —

Unterdeß hatte eine stürmische Kammer Sitzung begonnen. Es war ein schwüler Tag, und die gereizte Stimmung der Natur schien sich den Nerven der Abgeordneten mitgetheilt zu haben, der harmloseste Zwischenruf hatte etwas Herausforderndes. Radu ging im Hintergrunde der Kammer, zwischen der Damentribüne und dem großen Ofen, auf und ab. Auch er fühlte sich merkwürdig erregt und fragte sich: Werde ich eine Dummheit machen oder eine zündende Rede halten? Ich fürchte ersteres! — Lisa beobachtete ihn gespannt. Sie wußte, daß er schon in den letzten Tagen Unterschriften für seine Motion gesammelt, und daß diese Motion lautete: „Die rumänische Kammer, beseelt von nationalem Gefühl, weist mit Entrüstung die Beschlüsse des Berliner Congresses zurück und erklärt, daß ein Ministerium, welches sich zu denselben bekennt, nicht der constitutionelle Ausdruck des Landes ist.“

Natürlich wußte die Regierung, bei der bekannten Indiscretion Aller, schon um diese Motion, und Radu war darauf vorbereitet, daß man ihn überhaupt nicht zu Worte kommen ließe. Unter der Hand hatte er erfahren, daß man die Kammer vertagen wollte. Wie viele Unterschriften er aber hatte, das konnte die Regierung kaum ahnen; er hatte es geschickt angefangen

id auf alle Anfragen nur geantwortet, es wären so an zwei Duzend; nicht einmal John Malfaki wußte, daß es zweiundfünfzig waren. Schon die Zahl mußte imponieren! Er spielte ein gewagtes Spiel: 'der allmächtige Minister ließ nicht mit sich spaßen, und Radu war durch seinen Proceß in dessen Hand! Glücklicherweise war der Proceß bis zum September aufgeschoben, aber wenn er den Minister nicht zu einem Vergleiche zwingen konnte, sondern ihn sich nur zum erbitterten Feinde machte, dann allerdings hatte er sein Spiel verloren! Und Radu war nicht der Mann, der an solch' gewagten Dingen Gefallen fand; er war sich bewußt, der Anlage nach eine feige Natur zu sein, die nur künstlich sich bis zur Tollkühnheit emporschwingt.

So billig jedoch wie Nisipesku und Andere, die für einen elenden Posten sich dem allmächtigen Minister zur Disposition gestellt, durfte er sich nicht verkaufen; er mußte aller Welt zeigen, wie schwer er wog, und darum waren die zweiundfünfzig Stimmen wichtig. In der Sache selbst war natürlich nichts zu machen; keinen Augenblick hatte er daran gedacht, daß man sich dem Berliner Congreß nicht fügen würde; alles, was er that, hatte nur den Zweck, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und sich selbst ein Piedestal zu schaffen.

Bis so weit war er in seinen Ueberlegungen gekommen, als sein Vorredner schloß. Nun noch eine Pause von zehn Minuten, dann bestieg er die Tribüne! Wenn nur die Minister vollzählig dabliefen! — Lisa sah ihn besorgt an; er nickte ihr zu und setzte sich auf seinen Platz. Auch während die Anderen in der Pause

in die Couloirs oder an's Büffet gingen, blieb er, scheinbar in eine Zeitung vertieft, auf seinem Platze sitzen. Wie dumm, daß George nicht kam! Der war sein Nachbar, und mit dem hätte er jetzt plaudern mögen. Er wollte doch versuchen, auf George's Frau Einfluß zu erlangen, um ihn auf die Art in seine Tasche zu bekommen; mit ein paar Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten war sie sicher zu gewinnen! —

Es läutete. Die Deputirten kehrten langsam und widerwillig in den heißen Saal zurück. Durch die Fenster sah Radu, wie schwer die Wolken am Himmel hingen, und obgleich die Sonne verschleiert war, schien es heißer als vorhin. Wie sollte er diese Menschen elektrisiren und packen?

Als aber die Minister auf ihre Sitze gingen, als der Präsident seinen Namen aufrief, und Radu die Diplomaten-Tribüne gedrängt voll sah, da empfand er nur noch freudigen Stolz: auf einmal war er seiner Sache sicher und freute sich, sprechen zu können. Alles, was er hatte sagen wollen, stieß er im Kopf wieder um, während er sein Papier, die Motion mit den zwei- und fünfzig Unterschriften, ergriff und auf die Tribüne ging. Wäre er etwas größer gewesen, er hätte vom Platz aus gesprochen; da er aber nicht über Fresino's Länge gebot, machte er sich besser auf der Tribüne.

Er begann leise und in künstlicher Befangenheit; er entschuldigte sich, daß er die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung auf sich zu lenken wage: Doch es sei nicht die Person, sondern die Sache, auf welche es an-

fomme, und seine Sache sei groß auch im Munde des Unbedeutendsten! —

Kadu merkte, daß die eine Seite des Hauses seinen Worten nicht folgte; schnell bediente er sich des alten Kunstgriffs, die Feinde zu loben, und überschüttete die Minister mit Schmeicheleien — Des Premiers Mienen wurden ganz ironische Verachtung, durch die Ministerbank lief zorniges Murren, und die Deputirten lachten über die Unverschämtheit dieses Neulings.

Nun hatte er die Aufmerksamkeit Aller, nun begann er.

Welch' dankbare Einleitung, zu reden von der Größe der Nation, von dem siegreichen Kriege (heftiger Applaus), von dem langgehegten Wunsche der Vorfahren nach Unabhängigkeit und von der Nothwendigkeit, des Auslands Einmischung abzuweisen!

Dann das Thema: Sie hatten es gewagt, diese gewissenlosesten und feilsten aller Minister, des Vaterlandes Freiheit zu verkaufen und zu erniedrigen! Rumänien, anders und besser am Berliner Congreß vertreten, hätte sicher sein gutes Recht wahren können (lebhafter Beifall) — Wenn nur des Landes Nothlage richtig dargelegt worden wäre, keine der Großmächte hätte je die tyrannische Forderung erhoben, daß durch Aufhebung des Artikel 7 der Constitution das Rumänenvolk durch die Juden zu Grunde gerichtet würde! (Höhnische Zurufe von Seiten der Regierungspartei).

Und auch jetzt noch werde Europa ein Einsehen haben: Wenn jetzt die Kammer einstimmig erkläre, sich zwar in den Verlust Bessarabiens zu fügen, nicht aber

in die Abänderung der Constitution zu Gunsten der Juden, dann gebe es keinen christlichen Staat, der Rumänien dazu zwingen könne und wolle! (Lärm in den Reihen der Regierungspartei, höhnische Zwischenrufe gegen den jüngsten Deputirten, der den Alten und Erfahrenen die Wege der Politik weisen wolle; rasender Applaus der Opposition). — Und nun zog Radu die Motion hervor und bat die Kammer, über dieselbe abzustimmen.

„Sie sind ein Vaterlandsverräther!“ donnerte der Ministerpräsident ihn an.

„Wenigstens befinde ich mich in guter Gesellschaft!“ entgegnete Radu und verlas seine Motion, mit sämtlichen Unterschriften.

Auf der Ministerbank entstand eine Bewegung und eifriges Flüstern; einer der Herren ging hinaus an den Telegraphen und machte kurz darauf dem Kammerpräsidenten eine Eröffnung.

Die Kammer war aus Rand und Band; in kindischem Eigensinn glaubten Alle, reden zu müssen, was ihnen durch den Sinn fuhr, nur um Opposition zu machen; die Verantwortung fiel ja doch auf die Regierung!

Als der Lärm sich gelegt und Radu fortfahren wollte, ward er plötzlich durch die Klingel des Präsidenten unterbrochen: die Sitzung müsse aufgehoben werden, denn das Ministerium habe soeben seine Demission in die Hände Sr. Königl. Hoheit gegeben!

Frenetischer Beifall folgte dieser Erklärung. Der Ministerpräsident lachte höhnisch und entfernte sich,

während man von allen Seiten Radu umringte und beglückwünschte.

Auch er gab sich den Anschein der Freude; aber er hatte sofort erkannt, daß er eine Niederlage erlitten, denn da die Kammer geschlossen worden war, ehe er seine Motion beim Präsidenten hatte deponieren können, war sie hinfällig, und der Augenblick verpaßt — Die wichtigere Nachricht vom Rücktritt des Ministeriums stellte ihn und seine Rede in den Schatten.

Das Ministerium würde sich reconstruiren, würde die Häupter der unzufriedenen Elemente in seinen Schooß aufnehmen, und wie Viele änderten nicht ihre Meinung, sowie sie zur Regierung gehörten! — Er stand dann mit seiner kleinen Minorität da, ohnmächtig und verfolgt von der Rachsucht der Regierung!

Freilich, für den Augenblick war es schön, der Held des Tages zu sein: Er habe die Bank gesprengt! hieß es; die Blicke aller Damen auf der Tribüne hingen an ihm. Er war es, der das Ministerium zu Fall gebracht, wenn es auch vielleicht schon lange den Entschluß gefaßt hatte, abzutreten, um dann ziemlich unverändert wieder zu erscheinen. Es war eben ein ephemerer Erfolg, der eines Schauspielers, welcher am Tage darauf verraucht; er aber brauchte einen dauernden! —

Der Fürst nahm die Demission des Ministeriums nicht an, obgleich dasselbe scheinbar auf ihr beharrte; die Kammer aber ward der Hitze wegen auf einen Monat vertagt. Die Deputirten sollten ihre Diäten für den Monat fortbeziehen, und dagegen hatte selbst die Opposition nichts einzuwenden. Lisa meinte, Radu dürfe

seine Diäten nicht beheben, allein er erwiderte: „Wer merkt es, und wem nutzt es?“

Die Opposition triumphirte; auch Radu ließ sich von der allgemeinen Stimmung mitfortreißen. Da die Kammer noch vor seinem Termine wieder zusammentrat, ließ er alle Sorgen fahren und beschloß, diesen Ferienmonat mit seiner Frau im Auslande zuzubringen. Schon lange hatte er daran gedacht; jetzt schien ihm der Zeitpunkt günstig. „Weißt Du, Lisa, was wir thun sollten?“ fragte er seine Frau. „Wir sollten nach Berlin fahren, uns mit Deinen Verwandten aussöhnen und Mitte August Robert mit uns zurückbringen. Es wird Zeit, daß er sich hier umsieht.“

Lisa war sprachlos vor Entzücken.

„Wie Du doch an alles denkst! Aber glaubst Du, daß sie freundlich gegen uns sein werden?“

„Ich werde sie schon zu nehmen wissen! Es wird höchst amüßant werden, wie ich mich der Frau Tante zu Füßen legen, Marie den Hof machen und mit Fritz kneipen werde! Aber der kann wohl nicht einmal kneipen, der Tugendheld?“

Lisa lachte. „Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es unmöglich sein wird, Mariechen den Hof zu machen; sie würde das garnicht verstehen.“

„Ist sie dumm?“

„O nein, aber so kindlich und ein bißchen schwerfällig. Sie versteht alles, aber es dauert ein Weilchen, ehe sie sich an das Neue gewöhnt — Gegen mich war sie immer lieb.“

„Ist sie lustig?“



„Nein, sie ist etwas still.“

„Ich muß mich ja jetzt genau informiren, damit ich die Festung zu belagern weiß.“

„Am schwersten wird es mit der Tante sein.“

„Im Gegentheil!“ lachte Radu.

„Denk' an Frau Albuteanu . . .“

„O, das war etwas anderes, über die hatte ich nicht den Vortheil des fremden Onkels aus Brasilien, als welcher ich in der Lützowstraße auftreten will.“

Lisa dachte an ihre Geldsorgen und wie viel er unnütz wegwerfen würde, aber sie schwieg.

Da wurden Zoë und Lucy Malfaki gemeldet. Lisa ließ ihren Mann allein und ging in den Salon.

„Denke Dir,“ rief Lucy mit komischem Pathos ihr entgegen, „es hat alles seine Richtigkeit, ich soll meine Schwester jenem Menschenfresser geben . . . .“

„O Zoë,“ fiel Lisa ihr in die Rede und umarmte die lächelnde Braut, „wie habe ich das gewünscht, und wie glücklich bin ich! Er ist ein reizender Mensch, trotz seiner Schrullen . . . .“

„Die werden ihm alle abgewöhnt!“ rief Lucy aus. „Beinahe hätte Papa uns noch einen Strich durch die Rechnung gemacht . . . .“ Zoë unterbrach ihre Schwester: „So laß doch!“ Sie wollte die ganze Peinlichkeit des Auftritts nicht noch einmal durchkosten, den sie gestern hatte überstehen müssen: ihr Vater hatte verlangt, daß Fresino vor der Hochzeit die Revenüen einer halben Million auf Zoë festsetze, „Lebens und Sterbens halber, wie man zu sagen pflegt.“ Fresino

hatte gehofft, daß Zoë von dieser Bedingung garnichts erfahren würde, Malfaki aber theilte ihr dieselbe mit, und Zoë erklärte sofort, lieber trete sie zurück, als daß sie zu einer solchen Bedingung ihre Einwilligung gebe, das sei eine Demüthigung, die sie nicht ertrage! Fresino müsse ja denken, sie heirathe ihn seines Vermögens wegen, und unter solchem Argwohn wolle sie nicht in die Ehe treten!

Ganz vergebens redete ihr Vater in sie ein — sie, die sonst nur seinen Willen kannte, erklärte ruhig, hierin gebe sie nicht nach, es sei ihr ganzes künftiges Leben, für das sie kämpfe! — Konstantin Malfaki schrieb in Folge dessen an Fresino, und dieser mußte den besorgten Vater zu beruhigen, denn am Nachmittage gab derselbe bedingungslos seine Einwilligung; den Abend brachte man im engsten Kreise zu.

Lucy erzählte nicht, daß sie und Zoë vorgeschlagen hatten, Lisa dazuzuladen, daß Fresino aber erklärt hatte, ihm sei Sopholides zuwider, er möchte ihn nicht im intimen Kreise sehen, so sehr ihm die Frau gefiele. „Der Mann ist gefährlicher, als er aussieht . . .“ weiter sagte er nichts, denn ihm fiel zur rechten Zeit ein, daß sein künftiger Schwiegervater schon all' die unehrenhaften Handlungen begangen hatte, deren er Radu zunächst bloß für fähig hielt.

Dies Bewußtsein dämpfte Fresino's Glück. Er mußte aber durchzusetzen, daß die Hochzeit in kürzester Frist, in drei Wochen, stattfinden sollte. So lange konnte er Zoë's wegen auch ihren Vater ertragen. Freilich, nachher! Wie sollte es nachher werden? Ihm schien

es garnicht so gewiß, daß Zoë sich ganz von Malfaki losreißen würde.

Unerträglich lang dächten ihm die drei Wochen; immer fürchtete er, es könnte noch irgend etwas dazwischentreten, das ihm sein Glück unerreichbar machte! Er war bereit, auf jeden Aberglauben zu schwören, er wollte zu ihr, um sich zu überzeugen, ob der Plafond ihres Zimmers nicht bröcklig wäre, denn vor drei Tagen hatte sich in seinem Hotel, im Zimmer nebenan, ein großes Stück der Gypsdecke gelöst und eine Dame fast erschlagen! Man baute so schlecht in Bukarest!

Aber es war noch zu früh, noch nicht einmal sieben Uhr; so schlenderte er nur einmal an ihres Vaters Wohnung vorüber, um sich zu beruhigen, daß das Haus nicht über Nacht abgebrannt sei; dann suchte er bei Kapscha zwei Bonbonnieren aus, eine große für Zoë, eine etwas weniger schöne für Lucy. Da plötzlich fiel ihm ein, daß er seiner Schwester noch nicht geschrieben! Wirklich, er hatte den Kopf verloren!

Kopflös wurde auch der Brief; aber seine Schwester verstand ihn gewiß; die Hauptsache war, daß sie ihm so schnell wie möglich das große Perlenhalsband übersendete, das sie von der Mutter her in Verwahrung hatte, ohne es je getragen zu haben. In drei Tagen würde er selbst kommen — deshalb wäre es vielleicht sicherer, sie schickte es nicht — oder direct an Zoë — Adresse und Vatersnamen vergaß er aber hinzuzusetzen — Wie sollte es Jemand geben, der nicht wüßte, daß er in Zoë Malfaki verliebt sei? Und wie verliebt! Er wußte wirklich nicht, womit er sein Gefühl vergleichen

sollte, nichts schien ihm großartig genug. — Ob er wohl vor dem Frühstück zu ihr gehen durfte? — nur um zu sehen, ob sie die Bonbons bekommen! In der Auslage bei Resch sah er eine reizende Broche, gerade wie für Zoë gemacht, ein Edelweiß aus Perlen und Brillanten; er kaufte die Broche; aber er mußte Lucy auch etwas mitbringen, was konnte für Lucy passen? Etwas Lebhafteres, weniger Kaltes und weniger Vornehmes, ein Stiefmütterchen in Amethyst, mitten darin gleichfalls ein Brillant. Das Edelweiß war weniger kostbar, aber dennoch weit schöner, ein wahres Sinnbild seiner Zoë!

Bei Darmet standen entzückende Nähtischchen im Fenster, echt japanische. Fresino kaufte zwei gleiche und zwei Handschuhkästchen dazu, das eine mit blauer, das andere mit rother Seide gefüttert. Nun hatte er nicht Geld genug bei sich, aber Darmet kannte ihn und schickte die Sachen augenblicklich an die Adresse.

Wenn er sich nun noch geduldete und im Hotel frühstückte, war es dann nicht Zeit? —

Zoë war äußerlich ruhig, allein Lucy tanzte vor Freude über ihre Geschenke. „Hätte ich das gewußt, so hätte ich Dich längst dazu gedrängt, Dich zu verloben!“ rief sie aus. „Besonders, daß er mich immer mit bedenkt, ist so reizend! Und der gilt für geizig!“

„Wie magst Du solches Gerede nur wiederholen, Lucy!“ antwortete Zoë verlezt.

„Wie kannst Du immer so ruhig dastehen, wenn man Dir so schöne Sachen schickt?“

Zoë war beschämt und verlegen; sie fand sich noch garnicht zurecht in ihrem veränderten Leben. Sie hatte ihn so lieb, wie Niemanden sonst, aber er war ihr eben doch ein Fremder, seine Nähe machte sie noch immer erröthen, und sie begriff nicht, wie sie je die Scheu überwinden und ihn „Du“ nennen sollte! Und doch duzten alle Frauen ihre Männer, und über drei Wochen war sie seine Frau! Jetzt, wo sie sein Klingeln hörte — denn nur er klingelte so —, hätte sie am liebsten davonlaufen und sich verstecken mögen. Aber Lucy war ihm schon entgegengegangen, um sich stürmisch bei ihm zu bedanken; er gab ihr gleich die Broche, und nun kamen sie Arm in Arm in's Zimmer, und da saß er Zoë gegenüber auf dem Lehnstuhl. „Ich habe Ihnen auch etwas mitgebracht,“ sagte er, eifrig wie ein Kind, und zog das Etui heraus.

„O, der Verlobungsring!“ rief Lucy.

Er drehte sich erschrocken zu ihr um.

„Darf ich Zoë jetzt schon einen Ring schenken?“

„Sie müssen es sogar,“ entgegnete Lucy lachend, „sonst ist es keine ordentliche Verlobung!“

„Aber Lucy . . .“ unterbrach Zoë sie verlegen, „Herr Fresino weiß, daß ich auf solche Formen nichts halte.“

„Aber ich bin ja überglücklich, daß ich es darf!“ rief er aus. „Und Sie, Fräulein Lucy, Sie müssen mir ein bißchen in meiner Ungeschicklichkeit beistehen, bis meine Schwester kommt und mich instruiert!“

„Jeden Tag müssen Sie Blumen schicken . . . .“  
begann Lucy.

Zoë protestirte, weil es sie beschämte, so überschüttet zu werden.

„Essen Sie gern Bonbons?“ fragte er.

„Sehr gern, leider!“ antwortete sie. „Falle ich dadurch in Ihrer Achtung?“

„Ich wünschte, Sie thäten es, denn Sie wachsen so in mir, daß ich mich selbst schon nicht mehr fühle!“

„Das muß Ihnen aber höchst seltsam vorkommen,“ rief Lucy dazwischen, „denn bisher fühlten Sie sich selbst recht lebhaft!“

„Ich fürchte, das kommt nie wieder!“ entgegnete er lachend; Zoë aber fragte in ihrer ruhigen Art: „Es kommt verdoppelt wieder, weil ich immer ganz Ihrer Meinung sein werde!“

Er war entzückt über das Compliment, das ihm wie die heißeste Liebeserklärung klang. Er sah sie an und dachte: „Ist es möglich, daß dieser wunderbare Kopf je an meiner Brust ruht, und ich ganz nah' in ihre Augen blicke?“ — Und all' das hatte er sich als etwas ganz Einfaches, Geschäftsmäßiges gedacht!

„Uebermorgen gehe ich nach Haus, nach Fresineschi, um Vorkehrungen für die neue Herrin zu treffen; wenn ich zurückkomme, bringe ich meine Schwester mit, hoffentlich werden Sie sie lieb gewinnen!“

„Wenn sie mich nur nicht gar zu unbedeutend findet für ihren großen Bruder . . . . .“

„Langen Bruder, Fräulein Zoë — meine „Größe“

liegt nur in dem, was ich dereinst noch auszurichten hoffe.“

„Wie alt ist Ihre Schwester?“ fragte Lucy.

„Sehr alt, beinahe zehn Jahr' älter als ich, Mitte der Vierziger. Sie war aber immer alt, so lange ich mich entsinnen kann: immer gütig, immer selbstlos, eine Heilige!“

„War sie nie verheirathet?“

„Doch, aber nur kurze Zeit; sie verlor ihre beiden Kinder in einer Woche am Scharlachfieber . . . .“

„Und ihr Mann starb?“

„Nein, er ließ sich von ihr scheiden. Seitdem war ich ihr alles. Sie ist sehr thätig, kümmert sich um alles selbst, versteht so viel von der Landwirthschaft, wie ich — vielleicht noch mehr —, und ist von einer Güte — Ach, wenn wir alle so wären!“

Lucy hätte gern mehr über den Mann erfahren, der sich von einer so ausgezeichneten Frau hatte scheiden lassen, aber Démètre, wie sie ihren Schwager in Gedanken zu nennen anfing — denn er war doch ihr Schwager! — war über diesen ihm augenscheinlich sehr peinlichen Punkt schnell fortgegangen.

„Die Damen der vorigen Generation waren alle schöner, alle besser, alle tüchtiger,“ sagte Zoë; „woher mag das kommen?“

„Vielleicht ist es nur ein Streich, den uns unser Gedächtniß spielt. Die Vergangenheit erscheint immer in reinerem Lichte.“ entgegnete er. „Und dann werden

die Jüngerer, mit wenigen Ausnahmen," er ergriff Zoë's Hand, „sehr viel schlechter erzogen."

Lucy lachte. „Was für geistreiche Gespräche wir führen! Man sollte meinen, wir wären ganz alte, weise Leute. Ich möchte viel lieber wissen, wie Fresineschi, das künftige Heim meiner Schwester, aussieht — denn dort werden Em. Gnaden wohl meistens zu residiren geruhen, und ich werde dann wahrscheinlich mein Hauptquartier auch dorthin verlegen!"

„Immer höchst willkommen," sagte Fresino.

„Selbstverständlich! Glauben Sie denn, daß ich auf eine Einladung warte? — Wohnen Sie immer dort?"

„Meine anderen Güter haben keine bewohnbaren Häuser," wandte er sich wie entschuldigend an Zoë. „Wenn Ihnen aber der Winter zu einsam wird, kaufe ich gern ein Haus in der Stadt; bisher habe ich während der Session immer im Hotel gelebt."

„Aber wollten Sie Zoë denn die ganze lange Zeit auf dem Lande lassen?" fragte Lucy neckend.

„Ich habe mir mein Leben noch garnicht so weit auszumalen gewagt" — er wurde ganz genirt, weil Zoë so roth geworden war. „Ich hoffe aber, Fräulein Zoë wird mich nicht allein lassen wollen."

Er sah sie fragend an, und sie antwortete mit einem so lieben, glücklichen Blick, daß er auf der Stelle ganz schweigsam ward.

„Ihr seid langweilige Leute," meinte Lucy. „Sag' doch Deine Meinung, Zoë, und laß Dir von Herrn



Fresino — von Démètre, denn ich werde das „Herr“ jetzt fallen lassen! — erzählen, wie sein und Dein zukünftiges Heim aussieht! Gott, ich sollte an Deiner Stelle sein, ich würde ihn ausholen! Ich scheine mich überhaupt mehr für Deine Zukunft zu interessieren, als Du selbst.“

„Ich lasse mich so gern überraschen,“ erwiderte Zoë.

„Ich nicht. Also, Démètre, ist das Haus groß, ein- oder zweistöckig?“

„Groß und schloßartig, zwei Stockwerke und ein Thurm.“

„Gut, das gefällt mir, das ist romantisch: ein Thurm! — Mit einer Uhr?“

„Ja.“

„Ein Park?“

„Ein sehr schöner; meines Vaters Leidenschaft war die Gartenkunst. Der Park zieht sich bis zum Seret hinab und ist unser ganzer Stolz.“

„Sehr gut. Schade, daß Sie sich schon mit Zoë verlobt haben — um den Park bis zum Seret hinab hätte ich Sie vielleicht auch genommen, obgleich ich sonst schönere und besonders weniger eingebil-dete Menschen kenne als Sie! — Nun weiter: Wie viel Zimmer?“

„Ich glaube, achtzehn in jeder Etage,“ meinte er lachend; seine Augen verließen Zoë nicht, und sie sah sehr glücklich aus und hörte augenscheinlich dem Geschwätz ihrer kleinen Schwester gern zu.

„Achtzehn in jeder Etage! Wie viel bewohnt Ihre Schwester?“

„Zwei.“

„Zwei bekomme ich! Bleiben zweiunddreißig für Sie und Zoë!“

„O nein, es gehen viele Wirthschaftsräume ab.“

„Sind die nicht apart?“

„Aber Lucy!“ unterbrach die ältere Schwester.  
„Du willst doch kein Inventar aufnehmen?“

„Lassen Sie sie nur!“ sagte Fresino. „Mir macht das Spaß.“

„Haben Sie ein großes Dorf beim Schloß?“

„Ja, über zweitausend Seelen.“

„Leben die in anständigen Hütten oder wie das liebe Vieh?“

„Stolz bin ich auf's Dorf nicht. Es ist schwer, den Bauer aus seiner Gewohnheit zu bringen, er will's nicht besser haben, er hat keine Bedürfnisse — Da hilft nichts! — Meine Schwester hatte im vorigen Jahre die gute Idee, im Dorfe bekannt zu machen, daß sie die Kosten jeder Trauung zahlen würde, die in unserer Kirche stattfände, und daß sie jedem neuen Paare einen Ochsen und ein Schwein kaufen wolle. Warten wir ab, ob das nutzt! Wenigstens werden die Leute sich jetzt kirchlich trauen lassen. — Sie will auch eine Prämie auf jedes Kind setzen, das drei Jahr' alt wird: die meisten sterben früher.“

Lucy hatte mit größtem Interesse zugehört. „Wissen Sie, Dèmètre, Sie haben es doch gut, Sie können sich zu einem Gott auf Ihrem Grund und Boden machen! Sie können wirklich Gutes thun, das ist

doch etwas anderes, als nur in der Kammer flug reden!“

„Ja, aber bis es in der Gemeinde aussieht, wie es sich gehört, wird noch viel Wasser den Seret hinablaufen, und ohne meine Schwester wären wir noch weiter im Rückstande — Der Jude mit seinem Branntwein ist der Ruin!“

„Und doch sind Sie für die Juden!“

Zoë unterbrach Lucy wieder; ihr schien es zu indiscret, ihn fortwährend mit Fragen zu bestürmen.

„Im Gegentheil, Zoë, Du hast noch nicht den ersten Artikel des Verkehrs mit Männern gelernt: ihnen immer nur von sich selbst reden!“

Natürlich mußte Zoë nun lachen, und Fresino glaubte nie etwas so Reizendes gesehen zu haben wie seine Braut, wenn sie lachte.

„Müßten Sie nicht eigentlich in der Kammer sein?“ fragte Lucy.

„Nein, sie wird heute vertagt — oder wollen Sie mir damit andeuten, daß ich zu lange hier gewesen bin?“

„Wir haben zwar allerhand zu thun: Vorbereitungen für die Verheirathung meiner Schwester mit einem gewissen Fresino, einem Geck der schlimmsten Sorte! — aber eine Stunde dürfen Sie noch bleiben.“

Die „Stunde“ dauerte bis gegen sechs, dann kam der Vater, und natürlich mußte Fresino zu Tische bleiben: gleich nach dem Essen konnte er auch nicht fort. Um elf Uhr aber sagte Lucy: „Nun werse ich Sie rite hinaus! Meinen Sie, es macht nicht

müde, neun Stunden lang die Kosten der Unterhaltung allein zu tragen? Sie mögen sehr geistreich sein, heute aber hatten Sie Ihren Geist entschieden zu Hause vergessen!" Zoë und Démètre hatten wirklich sehr wenig geredet, und doch war ihnen zu Muth, als hätten sie sich sehr viel gesagt; der Tag war ihnen so schnell vergangen wie sonst eine Viertelstunde.





## 10. Kapitel.

**S**isa war mit ihrem Manne in Berlin eingetroffen. Wie wenig glich diese Ankunft derjenigen vor zweieinhalb Jahren, nach der fluchtähnlichen Abreise Lisa's und ihres Vaters aus Bukarest!

Mit Radu zu reisen, war eine ganz besondere Freude, er war unermüde, alles anzusehen, und den ganzen Tag lustig. Er freute sich auf Berlin und die Verwandten, während Lisa immer noch Sorge hatte, daß es schlecht abliefe.

„Aber was können sie Dir schließlich thun? Du bist ja ein selbständiger Mensch!“ Sie sah das wohl ein, ihr Herzklopfen jedoch verschwand deshalb nicht. Nach gemeinsamer Verabredung sollte Radu den ersten Besuch allein machen.

Frau Horn lebte noch immer in derselben fleißigen Weise und bewohnte dieselbe Wohnung; aber in den zwei Jahren seit Lisa's Abreise hatte sich doch mancherlei geändert. Es war nicht alles wieder in das alte Geleise gekommen. Die Atmosphäre ruhiger Zufriedenheit war von der kleinen Familie gewichen. Lisa hatte den ersten

Keim des Unbehagens dort gelegt; seit ihrer Flucht waren Mutter und Sohn einander fremd geworden. Fritz hatte den harten Brief der Mutter an Lisa nicht gebilligt; er hatte ihr vorgestellt, daß es ihre Pflicht sei, ihre Hand nicht von dem jungen Mädchen abzuziehen, und Mariechen war derselben Meinung gewesen. Uebrigens hatte die Mutter sich garnicht nach der Ansicht ihrer Kinder erkundigt, sondern gethan, was ihr verletztes Gefühl ihr eingab. Späterhin ward Lisa's Name nie mehr erwähnt, auch nicht wenn Robert da war, aber ihr Schatten war auf dem Hause geblieben.

Frau Horn ließ es sich nicht merken, wie furchtbar sie unter der Entfremdung von ihrem Sohne litt, aber manche Nacht durchweinte sie deshalb.

Fritz hatte mit der Schwester von seiner Liebe zu Lisa gesprochen, bis die Nachricht von ihrer bevorstehenden Verheirathung eintraf. Er händigte ihr Vermögen ihrem Manne ein und löste damit auch das äußere Band, welches bisher noch Vormund und Mündel verknüpft hatte, und lange Zeit trug er sich mit dem Gedanken, außer Landes zu gehen, sich um eine Anstellung in Japan zu bemühen; allein die Rücksicht auf seine Mutter bewog ihn dazu, diesen Plan aufzugeben. Als seinen Schatz bewahrte er den rührenden Brief auf, den Lisa ihm aus Krakau geschrieben, und jedesmal, wenn er ihn hervorholte und las, mühte er sich ab, freundlich an Lisa's Mann zu denken.

In den letzten Monaten aber quälte ihn eine andere Sorge: Zu Pfingsten verlobte sich Hans Range, der nach wie vor im Hause verkehrt hatte wie ein künftiger

Sohn desselben, plötzlich und Allen unerwartet mit einer reichen Kaufmannstochter. Das war ein furchtbarer Schlag für Mariechen, die sich vor der Mutter natürlich zusammennahm, aber all' ihren Schmerz und ihr Herzeleid bei Fritz ausweinte. Ganz elend und bleich war das hübsche Mädchen geworden, und Frau Horn sah oft, wenn sie an der Nähmaschine saß, über ihre Brille fort verstohlen nach ihrer Tochter.

Auch für sie war der Schlag unerwartet gekommen, obgleich schon damals, als Hans Range in seiner Schwärmerie für Lisa ihre Tochter vorübergehend vernachlässigte, ihr Vertrauen in ihn einen Stoß bekommen hatte. Fritz sagte zwar, es wäre Hans nicht zu verdenken, daß er nicht sein Leben lang darben wolle, sondern sich eine reiche Frau genommen habe; allein Frau Horn wurde immer bitter, wenn Fritz so etwas vertheidigte: Waren die jungen Leute der neuen Generation so, nur erpicht auf Genuß und Wohlleben, dann prophezeite sie ihnen nichts Gutes! Zu ihrer Zeit habe man darauf nicht gesehen; man sei fleißiger, anspruchsloser und viel glücklicher gewesen, weil man nur nach Liebe geheirathet habe!

Nichts konnte sie so empören, als wenn Fritz die Geldheirathen noch vertheidigte. Oft that er es nur, um etwas zu sagen oder um Mariechen dieselbe Anschauung beizubringen, denn nur so konnte sie sich ihre Liebe retten: Geliebt hatte Hans sie ja, daran zweifelte sie nicht; nur ihrer Beider Mittellosigkeit war das Hinderniß gewesen! —

Frau Horn nähte eifrig Kinderwäsche auf ihrer

Maschine. Welch' eine Freundin war ihr diese Maschine, wie viel sprach sie jedesmal mit ihr! So heute über ihr erstes Enkelchen, das bei Dr. Hermann's erwartet wurde. Sie hatte ihrer ältesten Tochter ja immer gesagt, es würde schon kommen, sie solle nur nicht ungeduldig werden — und natürlich hatte sie Recht behalten.

Da klingelte es. Es war Nachmittags zwischen Drei und Vier. Sollte Marie schon nach Hause gekommen sein? Sie war zu ihrer Freundin Emmy gegangen, aber diese war vielleicht nicht zu Hause gewesen.

Das Dienstmädchen brachte eine Karte: „Der Herr möchte seine Aufwartung machen!“ Frau Horn schob die Brille in die Höhe und rückte sie wieder zurecht, hielt die Karte weit von sich ab und buchstabirte sie förmlich — ja, „Radu Sopholides“ stand da: es mußte Lisa's Mann sein!

„Wie sieht der Herr aus?“

„O, sehr fein!“ meinte Lina. „Er hat seine Droschke auch halten lassen; ich putzte gerade Fenster beim Herrn, da habe ich es gesehen.“

Frau Horn hatte keine Lust, den Fremden zu sprechen, aber sie mußte nicht, ob er nicht etwas Wichtiges zu sagen hatte. Wenn Fritz doch da gewesen wäre, um ihr zu rathen!

„Hast Du schon gesagt, daß ich zu Hause bin?“

„Ja,“ erwiderte Lina.

„Nun, was stehst Du denn noch da? Dann habe ich keine Wahl mehr; führe den Herrn hier herein!“

Frau Horn erhob sich von ihrem Fensterplatz und ging auf die Thüre zu. „Mit wem habe ich das Ver-



gnügen?“ fragte sie und nahm ihre Brille ab, als Radu eintrat und sich verneigte.

„Mit Ihrem Neffen, gnädige Frau.“

„So,“ sagte sie, „das ist ja schön. Wollen Sie einen Augenblick Platz nehmen? Was steht zu Ihren Diensten?“

„Ich bin einzig und allein gekommen, um Sie kennen zu lernen.“

„O, das ist nicht der Mühe werth!“ Sie wollte nach Lisa fragen, zur rechten Zeit fiel ihr aber ein, daß sie nichts, garnichts mehr mit ihr zu thun haben wollte; wie sie nur an sie dachte, legte sich ein böser Zug um ihren Mund. „Sie sind wahrscheinlich auf der Durchreise?“

Radu beobachtete sie; er hatte es sich wie ein Schulpensum auferlegt, diese Frau zu erobern, ihm machte das den höchsten Spaß. „Sie sind ganz so, wie ich Sie mir vorstellte,“ begann er, ohne ihre Frage zu beantworten, und lehnte sich im Sessel zurück; sie saß links von ihm auf dem Sopha. „Streng wie eine römische Matrone, unerbittlich auf Recht haltend — aber doch auch eine deutsche Frau mit warmem, echt deutschem Herzen! — Dort, in Ihren blauen Augen, liegt es — denselben Augen, aus denen mein geliebter Stiefvater mich so oft gütig anblickte!“

Frau Horn war überrascht von der weichen Stimme und bewegt durch die Nennung ihres Bruders, ja, ihr fiel ein, daß Georg viel auf seinen Stiefsohn gehalten hatte; am Ende war dieser schmutze junge Mann doch nicht an Lisa's Undank und Falschheit schuld; den in-

stinctiven Haß, mit dem Friß Radu immer beehrt hatte, theilte sie natürlich nicht. Sie war schließlich doch eine Frau, und die bescheidene, verbindliche Haltung, die Radu sich so unnachahmlich zu geben verstand, bestach sie.

„Es war ein großes Unglück, daß mein armer Bruder so früh starb; er sprach immer nur mit großer Freude von Ihnen,“ lenkte Frau Horn ein; ihre abweisende Haltung schwand, und sie legte die Brille, mit der sie immer noch gespielt, auf den Tisch. Radu betrachtete diese Brille als die erste Kriegstrophäe und streckte fast unwillkürlich die Hand darnach aus. „Sind Sie kurz-sichtig?“

„Weitsichtig — bei meinem Alter kein Wunder.“

Radu hatte Tact genug, nicht zu remonstriren; er hatte eine Deutsche vor sich, bei der es eine Beleidigung gewesen wäre, wenn er ihr, wie seiner Mutter stets, von ihrer Jugendlichkeit gesprochen hätte.

„Wie lange habe ich mich darnach gesehnt, Sie kennen zu lernen!“

„So, in der That?“ unterbrach sie ihn scharf, und er merkte, daß er zu weit gegangen, und schwieg einen Augenblick, um den Effect zu dämpfen.

„Womit beschäftigen Sie sich?“ fragte sie.

„Wie Sie vielleicht wissen, habe ich Jura studirt und bin nun Advocat — schon ein ziemlich beschäftigter Advocat. — Daneben nimmt mir die Politik viel Zeit, ich bin Abgeordneter.“

„Bei Ihrer Jugend!“ rief sie überrascht aus.

„Ich bin nicht so jung, ich werde siebenundzwanzig Jahre alt.“

„Aber bringt Ihnen das etwas ein?“

„Als Redacteur einer Zeitung verdiene ich monatlich tausend Frank.“

„Das ist viel,“ sagte Frau Horn. „Und was führt Sie her?“

„Wie ich sagte, ich wollte Sie kennen lernen. Und nun, da ich Sie gesehen, habe ich solches Vertrauen, daß ich Ihnen alles sagen will: Meine Frau und ich, wir können Beide den Gedanken, daß Sie ihr zürnen, nicht mehr ertragen; als die Kammer auf einige Wochen vertagt wurde, beschloßen wir, nach Berlin zu reisen und Ihre Verzeihung zu erflehen.“

Frau Horn's Gesichtsausdruck hatte sich verändert: Lisa war hier, und Fritz sollte sie wiedersehen! Nein, das ging nicht. „Ich zürne meiner Nichte nicht, aber ich will nichts mehr mit ihr zu schaffen haben, nichts und auf keinen Fall!“ antwortete sie scharf. „Ich kann ihr den Betrug nicht verzeihen — im Uebrigen wünsche ich ihr alles Gute — nur für mich soll sie nicht mehr existiren.“

Radu war außerordentlich überrascht über diese Wendung, allein er gab seine Sache noch nicht verloren; er mußte sie nur von einer anderen Seite anpacken, denn seine Ehre war engagirt, und was er sich vorgenommen, mußte ihm gelingen!

„Wollen Sie mir eine Frage gestatten? — Wie können Sie als Christin so hart sein, ein reumüthiges Kind von Ihrer Schwelle zu stoßen? Sie wissen nicht, wie viel Lisa gelitten hat . . . .“

„Das ist mir lieb; dann hat sie, was sie verdient!“

„Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet,“ entgegnete er. „Da hat Lisa mir ein anderes Bild von Ihnen gemacht. Sie sprach immer nur von Ihrer Liebe und Güte . . .“

„Ich bin auch sehr gut gegen sie gewesen, viel zu gut.“

„Man kann nie zu gut sein, man ist es ja seiner selbst, nicht des Andern wegen!“

Das ging über Frau Horn's Horizont, und deshalb ärgerte es sie.

„Darüber wollen wir nicht mehr sprechen, Herr Sopholidēs,“ sagte sie. „Ueber alles andere.“

„Sind Ihre Kinder zu Hause?“

„Nein, mein Sohn ist noch in dem Laboratorium; meine Tochter ist zu einer Freundin gegangen — vor fünf Uhr kommt sie nicht nach Haus.“ Dabei sah sie auf die Uhr. Sie war viel zu harmlos, um zu merken, daß Radu gleich seine Taktik änderte. Er sprach von Göttingen, wo er öfters gewesen zu sein behauptete, und sagte, das Leben in Berlin sei doch das schönste, das er kenne; sein Ideal sei, hierher zu ziehen, sobald er seinen Proceß gewonnen habe.

„Welchen Proceß?“

„Um die Erbschaft eines Onkels, der mehr als eine Million hinterlassen hat,“ meinte er gleichmüthig. „Ich hoffe, daß sich diesen Herbst die Sache schon definitiv entscheidet. Mir steht die ganze Erbschaft zu; verliere ich den Proceß, bekomme ich nur die Hälfte.“

„Das ist auch schon eine hübsche Summe!“ Frau Horn hatte garnicht gewußt, daß Lisa eine so gute

Partie gemacht hatte; es brachte sie aber nur noch mehr gegen sie auf, während Radu dadurch gewaltig in ihren Augen stieg. So reich, und er bemühte sich doch so liebenswürdig um sie! Sie wollte ihm etwas Verbindliches sagen, er aber stand schon auf und empfahl sich, nachdem er die Erlaubniß erhalten, vor seiner Abreise noch einmal wieder zu kommen, um ihre Kinder kennen zu lernen. „Wo sind Sie abgestiegen?“

„Im Kaiserhof.“

Draußen auf dem Flur, wohin Frau Horn ihn nicht begleitete, fand Radu das Mädchen. Er drückte ihr einen Thaler in die Hand und fragte, wo das Fräulein sei?

„Bei Fräulein Emmy Müller.“

„Wo wohnt Fräulein Emmy?“

„Genthiner-Straße 7.“

„Schön, ich danke Ihnen,“ sagte er und lief die Treppen hinunter.

„Was hat der Herr mit Dir gesprochen?“ fragte Frau Horn, welche reden gehört hatte.

Lina dachte, daß sie den Thaler doch nicht umsonst bekommen habe, und antwortete in ihrer natürlichen Verschlagenheit: „Er fragte nur, als ich ihm den Paletot anhalf, ob der Dienst nicht schwer sei, drei Treppen hoch? — Ich meinte aber, wir hätten ja Wasserleitung und die Kohlen auf dem Boden, nicht im Keller . . . .“

„Schon gut,“ erwiderte Frau Horn. Sie war nicht mit sich zufrieden: Er war doch ein sehr netter junger Mann, und sie hätte ihm wohl etwas Freundliches sagen, sich wenigstens darnach erkundigen können,

ob er ein Kindchen habe. Wenn er wirklich nach Berlin zöge, mußte sie sich ja auch mit Lisa ausöhnen. Sopholides' würden gewiß ein großes Haus machen; denn eine halbe Million ist viel Geld, und Mariechen könnte viel Freude davon haben. Auch Fritz vielleicht, denn wenn er Lisa jetzt wiedersähe, würde sie ihm vielleicht garnicht mehr gefallen!

Als Radu nach der Genthiner Straße fuhr, machte er sich klar, daß in Frau Horn alles verknöchert sei, abgesehen von ihren mütterlichen Gefühlen: durch die also mußte er wirken. Es machte ihm Scherz, sich ihr zum Trotz in ihrem Hause einzunisten. Das Wozu bekümmerte ihn nicht, ebensowenig die Wahrscheinlichkeit, daß ihm die ganze Horn'sche Familie bald höchst langweilig sein würde. Es war wie der Sport eines Vegetarianers auf Hasen, die er doch nicht ißt; aber seine Sportlust war außerordentlich lebendig. Er hielt vor dem bezeichneten Hause, fragte beim Portier nach der betreffenden Etage und stieg die Treppen hinauf. Droben schrieb er ein paar Worte für Mariechen auf seine Karte, als die Flurthür sich öffnete, und mit einem: „Komm' aber auch nicht zu spät!“ ein junges Mädchen heraustrat. Das mußte Lisa's Cousine sein: Groß — beinahe größer als er —, blond, mit freundlichen hellen Augen. Er blieb auf seinem Treppenabsatz stehen, und als sie mit etwas schüchterner Eile an ihm vorbei wollte, fragte er: „Fräulein Marie Horn, wenn ich nicht irre?“ — Sie hielt erröthend an und sagte: „Ja, suchten Sie mich?“

„Ich bin Ihr Better Sopholides aus Bukarest,“ antwortete er.

„Ach, wirklich?“ Weiter wußte sie nichts zu sagen. Er hatte das hübsche Bild noch im Auge, wie sie schüchtern und eilig an ihm vorüberhuschen wollte, das helle Sommerkleid von der Bewegung belebt, und der Schleier am Hut wie eine Wolke um ihr blondes Haupt. Sie war noch blonder als Anna Schmitt, ein wenig Roth lag wie Sonnenglanz auf ihrem Haar.

„Und wissen Sie, warum ich gekommen bin? Um mir Ihre Hülfe zu erbitten!“

„Meine Hülfe?“

„Ja, Sie sollen mir helfen, Lisa mit Ihrer Frau Mutter auszuföhnen!“

„Ist Lisa auch hier? Wo?“

„Im Hotel; darf ich Sie zu ihr bringen?“

Mariechen sah nach der Uhr. „Ach ja — ich habe noch Zeit — aber es ist so merkwürdig, so unerwartet, daß ich es garnicht glauben kann!“

Sie waren unterdeß auf die Straße gelangt und stiegen ein. Sie freute sich über die elegante Droschke.

„Ich kann es wirklich noch immer nicht fassen, daß Sie und Lisa in Berlin sind; es ist mir wie ein Traum, hier an Ihrer Seite zu fahren!“ begann sie von Neuem, und Radu dachte: Sie ist nicht sehr gescheut, aber sie spricht das st auf hannöversche Weise spitz aus, und das klingt recht anziehend. — „Ich sagte mir gleich, sowie ich Sie auf der Treppe sah: den Herrn kennst du doch, wahrscheinlich hast du mit ihm getanzt. Bei Lisa habe ich Bilder von Ihnen gesehen.“

Radu antwortete, daß er sie überall nach Lisa's Beschreibung erkannt haben würde.

„Und doch bin ich sehr verändert,“ meinte sie seufzend.

„Wodurch?“ fragte er und dachte: „Irgend eine unglückliche Liebe!“

„Ach, man wird älter,“ sagte sie, „und das Leben ist nicht immer leicht.“

„Ich kann mir denken, was es ist — der Rechte ist nicht gekommen!“

„O nein,“ erwiderte sie, „ich sprach ganz allgemein!“

„Vor mir können Sie sich nicht verstecken,“ sagte er scherzend, „ich habe Luchsäugen!“

Sie lachte, er war ihr wie ein Traum, dieser fremde Mann, mit dem sie gleich so bekannt geworden. —

Lisa durchmaß in großer Ungeduld ihr Zimmer; vom Fenster aus folgte sie jedem vorüberfahrenden Wagen mit den Augen — es dauerte doch allzu lange, bis Radu zurückkam! Wußte er denn nicht, in welcher Erregung sie sich befand? Manchmal war er doch recht rücksichtslos. Hatte sie es früher nicht gemerkt, oder war er es früher nicht gewesen? Warum z. B. hatte er in Leipzig nicht anhalten wollen, obwohl Robert dort studirte? Radu hatte gesagt: „Lassen wir ihn uns lieber nach Berlin kommen, oder nehmen wir ihn auf der Heimreise mit!“

Jetzt klopfte es, ja, das war er und — „Mariechen!“ mit diesem jubelnden Aufschrei stürzte sie in ihre Arme.

„Es ist sehr rührend,“ sagte Radu, „aber ich gehe doch gar zu leer aus bei Eurem Küssen! Nun scheint es mir genug, es sei denn, daß Ihr mich als Dritten



aufnehmt! — Hab' ich meine Unternehmung nicht gut begonnen, Lisi?"

„Wundervoll!“ rief sie aus und umarmte ihn; er erzählte von seinem Besuch und fragte Mariechen, was mit der Mutter zu machen wäre. Alle Drei fanden es ganz natürlich, daß sie gemeinsam gegen die Mutter Partei nahmen. „Ich muß jetzt zurück,“ sagte Marie, „damit Mama nichts merkt, aber sowie Fritz nach Hause kommt, schicke ich ihn zu Euch, und dann wäre vielleicht das Beste, daß Ihr Abends einfach zu uns kommt! — Hinauswerfen wird Mama Euch nicht, wenn wir Alle sie bitten . . .“

„Nein, ich bin dagegen; gebeten wird nicht mehr,“ meinte Radu. „Wir berühren die Sache mit keiner Silbe und thun, als ob alles in schönster Ordnung wäre. Jetzt fahre ich Mariechen — Sie erlauben, daß ich das „Fräulein“ weglasse — bis an ihre Straßenecke, kaufe ein riesengroßes Bouquet für die Tante, und dann werden wir sehen, was Fritz meint.“

„Darf ich nicht mit, um Mariechen zu begleiten?“ fragte Lisi; er aber hielt es für besser, daß sie sich nicht unnöthig ermüdete: Er wollte gern das Gespräch mit Marie wieder aufnehmen, und das ging nur unter vier Augen.

Lisa war etwas enttäuscht, sie hatte schon zwei Stunden allein im Zimmer gefessen und wäre so gern ausgefahren. Radu hatte es gemerkt und überlegte sich unterwegs, ob sie etwa eifersüchtig sei?

Als er zurückkam, holte er seine Frau zum

Spazierenfahren ab. „Du hast Deine Cousine doch idealisirt,“ sagte er. „Sie ist eigentlich garnicht hübsch . . .“

„Aber Radu . . .“

Er jedoch fuhr fort: „Und merkwürdig dämlich. Gewiß ein gutes Kind, aber ich kann es Hans Range nicht verdenken, daß er sie nicht genommen hat.“

„Das wird wohl noch kommen.“

„Nein, das hatte ich gleich heraus: er hat sich anderweitig verheirathet.“

„Wie hast Du das nur gleich erfahren? Du bist doch entsetzlich indiscret!“

Als sie wieder im Hotel waren, ließ Radu seine Frau allein und ging in's Café, um „das erste Wiedersehen“ mit Fritz nicht zu stören, und Lisa zermarterte sich den Kopf, wie sie ihrem Vetter begegnen sollte. Durfte sie von der Vergangenheit sprechen? — Wenn sie gewußt hätte, daß Radu nicht im Café war, sondern im Nebenzimmer hinter der Portiere horchte, so hätte ihr das eine Art Sicherheit gegeben.

Da klopfte es. Das mußte er sein!

Sie rief „herein“, sprang auf und stand schon an der Thür, ehe dieselbe sich öffnete.

„Fritz ist nicht häßlich,“ dachte Radu, „groß und breit, etwas vornübergebeugt — vielleicht wegen seiner Kurzsichtigkeit —; allein er sieht so gutmüthig aus, daß ich mich keinen Augenblick darüber wundere, daß Lisa ihn nicht gewollt hat: Frauen halten Güte für Schwäche.“

„Guten Tag, Fritz!“ sagte sie verlegen lächelnd und streckte ihm beide Hände hin. — „Eine wäre genug

gewesen!“ meinte Radu. — „Nicht wahr, Fritz, das ist eine Ueberraschung?“

„Aber eine sehr schöne!“ entgegnete er warm. „Wie geht es Dir, Lisa? Wie geht es Dir?“ wiederholte er.

Er schien sehr erschüttert zu sein, wie er sie jetzt prüfend anschaute. Radu konnte sein Gesicht nicht sehen, da Fritz ihm den Rücken kehrte, nur das vor Erröthen glühende Antlitz seiner Frau.

„Du hast Dich sehr verändert,“ fuhr Fritz fort. „Die zwei Jahre haben Dich um zehn älter gemacht!“

„Das Leben bei uns zu Lande ist auch nicht ganz leicht,“ sagte sie und zog die Brauen etwas zusammen.

Radu horchte auf. Welche Frauenmanie, immer über das schwere Leben zu klagen!

„Auch drückte das Bewußtsein der eigenen Verantwortung mich lange; denn siehst Du, Fritz, es war doch nicht recht, was ich damals that!“

Er mußte vergessen haben, daß sie verheirathet war, so sah er sie an, ohne ein Wort zu erwidern. Erst nach einer Weile antwortete er aus tiefstem Herzen heraus: „Ich kann Dir nicht sagen, wie froh ich bin, Dich so schön und glücklich wiederzusehen! — Nein, recht war es nicht, was Du thatest, aber die moralische Schuld traf mich, Deinen Vormund! Wie ich darunter gelitten habe, Dich kleines Mädchen allein in der Welt zu wissen und nicht hingehen zu können, um Dich zu schützen, weil ich so thöricht gewesen war, Dir einmal von Liebe zu sprechen, — nein, das läßt sich mit Worten nicht sagen!“

„O Fritz . . . .“ rief sie aus und reichte ihm

ihre Hand, und die Thränen strömten ihr aus den Augen.

„Und all' meine sorgenden Gedanken haben Dich immer umschwebt, und nun sehe ich Dich Gott sei Dank glücklich und“ — er blickte um sich — „auch in glücklichen Verhältnissen wieder, und die Last ist von mir genommen: Ich habe die kleine Lisa nicht in Unglück und Verderben gestürzt — Du bist glücklich, ja, Lisa?“

Sie weinte jetzt leidenschaftlich. „Ich schäme mich, es Dir zu sagen, aber ich bin unendlich glücklich!“

„Du hast Deinen Mann lieb, und er verdient es?“

„Er ist mehr, als Worte sagen können, er ist nicht wie wir Anderen, sondern ein Mensch, wie er in Hunderten von Jahren nur einmal geboren wird!“

Fritz schwieg und kämpfte ein großes, unfaßbares Weh nieder. „Gott sei Dank!“ murmelte er einmal, dann noch einmal. „Nun wollen wir uns aber nicht unnöthig erregen,“ fuhr er fort und nahm ihre Rechte in die seine, während sie sich mit der Linken die Thränen trocknete.

„Hast Du damals meinen Brief bekommen?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er kurz und ging auf ein anderes Thema über. „Jetzt handelt es sich also darum, meine Mutter zu überrumpeln — so sagte mir Marie. Sie ist übrigens ganz entzückt von Deinem Manne und in so freudiger Erregung; ich wundere mich nur, daß die Mutter ihr nichts anmerkte.“

Kadu hielt es nun für an der Zeit, zu erscheinen. Er trat ein und zwar durch die Portiere, um sich an der Bestürzung seiner Frau zu weiden, die gleich ver-

stehen würde, daß er die ganze Zeit dort gewesen. Lisa merkte aber nichts.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Fritz hatte sich Radu ganz anders gedacht, nicht so klein und beweglich, nicht so merkwürdig kokett in Sprache, Manier und Anzug; das alles erschien ihm unmännlich und schauspielerhaft. Wie unglaublich, daß dies Lisa's Ideal war. Wäre er wenigstens noch von großer Statur gewesen, mit einem Vollbart und wirrem Haar, wie die Musiker und Künstler an der Mode! Aber dieser gut frisirte junge Herr mit dem gepflegten schwarzen Schnurrbart, der als Puppe in einem Friseurladen hätte stehen können, der seine großen Augen so aufriß, um Effect zu machen — der war Lisa's Ideal und der Gegenstand von Mariechens Entzücken? Ja, sogar seine Mutter hatte mit Wärme von dem Ausländer gesprochen!

War er selbst denn blind, oder waren die Anderen es? — Wahrscheinlich triebte ein unbewußtes Gefühl von Eifersucht sein Urtheil. Eine Art Protectormiene verletzte ihn, die der jüngere Mann ihm gegenüber zur Schau trug: Fritz wußte ja, daß Radu sehr reich war, aber gab Geld Ueberlegenheit?

Lisa hatte sich fertig gemacht, und alle Drei schickten sich an, die Treppe hinabzugehen. Fritz sagte, er müsse um zwei Minuten Vorsprung bitten, er hielt es doch für besser, seiner Mutter von ihren Gästen zu sagen.

Fritz war unnöthig vorsichtig; die Million hatte bei Frau Horn schon ihre Wirkung gethan; Lisa's wunderschönes dunkelblaues Foulardkleid mit der herrlichen Seidenstickerei — Radu hatte auf diesem Kleide

bestanden, sie selbst hatte sich möglichst einfach kleiden wollen — war auch nicht ganz ohne Einfluß, und die vierreihige Perlenkette, die ihren Hals eng umschloß und nur hin und wieder unter den Spitzen sichtbar wurde, wenn sie den Kopf schnell drehte, erregte ihre höchste Bewunderung: kurz, Lisa wurde gnädig empfangen und mußte nur einige spitze Redensarten verschlucken, als Mariechen aus dem Zimmer gegangen war, um den Theetisch zu arrangiren.

Lauter Lieblings Speisen fand Radu heute Abend auf dem Tische: kalten Schinken aß er für sein Leben gern, beim geräucherten Lachs sagte er zu Lisa: „Wenn wir so etwas einmal zu Hause haben könnten!“ — so daß Frau Horn ganz entzückt war, und Mariechen in ihrem Herzen meinte, Lisa müsse eine sehr schlechte Hausfrau sein und sich nie um ihres Mannes Geschmack kümmern.

Am nächsten Morgen begann nun ein wahres Ferienleben. In der Frühe schon schickte Radu den Damen Bonbons, dann holte er sie ab, um das Rathhaus, das Schloß und die Museen zu besichtigen — natürlich hatten weder Frau Horn noch ihre Tochter jemals Zeit für die Sehenswürdigkeiten Berlins gehabt. Jeden Abend führte Radu sie in's Theater, nach dem Theater in sein Hotel zum Souper; einmal arrangirte er ein Diner im Zoologischen Garten, mehrmals bei sich auf seinem Zimmer. Mariechen hatte solches Leben noch nie geführt, sie glaubte sich im Himmel, aber auch Frau Horn war erfreut, denn so oft sie erklärte, sie wolle zu Hause bleiben, die Jugend amüsire sich besser unter

sich, immer erhob Radu so energischen Einspruch, daß sie nachgeben mußte — Ohne sie mache es ihm keine Freude, betheuerte er. Frau Horn hatte noch nie einen so verständigen jungen Mann gesehen, und so unverwundlich liebenswürdig und heiter! Er aber hatte alle ihre kleinen Schwächen im Nu heraus: Natürlich erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Hans Range, ebenso die von Fritz und Lisa, und Radu stimmte darin bei, daß Lisa allein mit ihrer rasenden Koketterie die Schuld gehabt hätte.

Auch ihre kleinen Sorgen vertraute sie ihm an: zum ersten August zahlte man ihr das kleine Capital zurück, das ihr Mann sich erspart hatte; das Haus, in dem es stand, war verkauft worden, und der Käufer löste die Hypotheken ein — klein war die Summe nur, Radu würde gewiß darüber lachen: nur fünftausend Thaler; bisher hatten sie fünf Procent getragen, nun wollte Fritz Staatspapiere kaufen, und die brachten nur vier Procent — das würde ein merklicher Ausfall für sie sein.

Radu erwiderte, daß er Fritz Recht geben müsse; nichts sei so sicher wie Staatspapiere, und bei den hohen Zinsen, wie Industripapiere sie brächten, könne er sich eines Unbehagens nicht erwehren. Tante Martha — so nannte er sie — würde wohl lachen, aber er hielt hohe Zinsen für etwas Unmoralisches.

Sie stimmte ihm in der Theorie bei, und Radu setzte auseinander, daß der Zinsfuß in Rumänien allerdings viel höher sei, und er erste Hypotheken zu zehn Procent habe. Er bot es Frau Horn nicht an, aber

als sie ihn darum ersuchte, war er gern bereit, ihre fünftausend Thaler sicher in Rumänien anzulegen. Er zahlte sogar die ersten Jahreszinsen im Betrage von 1875 Frank im Voraus.

Frau Horn erzählte es ihrem Sohn, dessen Zurückhaltung gegen Radu ihr wohl natürlich, aber doch nicht gerechtfertigt erschien. Fritz sah seine Mutter an, zuckte die Achseln und fragte: „Kennst Du die Geschichte von der Dachauer Bank?“ Frau Horn wurde beinahe ärgerlich, erklärte aber schließlich: „Wenn Du es für unsicher hältst, so fordere ich das Capital zurück, obgleich es mir unangenehm wäre; ich bat ihn um die Gefälligkeit, und es muß ihm doch lächerlich vorkommen, daß ich von einer so kleinen Summe so viel Aufhebens mache!“

Fritz erwiderte nichts, und da Frau Horn die 1875 Frank gerade sehr gut gebrauchen konnte — auch sie hatten etwas üppiger gelebt als gewöhnlich, und selbst das kleinste Mehr war in ihrem eng begrenzten Budget nicht gestattet —, ließ sie es dabei bewenden; nur merkte sie nicht, wie sehr sie sich durch das ganze Treiben ihrem Sohn entfremdete. An den Tagesausflügen konnte Fritz natürlich nicht theilnehmen, da er zu thun hatte, aber Abends durfte er sich nicht immer anschließen.

Besonders festlich wurde Robert's Ankunft begangen; Lisa wurde aber ein gewisses Gefühl der Eifersucht nicht los: Es war, als ob ihrem Bruder, wie den Anderen, Radu die Hauptsache sei. Mariechen hatte schon seit dem ersten Tage nur Augen und Ohren für Radu, und sie und die Tante thaten immer, als ob Lisa



lange nicht gut genug sei für ihren Mann! Natürlich war Lisa glücklich darüber, daß Radu so gefiel, aber warum mußte etwas Feindseliges gegen sie in dem Gefühl liegen, mit dem man ihn anerkannte? Von Eifersucht auf ihre Cousine konnte doch nicht die Rede sein, denn am aufmerksamsten war Radu gegen die Tante.

Als Mariechen sich einmal über dies letztere Factum im Scherze beklagte und behauptete, daß er sie vernachlässigte, entgegnete er, daß er Lisa's Eifersucht nicht groß werden lassen dürfe, denn er hoffe bei der Mutter durchzusetzen, daß Mariechen wie Robert sie nach Bukarest begleiteten.

Gleich am ersten Tage hatte er dem jungen Mädchen von diesem Plane gesprochen, und sie war ganz entzückt davon. Sie hatte noch nie eine Reise gemacht! Was würde Hans Ränge sagen, daß sie sich garnicht um ihn grämte, sondern weit fortging mit ihren vornehmen Verwandten! Und ihre Freundin Emmy! Die schwärmte immer noch von ihrer Rheinreise und wurde nicht müde zu versichern, daß Marie sich wirklich keine Vorstellung davon machen könne, wie herrlich es sei, hoch über dem Rhein auf dem Balkon zu sitzen, dem Rauschen des Stromes zu horchen und von vergangenen Jahrhunderten zu träumen! — Aber die Donau hatte auch eine große Vergangenheit, und von der würde Mariechen dann Emmy erzählen! — Nur daß Radu von Lisa's Eifersucht gesprochen, wollte ihr nicht aus dem Kopf: Das war sehr häßlich von ihrer Cousine! Aber sie wollte ihr das auch vorhalten!

Dazu benutzte sie gleich den nächsten Morgen, an

welchem Lisa, wie sie wußte, allein im Hotel war, weil Radu mit Robert in's ethnographische oder anatomische Museum gegangen war.

Lisa war damit beschäftigt, ihr Reisekleid mit neuem Bande einzufassen, da das alte durchgestoßen war. Sie empfand etwas wie Stolz, von ihrer wirthschaftlichen Cousine bei einer so praktischen Arbeit betroffen zu werden, sie, die für unpraktisch und verwöhnt galt. Aber Marie hatte noch nie daran gedacht, daß man so etwas nicht eigenhändig zu thun brauchte, sondern Kammermädchen dazu hielte, und es machte keinen Eindruck auf sie. Auch war sie viel zu voll von dem, was sie sagen wollte, um auf Lisa weiter zu achten, und sprudelte unmitttelbar nach ihrem Eintritt heraus: „Du, Lisa, das wollte ich Dir nur sagen, es ist sehr häßlich von Dir, daß Du auf mich eifersüchtig bist; dann komme ich lieber nicht mit!“

Lisa legte ihre Arbeit hin. „Aber Mariechen,“ antwortete sie ruhig, „wie kommst Du zu solcher Thorheit?“

Marie wollte scherzen und sagte mit etwas gezwungenem Lachen: „Verstell' Dich nur nicht, Radu hat es mir gestanden!“

„Mein Mann kann Dir nichts gestehen, was nicht ist!“ entgegnete sie verlezt; sie nahm sich sehr zusammen, um nicht merken zu lassen, daß sie gar keine Ahnung von dieser Einladung zur Mitreise nach Bukarest gehabt hatte. Wie konnte Radu das thun, ohne es mit ihr zu besprechen?

Lisa stand auf und trat an's Fenster. Ihr war

so entsetzlich traurig zu Muth; sie fühlte die Thränen in der Kehle. „Was hast Du, Lisa?“ fragte Marie, in der die freundliche Gutherzigkeit immer stärker war als andere Gefühle. Lisa dachte daran, welche Aufgabe es sei, dies junge Mädchen in die unnatürlichen, unsicheren Verhältnisse ihres Bukarester Lebens einzuführen, von denen Marie sich so phantastische Begriffe machte; weshalb hatte Radu sich noch diese Schwierigkeit aufgeladen zu all' den vielen, die zu Hause seiner warteten?

„Nichts, ich bin nur müde,“ entgegnete sie ausweichend. „Mir ist dies ewige Unterwegs unerträglich!“

„Und ich war nie so frisch und wohl,“ sagte Marie, glücklich lachend; „mir scheint es wie im Himmel, dies Leben, und dazu die Aussicht, mit Euch fortzureisen! Ich hoffe, Radu überredet die Mutter, er kann ja alles!“

„Aber Du mußt Dir unser Leben dort nicht so amüßant vorstellen . . . .“

Lisa hatte den Satz kaum ausgesprochen, da wußte sie, daß Marie es ihr wieder als Eifersucht auslegen würde; darum fügte sie schnell hinzu: „Dir wird ja Vieles neu sein, und wir werden uns die größte Mühe geben, Dir unser Heim im besten Lichte zu zeigen, aber Du darfst nicht zuviel erwarten!“

„Du willst mich gewiß lieber nicht mitnehmen,“ entgegnete Marie verlezt.

Lisa fühlte, daß sie heftig wurde. „Mariechen, wie deutlich soll ich es Dir denn sagen? Ich würde mich sehr freuen, nur fürchte ich, von Dir ist es ein Opfer!“

„So etwas sagt man immer, wenn man nicht will . . . .“ antwortete Marie und fing an zu weinen. „Ich hatte mich so darauf gefreut, aber ich bin nun einmal ein Pechvogel!“

Lisa zuckte die Achseln und sagte: „Wenn Du unvernünftig bist, kann ich Dir nicht helfen!“

Marie trocknete ihre Thränen bald, sie hatte gehofft, daß Radu käme, damit er diese interessante Scene sähe und seiner Frau die häßliche Eifersucht verwies.

Lisa dachte schnell nach, womit sie Mariechen wieder begütigen könnte. Ihr fiel Andrea's System des Schenkens ein, sie besaß ja ein Handarbeitskästchen, das ihre Cousine oft bewundert hatte — Ihr selbst kaum bewußt, hatte Lisa sich einen menschenverachtenden Zug von Radu abgelernt, der ihrem Charakter stand wie Schnee dem grünen Laub!

„Wenn Du heute so böse auf mich bist,“ begann sie, „wage ich Dich garnicht darum zu bitten, dies Kästchen als eine kleine Erinnerung an diese Zeit anzunehmen. Du bist so viel fleißiger als ich, Du kannst es besser brauchen!“

Anfangs wollte Mariechen nicht, schließlich aber versöhnten sie sich und waren scheinbar bessere Freundinnen als vorher. In Mariechens Kopf blieb aber haften, daß Lisa eifersüchtig sei, und Lisa behielt den verletzenden Argwohn in der Seele: Radu hatte mit ihrer Cousine Geheimnisse vor ihr!

Der Tag, der mit dem „Ausprechen“ zwischen Marie und Lisa begann, brachte Letzterer noch mehr

Ueberraschungen. Abends, als sie vom Theater nach Hause gingen, führte Fritz sie und sagte, nachdem sie über die Aufführung geplaudert: „Ich möchte Dich in einer Geschäftssache zu Rathe ziehen!“ Sie sah ihn erstaunt an.

„Dein Mann und Bruder werden Dir gesagt haben, daß sie heute Nachmittag mit mir über Robert's Vermögen sprachen . . . . .“

Lisa durchfuhr ein solcher Schreck, daß sie einen Augenblick meinte, sie könne nicht weitergehen; ein furchtbarer Argwohn gegen Radu erwachte in ihr.

„Dein Mann,“ fuhr Fritz fort, „kann Robert's Vermögen dort sehr viel günstiger anlegen; es ist Eure Absicht, ihm jetzt ein Haus zu kaufen, das sehr preiswürdig zu haben ist, nicht wahr?“

Sie überhörte die Frage.

„Er giebt mir alle möglichen Garantien; Robert will ohnehin nach Rumänien zurück, nach zwei Jahren ist er mündig und kann dann selbst über sein Erbtheil verfügen, aber ich habe mich trotzdem geweigert . . . .“

„Gott sei Dank!“ rief sie unwillkürlich aus.

Er sah sie einen Augenblick erschreckt an, dann that er, als habe er es nicht gehört, und fuhr fort:

„Nun überhäuft mich meine Mutter mit Vorwürfen, und Robert ward ganz ausfallend gegen mich — das macht aber nichts, er ist ein heißblütiger Junge, dabei ein herzensguter Kerl, und ich brachte ihn gleich zur Raison —, allein Deinen Mann verletzte mein Mißtrauen offenbar sehr, und Mariechen fiel nachher auch

über mich her: Ich dünkte nur an mein formelles Recht! — Das muß sie von Radu haben, sie giebt sich sonst mit solchen Phrasen nicht ab — Hier an der Straßenecke trennen wir uns: was ist Dein Rath?“

„Vertraue ihm Robert's Vermögen nicht an, Ein Jahr, und es ist alles dahin!“ stieß sie leidenschaftlich hervor und wandte sich nach Radu um, der sich von den Damen verabschiedete.

Radu hatte den ganzen Tag bemerkt, daß in Lisa etwas vorging. „Sie hat ihre starren Augen!“ hatte er im Theater lachend zu Robert gesagt. „Sie macht mir heute noch eine Scene, wahrscheinlich weil ich irgend eine Dame zu oft angesehen habe.“

Als er nun mit ihr allein war, und sie immer noch kein Wort sagte, begann er: „Ich finde Dich heute etwas schwierig, Lisi — Ist Dir nicht wohl? Hast Du Dich übermüdet?“

„Verstelle Dich nicht!“ entgegnete sie herb. „Dir ist es ganz gleichgültig, wie ich mich fühle, Du hast Dich all' die Tage nicht um mich gekümmert!“

„Aber Lisa,“ sagte er weich, „für wen bin ich denn hergekommen? Für wen habe ich meine Ferien hier verbracht? Sei doch gerecht!“

Sie trat vor ihn und sah ihn an. O Gott, wenn sie ihn doch nicht so lieb hätte!

„Ich weiß,“ rief sie plötzlich aus, und ihre Züge verzerrten sich, sie unterschied nicht mehr, ob es Liebe war oder Haß, was sie gegen ihn empfand, „ich weiß, weshalb Du hergekommen bist und dies tolle Leben ge-

führt hast: um meines Bruders Erbtheil zu stehlen und meine Cousine zu verführen!"

Er verzog keine Miene. „Pfui!“ sagte er langsam. „Solche Gemeinheit habe ich in Dir nicht erwartet!“

Er ergriff seinen Hut und wandte sich zur Thür. Sie warf sich gegen dieselbe. „Wenn es nicht wahr ist, so vertheidige Dich — fort lasse ich Dich nicht! Sei aufrichtig, ein einziges Mal aufrichtig!“

„Eine vornehme Natur vertheidigt sich gegen solche Anschuldigungen nicht! — Ich hoffte Dir durch die Einladung Deiner Cousine eine freudige Ueberraschung zu bereiten, ich hatte an Deine einsamen Winterabende gedacht — und Du . . . . Laß mich durch!“

Er schob sie bei Seite und ging hinaus. „Radu!“ hörte er sie flehen, als er die Thüre schloß, aber er beachtete es nicht. Ja, ihr Vater war im Grunde auch eine kleine Natur gewesen und hatte am Gelde gehangen. Das war es, was sie so wild gemacht, daß er Robert's Geld brauchte. Wer konnte es ihr gesagt haben? Natürlich Fritz! Auch diese Plaudertasche von Marie hielt nie reinen Mund! Die Menschen waren doch alle nur Marionetten, und wenn er wollte, wie konnte er mit ihnen spielen! Lisa hatte er jetzt in der Hand, durch sie bekam er Robert's Capital sicher! Der Zufall diente ihm immer.

Lisa lag auf dem Teppich vor der Thür und schluchzte. Daß er fortgegangen war, zornig auf sie, war schlimm, aber schlimmer war, daß sie sich zu solchem Zorn hatte hinreißen lassen. Wie sollte er ihr

das je vergeben? Vergeben vielleicht, vergessen nie; er vergaß nichts, und ohne seine Liebe konnte sie nicht leben! Ward er ihr entfremdet, so trug sie die Schuld: keinen Augenblick mehr zweifelte sie an ihrer eigenen Gemeinheit und Schlechtigkeit; sie war im Grunde ihrer Seele überzeugt, daß er viel edler, viel höher stand als sie; er hatte nicht einmal geahnt, daß sie solch' niedrigen Argwohn hegen konnte — Aus Güte, aus der Freundlichkeit gegen Alle, diesem Hauptzuge seiner Natur, hatte er sich um Robert's Angelegenheiten gekümmert und Marie mitnehmen wollen! Wie hatte sie ihn so mißverstehen können?

Sie lag da und schluchzte immerfort. Als es Mitternacht schlug, richtete sie sich auf. Kam er überhaupt nicht wieder? Sie fing an, sich zu ängstigen: bei offenen Thüren allein im Hotel — aber zuzuschließen wagte sie auch nicht! — Wie böse war Radu geworden, als er sie einmal vor Angst hatte unter die Betten leuchten sehen! Die ganze Nacht hatte er sie zur Strafe allein gelassen! — Wäre sie als Mann zur Welt gekommen, ihr würde sicher alles recht und heilig sein an ihrer Frau! . . . . . Aber warum war ihr denn an Radu nicht alles recht und heilig? Ist das nicht das Wesen der Liebe? Von nun an wollte sie sich das zum Grundsatz machen: Alles was er thut, ist recht!

Sollte sie zu Bette gehen und zu schlafen versuchen? Nein, sie war zu erregt. Sie ging auf und ab. Ein Uhr — er kam nicht; er kam gewiß vor Morgen nicht!



Lisa fing wieder an zu weinen, dann streckte sie sich angezogen auf's Sopha, ließ aber die Lichter brennen, und jedes Mal, wenn sie eingeschlummert war, schreckte sie wieder auf. „Es ist meine eigene Schuld!“ — Das war das Einzige, was sie noch wußte. Und wenn Radu nun erst erfuhr, was sie mit Fritz gesprochen! Aber sie wollte ihm alles sagen und dann es wieder gut zu machen suchen!





## 11. Kapitel.

**N**ls Radu endlich gegen acht Uhr Morgens zurückkam, war er sehr freundlich und wollte von Lisa's Selbstanklagen nichts hören. Sie sprach davon, daß sie wieder gut machen wolle, was sie in ihrer Heftigkeit und ihrem maßlosen Aerger gestern zu Fritz gesagt; Radu aber meinte, sie solle die Sache nur auf sich beruhen lassen. Er habe jenen Vorschlag lediglich in Roberts Interesse gemacht, und im Grunde sei es ihm bequemer und lieber, wenn man ihm das Geld nicht anvertraute. Wozu solle er sich noch für andere Leute plagen und mühen? „Wir haben ja selbst Kummer genug, nicht wahr, Lisa? Vielleicht hast Du auch mit der Einladung für Deine Cousine recht: es war übereilt von mir, uns das alberne Mädchen noch aufzuhalsen — mein thörichtes Mitleid mit ihrem Liebesgram! Versuch' es nur recht diplomatisch, die Sache wieder rückgängig zu machen, Du bist ja ein geborener Diplomat!“

Lisa versprach ihr Möglichstes zu thun und schämte sich doppelt ihrer häßlichen Regungen; was aber Fritz

anbelangte, so bestand sie darauf, ihre Worte zurücknehmen zu müssen, das fordere ihre Selbstachtung.

Während dieses Gesprächs kam Robert. „Der Junge ist doch immer wie ein Sonnenstrahl!“ meinte Radu und ging auf ihn zu.

Robert war ein hübscher, schlanker Junge, mit offenem, freundlichem Gesicht, der Jedem gefallen mußte. „Wird der Furore machen bei uns, nicht wahr, Lisa?“ Sie empfand ein Mißbehagen bei seinen Worten: Dieses liebe Kind sollte jetzt in ihre unklaren Verhältnisse hineingerissen werden?

Robert sagte seinem Schwager: „Ich habe die Geldgeschichte anders geregelt: Froebel kennt meine Verhältnisse und giebt mir augenblicklich fünfzig Tausend auf Wechsel. Wenn Du also willst? — Er weiß, daß ich ein ehrlicher Mensch bin und nach meiner Mündigkeitserklärung meine! Unterschrift nicht ableugnen werde. Sterbe ich aber vorher, wird Lisa . . .“

Lisa wußte jetzt genau, um was es sich handelte: Radu hatte ihrem Bruder gesagt, er brauche Geld, und dieser wußte nicht, wie er sich schnell genug für den geliebten Radu ruiniren sollte! All' der Schrecken von gestern Abend erwachte wieder: sie wollte nicht, daß Robert in die Falle ging! Aber schon sagte Radu: „Das sieht Dir ähnlich, Junge, allein ich nehme Dein Anerbieten nicht an!“ Lisa war argwöhnisch geworden: „Das sagt er nur vor mir; wenn er mit Robert allein ist, wird er ihn bitten, mir nichts davon zu erzählen, aus Schonung für mich!“

„Auf derartige Finanzoperationen muß man sich

nicht einlassen, sie machen Deinem Herzen alle Ehre, aber nicht Deinem Kopfe. — Lisa will noch einmal mit Fritz sprechen, ich rathe ihr davon ab, aber sie besteht darauf. Natürlich wäre die Sache einfach genug ohne das wunderliche Mißtrauen, das Fritz gegen mich hat — Lisa weiß warum! Ich kann gerade das Geld gebrauchen und verzinse es mit zehn Prozent . . . .“

„Das nehme ich nicht an!“ unterbrach ihn Robert.

„Mußt Du, sonst nehme ich Dein Geld nicht! — Nicht wahr, Lisa, was wäre natürlicher, als daß Robert es mir auf ein Jahr vorschießt?“

Es klang wirklich ganz natürlich, und Lisa fing auf's Neue an, sich ihres Mißtrauens zu schämen; sie hatte ja nicht gewußt, daß es nur auf ein Jahr sein sollte!

„Ich gehe mit zu Fritz,“ sagte Robert. „Heute ist Sonntag, wir finden ihn, wenn wir gleich gehen.“

Lisa machte sich fertig. Sie fühlte sich elend und müde von der schlaflosen Nacht, aber sie sagte sich, daß es ihre Pflicht sei, möglichst schnell ihren Fehler gut zu machen. Ihr war dabei zu Muth, als hinge das Glück ihrer Ehe davon ab, als würde Radu ihr nur dann ganz vergeben, wenn sie ihm hülfe, seinen Willen durchzusetzen.

Während Lisa sich anzog, sagte Radu seinem Schwager: „Bleib' lieber bei mir, wir wollen eine Partie Billard spielen, Du ärgerst Dich nur, wenn Fritz eigensinnig ist, und dann kommt es wieder zu einer Scene wie neulich! Lisa macht das allein besser, wir wollen ihren Ehrgeiz etwas anspornen!“

Als sie eintrat, flüsterte Radu ihr zu: „Nun zeige,

ob Du meine würdige Frau bist! Du wirst immer die Männer auf Deiner Seite haben, wie ich die Frauen, nun beweise Deine Ueberlegenheit!"

„Aber Radu . . .“ unterbrach sie ihn.

„Nimm nicht Deine großen Mienen an,“ sagte er laut. „Damit kommst Du nicht weiter: Ein Lächeln, bei dem Du Deine hübschen Zähne zeigst . . .“ Sie zog die Brauen zusammen, die beiden Männer aber lachten. „Sie versteht keinen Scherz,“ sagte Radu zu seinem Schwager, „und ist doch sonst so klug und fein! Nur Scherz versteht sie nicht, wie alle Frauen.“

Lisa fuhr zur Tante. Sie war so abgesspannt, daß sie die Augen schloß und dachte: „Wenn Robert sein Geld ausgeben will, kann ihn doch Niemand daran hindern; er ist ja nur ein Jahr jünger als ich — woher will ich so viel weiser sein? Und wenn Fritz es ihm nicht giebt, sucht Robert es sich auf Schleichwegen zu verschaffen und verliert nur noch mehr! Wer weiß, was recht ist?“

Schließlich wußte sie selbst nicht, was sie Fritz sagen sollte; sie würde es ja dann sehen!

Lisa ging direct in ihres Veters Zimmer; die Damen waren noch im Hause beschäftigt, Fritz aber lag in Morgenschuhen und Hausrock auf seinem Sopha. Er war ebenso genirt, von ihr in einem so unkleidsamen Kostüm überrascht zu werden, wie sie, ihn zu stören.

Und diese Verlegenheit blieb zwischen ihnen, auch als er aufgesprungen war und sich entschuldigt hatte.

„Ich störe Dich so zur Unzeit, weil ich meine gestrigen Sünden gut zu machen habe — die Sünden

gegen meinen Mann," setzte sie hinzu, als er nicht gleich zu verstehen schien. „Wenn Du mich heute noch einmal fragtest, würde ich Dir rathen: Vertraue Radu alles an! — Ja, ich bin eigens hergekommen, um Dich zu bitten, ihm und Robert darin gefällig zu sein!“

Fritz schwieg. Was war seit gestern geschehen?

„Ich war gestern Abend in gereizter Stimmung gegen meinen Mann — Das kommt ja oft vor zwischen Menschen, die sich lieb haben — ; in meiner unbändigen Art ergriff ich die erste Gelegenheit, um meinem Zorne gegen Radu Luft zu machen: Ich hielt mich für vernachlässigt und wollte mich so rächen . . . . Nicht wahr, Fritz, Du nimmst Deinen Widerspruch zurück?“

Fritz sah fort. „Bist Du allein gekommen?“

„Ja, mein Mann und Robert warten zu Hause auf die Antwort, die ich bringe . . . .“

„Meine Antwort habe ich ihnen persönlich gegeben. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mit Dir eine Geschäftssache abmachen oder nur erörtern kann?“

Lisa erzählte nun, welches Auskunftsmittel Robert sich erdacht. Zornig sprang Fritz auf und rief: „Will der Junge denn durchaus in sein Verderben rennen?“

Noch nie hatte er mit Lisa über Radu's Vermögensverhältnisse gesprochen, jetzt that er es. Lisa berichtete von dem Proceß: Derselbe sei schon gewonnen, habe Radu ihr gesagt; nur noch eine gerichtliche Formalität sei zu erfüllen, dann könne er sein Erbe antreten. — Daß für ihren Mann selbst eine Million sehr wenig war, das bedachte sie jetzt nicht.

An ihrer Aufrichtigkeit konnte Fritz nicht zweifeln.

„Mich freut, daß die Sachen so liegen,“ sagte er. „Nur begreife ich dann nicht, was ihm Roberts kleines Kapital nützen soll — Jetzt mache ich mir gar kein Gewissen mehr daraus, es ihm zu verweigern!“

Bei dieser unerwarteten Wendung stiegen Lisa die Thränen in die Augen. „Siehst Du denn nicht ein, daß es eine Ehrensache geworden ist? Es handelt sich nicht mehr um das Geld, sondern um das Mißtrauen gegen meinen Mann!“

„Lisa,“ entgegnete er bestimmt, „es handelt sich auch um meine Ehre — ich bin Roberts Vormund!“

Sie brach in Thränen aus. „Fritz!“ flüsterte sie leidenschaftlich und trat dicht an ihn heran. „Es handelt sich um mein Lebensglück! Nie verzeiht mir mein Mann, daß ich an ihm gezweifelt habe, stets wird er mir die zornigen Worte von gestern Abend vorhalten, wenn Du mir nicht dies Opfer bringst!“

Sie hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt; er aber schaute starr auf die Wand und erwog und rechnete im Kopfe Gründe und Gegengründe und Ziffern und Summen: „Kann ich's ersetzen, wenn es verloren geht?“

Als Chemiker hatte er manchen Nebenverdienst, im nächsten Frühjahr hatte er Aussicht auf eine Professur, er unterrichtete an Privatschulen — Ja, im Laufe von zwei bis drei Jahren, bis Robert mündig war, konnte er günstigsten Falls zu den sechs Tausend, die er zurückgelegt, noch fünfzehn Tausend hinzuverdienen.

„Ich kann Deinem Manne jetzt nur fünfundzwanzig, höchstens dreißigtausend Frank geben: die Art der Anlage

läßt es nicht anders zu," sagte er dann mit beherzter Lüge und trat einen Schritt zurück, so daß Lisa's Hände ihm von der Schulter fielen.

"O, ich danke Dir, Fritz!" rief sie stürmisch aus. „Auf die Höhe der Summe kommt es nicht an, nur auf Dein Vertrauen zu Radu! Ich danke Dir von ganzem Herzen!“ Sie näherte sich ihm, als ob sie ihn küssen wollte. Er jedoch wandte sich ab, und sie eilte fort, um die gute Nachricht ins Hotel zu bringen.

Fritz wußte, daß Radu Dienstag Abend abreisen wollte; er mußte also Montag auf die Bank, um die versprochenen dreißig Tausend flüssig zu machen. Er war froh, einen Ausweg für sein Gewissen gefunden zu haben: Wenn ihr Lebensglück es erforderte, wollte er diese Verantwortung gern auf sich nehmen — aber welches gebrechliche Lebensglück, das von dreißig Tausend Frank abhing! Woher hatte dieser Mensch so viel Macht über sie? —

Radu rechnete; mit der Summe, die Fritz ihm brachte, hatte er trotz seiner großen Ausgaben noch volle sechzig Tausend Frank; damit konnte er, wenn er Haus hielt, ein Jahr leben, auch wenn alle Nebeneinnahmen ausblieben, auf die er stark zählte. Uebers Jahr aber war sein Proceß gewonnen!

Während all' der Zerstreungen der letzten Wochen hatte er weder die Politik noch seine Privatinteressen außer Acht gelassen; sein Kopf war so organisirt, daß die Gedanken immer plötzlich und unvermittelt in ihm geboren wurden, er durfte sich nicht zwingen wollen. So hatte er bei einer Aufführung des Sommernachts-



traums bei Kroll eine Lösung in der Judenfrage gefunden, und mit ruhiger Sicherheit dachte er jetzt an die Heimkehr.

Lisa's „diplomatisches“ Talent wurde nicht weiter in Anspruch genommen; Mariechen freute sich so auf ihre erste größere Reise, daß Lisa selbst ihrem Manne sagte, es wäre unmöglich, ihr unter irgend einem Vorwande das Vergnügen zu verderben. Fritz sah es gern, daß seine Schwester Lisa begleitete, es war wie ein Schutz, den er ihr mitgab; von Lisa's Eifersuchtsanwendungen hatte er keine Ahnung, auch war er selbst viel zu rein, um in Radu eine böse Absicht zu vermuthen. Frau Horn endlich freute sich über das Entzücken ihrer Tochter; die Dauer des Besuchs ward auf ungefähr zwei Monate festgesetzt, Robert sollte Ende October mit seiner Cousine heimkehren.



Viertes Buch.





## 1. Kapitel.

**N**acht Tage vor Beginn der Kammeression traf Radu mit seiner Begleitung in Bukarest ein. Es war eine lustige Reise gewesen; Robert hatte unterwegs den liebenswürdigsten Humor gezeigt — überhaupt merkte Lisa erst jetzt, wie reservirt er bisher gewesen, und wie viel hinter seinem verschlossenen Aeußeren lag: Von Kindheit an unter Fremden aufgewachsen, trat er schwer über eine ruhige Höflichkeit und Freundlichkeit hinaus. Nun aber war er aufgethaut, und Lisa glaubte jetzt erst den alten lieben Bruder in ihm wiedergefunden zu haben.

Das Einzige, was sie ängstigte, war die absolute Herrschaft, die Radu über ihn ausübte; sie ward die Sorge nicht los, daß er ihn zu leichtsinnigen Streichen verführen, daß es ihm Freude machen könnte, dem Neuling die Nachtseiten des Bukarester Lebens zu zeigen. Verhindern konnte sie das nicht, denn Radu hatte ihre erste Andeutung sehr übel genommen. Auch in Mariechen fand sie keine Stütze, die erzählte alles, was Lisa mit

ihr sprach, Radu wieder, und er warf ihr dann vor, daß sie die Cousine gegen ihn aufhetzte!

Mit welcher kindlichen Naivetät verliebte sich Mariechen in Radu! Lisa sah es vor ihren eigenen Augen, sah, daß das Mädchen selbst keine Ahnung davon hatte, und daß Radu in seiner geschmeichelten Eigenliebe alles that, um das Feuer zu schüren.

Als sie ihn deswegen zur Rede stellte, verbat er sich mit strengem Tone ihre dumme Eifersucht ein für allemal; ja, selbst Robert, dem sie einmal eine Andeutung machte, rief unwillig aus: „Aber Lisa, schäme Dich doch dieser grundlosen Eifersucht!“

Was sollte sie thun? Es war ja keine Eifersucht, es galt, ein furchtbares, nie wieder gut zu machendes Unglück zu verhüten! Von Radu durfte sie nichts erhoffen, der war gänzlich gewissenlos und hatte oft erklärt, Mädchen seien nur zu Liebeständeleien da, und er habe noch nie ein Unglück aus Liebelei entstehen sehen!

Natürlich vergaß Lisa ihre Sorgen, wenn ihr Mann in alter Weise liebenswürdig gegen sie war und ganz mit ihr beschäftigt schien, aber der einmal geborene Argwohn starb nicht, sondern schlummerte nur.

Bei seiner Ankunft fand Radu einen Brief von Konstantin Malfaki vor, der ihn bat, ihn seine Heimkehr sofort wissen zu lassen. Das sah vielversprechend aus, und Radu sagte zu Lisa: „Siehst Du, wie gut es ist, wenn man abwarten kann und sich nicht übereilt? Das ist der schlaueste Coup, den ich je ausgeführt, daß ich nach meiner Rede gleich abreiste.“

„Was will er denn von Dir?“

„Die Regierung hat vergebens versucht, bei den Großmächten mildere Bedingungen auszuwirken; sie muß also die Judenfrage regeln, d. h. sich mit uns verständigen, denn wir gebieten über mehr als ein Drittel der Stimmen! Ich aber weiß genau, was ich Malfaki vorschlagen werde.“

„Wie klug Du bist!“ rief sie bewundernd aus, und ihr schien wieder, als trüge sie allein die Schuld an allem Schweren, das sie manchmal bedrückte.

Radu's Verhandlungen mit Malfaki, dem Vertrauensmanne der Regierung, zogen sich bis zum Zusammentritt der Kammer hin; Radu lehnte es ab, irgend welche Verpflichtungen einzugehen, ehe er mit den Uebrigen Rücksprache genommen hätte.

Das von ihm erfundene Compromiß, welches er der Regierung anzutragen gedachte, wollte die Ausnahmegesetze gegen die Juden, wie Europa es verlangte, in der That aufheben, aber die Juden dann einfach als Ausländer behandelt wissen: Von Ausländern, die ihre Naturalisirung beantragten, verlangte die Constitution erstens zehnjährigen Aufenthalt im Lande, zweitens Einzelvotirung durch die Kammer — Keine rumänische Kammer nun gab jemals ihr Botum einem Juden — so erfüllte man Europa's Gebot und verpflichtete sich factisch zu nichts!

Radu wußte genau, wer alles auf dies Compromiß hin mit ihm zur Regierung übergehen würde und wer zu den wirklich Unversöhnlichen zählte; John Malfaki z. B., so groß sein Judenthum war, größer noch war

seine Ehrlichkeit! Entrüstet würde er solche Hinterlist verdammen.

Radu wollte auf jeden Fall mehr aus der Regierung herauschlagen, als was er mit seiner Stelle an der Patria verlor — denn die mußte er sofort niederlegen, sowie es zum Bruche mit John Malfaki kam.

Seine Hauptbedingung war, daß er selbst mit seinem Compromißantrage vor die Kammer treten, und die Regierung demselben sich dann anschließen sollte. Konstantin Malfaki im Gegentheil bestand darauf, daß die Regierung den Antrag einbrächte, und die „Unversöhnlichen“ sich zu ihm bekehrten. Das aber hieß für Radu, seinen Gedanken einem Andern abtreten! Freilich, wenn der Preis, den man zu zahlen gedachte, groß genug war . . . .

Zwei Portefeuilles waren erledigt — hatte man eins für ihn reservirt? — Hinderte ihn seine Jugend? Auch Minghetti war in Radu's Alter schon Minister geworden, sogar unter noch schwierigeren Verhältnissen! —

Während Radu von diesen Verhandlungen in Anspruch genommen war, durchstreifte Robert mit Lisa und Mariechen die bekannte und doch so fremd gewordene Stadt. Bukarest hatte nach den Regentagen der letzten Woche gerade sein herrlichstes Aussehen; weiß leuchteten die schmucken Häuser aus dem Grün der vielen Gärten und Gärtchen, aber Robert fand an Pflaster und Straßenreinigung viel zu tadeln.

„Du mußt Deine Augen wieder an Unordnung und Unregelmäßigkeit gewöhnen!“ meinte Lisa.

„Das will ich aber nicht!“ entgegnete er. „Ich will

lieber, daß das Land sich nach meinen Augen richtet, als ich mich nach ihm!“

„Das klingt wie ehemals, Robert, wo Du durchaus irgendwo König werden wolltest!“

Robert fing gleich am zweiten Tage an, von seiner Schwester Rumänisch zu lernen, er hatte es fast ganz vergessen; Radu meinte aber, er solle lieber einen Lehrer nehmen, und brachte Deliu in Vorschlag.

Mariechen kämpfte einen schweren Kampf: sie wollte so gern alles schön finden an Radu's Lande, aber es war doch zu entsetzlich, so ganz anders als in Berlin! Wenn sie aus dem Fenster sah, erblickte sie drunten die Büffelkarren mit den fremdartig gekleideten Treibern, die zerlumpt waren wie Strauchdiebe, und all' die laut schreienden Verkäufer, die Wasserfahrer mit ihren elenden Pferdchen und die ganze Fülle halb nackter Zigeuner! Auch Lisa's elegante Wohnung war bei Lichte gesehen mehr anspruchsvoll als gediegen und wohnlich — Die Möbel verschossen, die Teppiche verblichen, Fenster und Thüren schlecht schließend! Das Dienstmädchen verrichtete baarfuß ihre Arbeit; der Diener war so schlecht gekleidet, wie nicht einmal ein Hausknecht in Berlin, wenn er auch in Handschuhen und, bei größeren Gelegenheiten, in Frack und weißer Binde servirte! Und dann diese Kost! Man aß ja vielerlei, aber alles hatte für sie denselben faden Geschmack, ob nun das Gericht grün, roth oder braun aussah; selbst wo es denselben Namen hatte wie ein Gericht daheim, war es nicht zu erkennen. Sie kostete immer wieder von allem, sie wollte so gern für all' das Neue und echt Rumänische schwärmen, allein

stets hatte sie dieselbe Enttäuschung. Auch der orientalische Gottesdienst, den sie sich so prächtig vorgestellt, wie unwürdig und widerlich erschien er ihr! Diese unsauberen Popen! Wie kindisch, daß die Eintretenden immer das eine Heiligenbild küßten! Es war eben alles nicht so, wie es sein sollte!

Kadu hatte ihr zwar gesagt: daß etwas so sein solle und nicht anders, daß die eine Form besser als die andere, sei nur ein hochmüthiges Vorurtheil! Sogar philosophische Bücher hatte er ihr gegeben, damit sie einen weiteren Horizont bekäme und ihre Vorurtheile verlöre. Lisa war ganz empört, als sie Mariechen mit diesen Büchern in der Hand sich abquälen sah — die Arme fand nun einmal an Darwin und Buckle keinen Geschmack! Robert lachte darüber und fragte seinen Schwager:

„Du bekommst wohl Procente für den Vertrieb gelehrter Bücher?“

„Warum soll Marie nicht gerade so bildungsfähig sein wie Ihr?“ antwortete Kadu. „Sie hat bisher immer nur als Aschenbrödel im Hause arbeiten müssen!“

Mariechen hatte allerdings eine große Vorliebe für häusliche Arbeit und hätte am liebsten ihr Zimmer — Lisa's früheres Boudoir — selbst rein gemacht, anstatt die haarfüßige Magd darin hantiren zu sehen; sie wagte es aber nicht zu sagen.

Schon nach vier Tagen fing Robert an, sich furchtbar zu langweilen: er fand nichts von dem, woran er Vergnügen hatte — weder Musik noch Skatspiel in fröhlicher Gesellschaft von guten Kameraden! Kadu war



immerfort in Anspruch genommen, Mariechen und Lisa waren keine Ressource für ihn; zum Spazierengehen war es zu heiß, Corsofahrten auf der Chaussee und französische Operette sagten ihm auch nicht zu. Es gab Saiten in seinem Wesen, die auf den leichtesten Mißton nicht antworteten, und als Radu ihn gleich am zweiten Abend in etwas lose Gesellschaft brachte — Lisa saß zu Hause in Kummer und Sorge —, empfand Robert nur Ekel und Widerwillen, was Radu nicht wenig verwunderte.

„Weißt Du, Lisa,“ sagte Robert eines Morgens, „ich werde heute zu Mama gehen!“ Es war ganz die Stimme, mit der er als Kind etwas zu fordern pflegte, wovon er voraussetzte, daß man es ihm abschlagen würde.

„Thu' das, mein Junge,“ antwortete sie nach einiger Ueberlegung. „Aber sag' es nicht vorher zu Radu.“

„Warum nicht?“

„Es könnte ihm nicht recht sein; Herr Brebu hat sich neulich schlecht gegen ihn benommen.“

„Was geht mich der an!“

„Natürlich nicht.“

Lisa war sehr gespannt auf seinen Bericht über Andrea, er aber erzählte nichts, als daß sie sehr freundlich gewesen sei, ihn anfangs jedoch nicht erkannt habe.

„Ist es wahr, daß sie es bei ihren Schwiegereltern so schlecht hat?“

„Davon habe ich nichts gemerkt — aber da kommt gerade Herr Deliu zu meiner Stunde . . .“

Deliu bildete Roberts einzige Zerstreuung, die

tägliche Unterrichtsstunde war für Lehrer und Schüler gleich amüsant. Viel schriftliche Uebungen machte Robert nicht, aber sie rauchten und schwazten zusammen, und all' seine Studentenstreiche erzählte er dem aufmerksamen Deliu. Sie trieben ihre Kindlichkeit so weit, sich einen kolossalen Drachen von selbsterfundener Construction zu fleben — leider wollte derselbe, trotz ihrer nach allen Regeln der Kunst angestellten Berechnungen, nicht fliegen, sondern endete kläglich auf einem mit Krähenestern besäeten Baume des Wäldchens von Baneassa, wohin sie früh morgens — Deliu hatte sonst keine Zeit — hinausgepilgert waren.

Bei solchen Dingen mußte Mariechen ihnen helfen; Deliu wußte überhaupt immer einen Vorwand, um sie im Zimmer fest zu halten. Sie gefiel ihm außerordentlich, ihre große Gestalt — sie war größer als er — imponirte ihm, dann das Mädchenhafte an ihr, die schönen Farben und großen blauen Augen! Sie selbst hatte keine Ahnung von dieser Eroberung, da all' ihr Denken und Sinnen sich um Radu drehte; das Einzige, was sie an Deliu interessirte, war, daß auch er Rumäne war. Um Radu's Sprache zu lernen, ging sie auf Roberts Vorschlag ein und nahm Theil an den Stunden und den Allotria, die darin getrieben wurden: nach dem verunglückten Drachen kam ein Ballon daran, der sehr gut zu werden versprach, und das Neueste war ein Marionetten-Theater, als Ueberraschung für Lisa's Geburtstag. Die Idee dazu stammte eigentlich von Lucy Malfaki, die sehr gern mit Robert scherzte und sich

oft als Vierte im Bunde zu den sogenannten Stunden einfand.

Lisa war froh, daß Robert an Deliu solches Gefallen hatte: der war ein besserer Umgang für ihn als Radu — Nur reife Menschen hätten von Radu Gewinn; meinte sie, für unreife sei er gefährlich!

Radu hatte nach mehrtägiger Ueberlegung Malfaki rundheraus erklärt, daß er auf eins der freien Portefeuilles rechne; dafür verbürge er der Regierung eine überwältigende Majorität.

Im Interesse der Regierung aber lag es, die beiden Ministerposten einstweilen noch offen zu lassen, als Lockspeise für unzuverlässige Elemente; außerdem fragten die Anhänger der Regierung sich: „Wer ist dieser Sophoklides? Ein Schreier von der Patria, der uns unverschämt angegriffen hat, ein ganz junger Deputirter! — Den können wir unmöglich zum Minister machen, das wäre ja lächerlich!“

Aber er war der Chef der Unversöhnlichen, er hatte sich zweiundfünfzig Stimmen zu erschwindeln gewußt! — „Schön,“ entgegnete man, „solange er in der Opposition steht! — Allein wie Viele von diesen Zweiundfünfzig kann er in unser Lager hinüberziehen?“ —

Man beschloß, an seinen Patriotismus zu appelliren. Konstantin Malfaki meinte, bei Radu's Jugend hätte das möglicherweise noch Erfolg — bei ihm selbst würde ein solcher Appell kaum mehr fruchten!

Radu erklärte, principiell sei er geneigt und entschlossen, alles seinem Patriotismus zum Opfer zu bringen — aber vielleicht sei seine Ansicht von dem, was

für das Land gut und dienlich, eine andere als die der Herren — Kurz, auch so kam man nicht weiter, und an demselben Tage begannen die Kammeritzungen.

Radu war unbehaglich zu Muth; zu festen Abmachungen war es noch nicht gekommen — Hatte er leichtsinnig gehandelt, als er der Regierung den Weg andeutete, auf welchem sie sich aus der Klemme ziehen konnte? —

Es geschah aber, was meistens geschieht, wenn man in athemloser Spannung der Krise entgegensteht: die Entscheidung ward auf's Neue hinausgeschoben.

„Die Regierung ist noch nicht schlüssig,“ sagte Radu sich, als er aus der ersten Sitzung nach Hause fuhr. „Sie will's mit den alten Mitteln noch einmal versuchen — Meinetswegen! Ich habe trotz der Ferien keine Stimme verloren!“ —

Beim Essen wollte Jeder einen Bericht über die eben beendete Sitzung hören. „Nein, Kinder, jetzt kein Wort mehr von Politik, ich muß ohnehin gleich in's Hotel Boulevard zur Versammlung, laßt uns lieber von andern Dingen sprechen!“

Lisa hatte soviel auf dem Herzen, den ganzen Nachmittag hatte sie über ihres Mannes Lage nachgedacht, nun schnitt er ihr das Wort ab!

Nach dem Essen blieb sie allein, denn Mariechen hatte Kopfschmerzen und war zu Bette gegangen, und Robert hatte Deliu abgeholt, um die Akrobaten zu sehen, die im Sommertheater gastirten.

Unablässig beschäftigte Lisa der eine Gedanke, der während der letzten Tage immer größere Kraft in ihr

gewonnen hatte: Radu durfte jetzt um keinen Preis die Farbe ändern, auch nicht den Schein des politischen Glaubenswechsels durfte er auf sich ziehen! Sie verstand ja von politischen Fragen nichts, aber dies war eine Frage seiner persönlichen Würde, darin hatte sie ein festes Gefühl, und weil sie ihm das nicht mehr sagen konnte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb nieder, was sie quälte; der Diener sollte ihm den Brief nachtragen.

Nach einer Weile trat der Diener wieder in's Zimmer und gab ihr den Brief zurück: der Herr wäre nicht im Hotel Boulevard!

„Warum muß er mich belügen?“ fragte Lisa sich bitter. Es raubte ihr den Schlaf, sie saß im Nachtgewand am Fenster des dunkeln Zimmers und starrte gedankenlos auf die vorüberrollenden Wagen; plötzlich hielt eine Droschke am Nachbarhause, und Radu und Marie stiegen aus — Was war das? — Zuerst wollte sie ihnen die Treppe hinab entgegengehen und sich über ihre Heimlichkeiten beschweren: Es war ja kein Verbrechen, zusammen auszufahren, aber warum thaten sie es hinter ihrem Rücken? — Sie gab ihre Absicht auf, weil sie sich vor einer Scene fürchtete und weil sie schon in leichtem Nachtkleide war; ehe sie recht wußte, was sie that, warf sie sich in ihr Bett und stellte sich schlafend, als Radu eintrat.

Bald war er eingeschlummert; aber ihre Augen floh der Schlaf. — Was sollte sie thun? Mit ihrer Cousine sprechen und ihr sagen, daß sie sie gesehen? Aber Mariechen erzählte es direct ihrem Manne wieder,

und er verzieh ihr das nie! — Wenn sie selbst mit Radu sprach, verdarb sie alles und goß nur Del in's Feuer. Sie war feige geworden, sie hatte Angst vor seiner Schärfe, und auch vor Mariechens Unfreundlichkeit — oft empfand sie deren Neid und Mißgunst wie Messerstiche!

Ach, es war eine sehr unglückliche Idee gewesen, dies junge Mädchen mitzunehmen, das hatte Lisa längst eingesehen; hoffentlich nahm Mariechen Radu's Tändeleien nicht ernst, so daß kein dauerndes Unheil daraus erwuchs!

Warum gab es in Lisa's Leben nie Ruhe, warum folgte stets eine Schwierigkeit der anderen? War sie selbst daran schuld, oder Radu's wunderbarer Charakter? — Ein Gutes aber hatte die letzte Zeit gebracht: Robert entfremdete sich, ohne es zu wissen, seinem Schwager; auch zu Andrea hatte er nicht mehr gehen wollen.

Unter tausend Aengsten und quälerischen Gedanken verging Lisa die Nacht; erst der frühe Morgen sandte ihr einen kurzen Schlummer. — —

Radu war fieberhaft thätig; das Einzige, worauf es ankam, war, daß er keine Desertion in den Reihen seiner Gefolgschaft einreißen ließ. Für sich selbst und seine Kaltblütigkeit bangte ihm nicht, er wußte, daß er seine Existenz auf's Spiel gesetzt, und daß im Spiel nur der gewinnt, der seine Geistesgegenwart behauptet — Noch zwei Tage, länger konnte die Regierung nicht zögern, die Entscheidung mußte kommen!

Sie kam, und Radu siegte auf der ganzen Linie:

Zum Frühling war das eine der erledigten Ministerien sein, jetzt gleich wäre es ihm nicht einmal erwünscht gewesen! Dafür hatte er der Regierung die Ehre gelassen, sein Auskunftsmittel der Kammer zu unterbreiten; er selbst war im Hintergrunde geblieben.

Erst als John Malfaki mit seinem alten Gegner Fresino gemeinschaftliche Sache gemacht und laut Protest erhoben hatte gegen dies doppelte Spiel, war Radu in kurzer, aber leidenschaftlich patriotischer Rede wider sie aufgestanden: Die Jugend wisse nichts mehr von den starren Vorurtheilen einer veralteten Generation, sie sei hochherzig genug, dem Allgemeinwohl ihre persönlichen Bedenken zum Opfer zu bringen — dem Ausland gegenüber Front zu machen, zieme allen wahren Rumänen!

Natürlich hatte er sofort die Redaction der Patria niedergelegt; John Malfaki erwiderte seinen Gruß nicht mehr, aber Radu lachte darüber: Jetzt, wo Malfaki ihm auf die Leiter geholfen, konnte er ihn leicht entbehren! —

Die Hauptsache war nun, daß er seinen Proceß gewann. Da der ganze Hochdruck des Regierungseinflusses für ihn arbeitete, ward die letzte Entscheidung cassirt, und was das Ende des Proceßes sein würde, war keinem Eingeweihten mehr zweifelhaft.

Da entschloß sich die Wittve, Radu einen Vergleich anzutragen. Noch konnten sich die Parteien bis auf hunderttausend Frank nicht einigen, aber bei Radu stand es fest, es zur Verständigung kommen zu lassen. Schon der Vergleich auf dieser Basis war für ihn ein Gewinn: jetzt war er nicht verpflichtet, den Galatzer

Bettern ihr Theil herauszuzahlen — die Abmachung galt nur für den Fall, daß er den Proceß gewann und ihm die ganze Million zugesprochen wurde; ein Vergleich war nicht vorgesehen worden! Ebenso war auch die Schenkung von hunderttausend Frank für den Bau eines Gymnasiums hinfällig.

Um ihn schadlos zu halten für den Ausfall, welchen seine Einnahmen erlitten hatten durch seine Demission von der Patria, wurde Radu noch im Laufe des Septembers zum Staats-Advocaten ernannt und bezog als solcher ein bedeutend höheres Gehalt, als er früher vom Comite erhalten hatte.

Er hatte sich sogleich nach einem eigenen Hause umgesehen und sich in Wien eine complete Einrichtung bestellt; zum Dèmètre-Tage sollte die neue Wohnung in der Strada Kolza bezogen werden.

Robert reiste wieder nach Deutschland zurück; Mariechen aber blieb in Bukarest, um Lisa beim Umzuge behülflich zu sein; auch hatte Radu seiner Frau anvertraut, ihm schiene, daß aus Deliu und Mariechen ein Paar werden könnte: Deliu sei entschieden verliebt, kleide sich in jüngster Zeit auffallend gut und rauche seine Cigaretten aus einer Spitze, damit seine Finger nicht mehr so gelb wären! Wenn ihm jetzt noch Jemand sagte, daß so rauchgebräunte Zähne nicht hübsch seien, und daß man nicht mit dem Messer äße, würde er bald ein ganz präsentabler Mensch sein.

Lisa war außer sich über diesen Heirathsplan, ihr schien es — wie Frauen immer mehr Kastengeist haben — unmöglich, einen Mann zu heirathen, der nicht aus



gleicher socialer Schicht hervorgegangen war: Unstudirter Leute Kind!

Radu lachte sie aus. „Liebe vermag ganz andere Gegensätze auszugleichen!“

„Von Liebe ist doch keine Rede!“ entgegnete sie ärgerlich. „Wenigstens von ihrer Seite nicht.“

„Aber ich rede es ihr täglich ein, und bald wird sie's selbst glauben, Mädchen wissen ja nie, was sie wollen.“

„O Radu, hältst Du mich wirklich für blind?“

„Nein, sondern für vernünftig! Du weißt, daß das keine Bedeutung hat, und daß sie Dir nicht das Wasser reicht! Jedenfalls, was Deliu anbelangt, so scheint er endlich Ersatz für Frau Schmitt gefunden zu haben, denn nur Mariechens wegen kommt er noch in mein von der Patria geächtetes Haus.“

„Albuteanu's kommen doch auch, und Fresino's werden sicher kommen, sowie sie von der Reise zurück sind. Lucy Malfaki hat während der ganzen Zeit regelmäßig bei uns verkehrt.“

„Lucy kam Roberts wegen, die lachten zusammen; und die Andern deinetwegen!“

„Ach Radu, sag' mir doch nicht immer so fade Schmeicheleien, wo Du wissen solltest, daß ich nicht daran glaube!“ —

Lisa war sehr glücklich über die Wendung in Radu's Geschick, denn seitdem er sich der Regierungspartei zugewandt, kamen auch Klienten, er begann eine Advocaten-Praxis zu haben, und zu dem allen kam hinzu, daß sich

zu Anfang des nächsten Sommers ihr Herzenswunsch erfüllen sollte: sie würde ein Kindchen bekommen!

Freilich war diese Hoffnung noch in weiter Ferne, und sie hatte mit Niemand darüber gesprochen, aber alle ihre Gedanken drehten sich doch darum, und nichts schien ihr mehr wichtig außer dieser fernen Hoffnung. Den unbestimmten Verdacht wegen Radu's Verhältniß zu Mariechen hatte sie zwar nicht ganz verloren, aber ihre Cousine war so glücklich und heiter, zeigte nie Spuren von Trübsinn, Weinerlichkeit oder Launen, daß Lisa's Argwohn einschlies — Wenn Mariechens Leidenschaft zu Radu größere Proportionen angenommen hätte, wäre sie unmöglich so heiter geblieben: Liebe schien Lisa so mit Schmerz und Qual gepaart, daß sie meinte, ein vorübergehendes Interesse sei alles gewesen, was Mariechen für Radu empfunden.

Der Winter in der neuen Wohnung begann also höchst angenehm. Radu hatte nur den Kummer, daß er nicht zur „Gesellschaft“ gehörte, und viel und oft sann er nach, wie er sich Eingang in sie verschaffen könnte. Er gebot ja jetzt über große Mittel — warum sollte er sich nicht überall zur Geltung bringen können? Als er mit Lisa darüber sprach, schüttelte diese ganz verwundert den Kopf. „Hast Du mir nicht immer gesagt, wie entsetzlich fade das ganze gesellschaftliche Treiben hier sei? Was hast Du denn davon, daß die Menschen sich Fürsten und Prinzen tituliren, wenn ihr Bildungsgrad so weit unter dem Deinen liegt? Was würdest Du bei dem Verkehr mit ihnen gewinnen?“

Radu lachte. „Lisa, Lisa, Du wirst so entsetzlich

weise, wie eine alte Jungfer! Nichts aber steht einer Frau schlechter als spießbürgerliche Pedanterie. — Diese straffen Linien in Deinem Gesichte kannst Du Dir nur von der alten Frau Albuteanu abgesehen haben!“

Radu hatte immer großes Talent zum Theater-spielen gehabt; vielleicht konnte er sich dadurch in die Gesellschaft einführen; wenn seine ausländische Frau ihm dabei hinderlich sein sollte, so gab es ja Vorwände genug, ohne sie auszugehen!

George Albuteanu hatte ihm bisher noch nichts genutzt, den mußte er besser verwerthen, der war mit der ganzen Stadt verschwägert und verwandt.

Lolo hatte bald nach der Geburt ihres Töchterchens ihren Vater verloren, und da ihr Verhältniß zu ihm nur ein ganz oberflächliches gewesen und sie sehr viel Geld von ihm geerbt hatte, trug sie ihre Trauer ganz besonders zur Schau; selbst die Amme hatte lange schwarze Bänder an ihrem weißen Häubchen, das Baby nur schwarze Schärpen, und der Kinderwagen war mit Lila garnirt; George glaubte an die Verzweiflung seiner Frau, die sich in häufigem Kirchen- und Kirch-hofsbesuch äußerte, er sah nur aufrichtiges Gefühl darin und langweilte Lolo, weil er von nichts anderem sprach als von ihrem Verlust, und sie fortwährend bat, sich zu schonen. Radu dagegen hatte schon beim ersten Besuche Lolo's feierliches Gesicht in ein lachendes umgewandelt.

Die ersten drei Trauermonate waren vorbei; Radu war der Ansicht, daß Klavierspielen jedenfalls erlaubt sei; vielleicht würde Lolo ihm auch bei der Auswahl eines Reitpferdes behülflich sein? Er könne ja das

Thier auf ihren Hof führen lassen, damit sie ihr Urtheil darüber abgäbe? — Der Herbst eigne sich für größere Reitausflüge, und vielleicht würde sie ihm gestatten, sie bei ihren Ritten zu begleiten?

„Das trifft sich sehr gut, denn meinem Manne ist seit dem Typhus das Reiten verboten; ich glaube allerdings, er verschanzt sich aus Bequemlichkeit hinter das Verbot des Arztes. Nun fragte ich mich immer, ob ich allein, nur vom Reitknecht begleitet, es wagen sollte — Ich glaube, der arme liebe Papa hätte nichts dagegen: Es muß wirklich erlaubt sein, nach drei Monaten auszureiten!“

„Wenn Sie wüßten, wie das Schwarz Sie verändert! — Sie sollten immer nur lachen, schon Ihrer köstlichen Zähne wegen; wie die Rosen Sonnenschein und Wärme, so brauchen Sie Fröhlichkeit!“

„Und gerade in meinem Leben ist alles so düster . . . .“

„Ja, George ist ein reizender Mensch, aber sehr anregend und heiter ist er nicht.“

Sie lachte: „Das sag' ich ihm täglich, aber es ist die Schuld seiner Mutter, ich habe wirklich kein Glück gehabt — solch eine Schwiegermutter!“

„Aber Sie sind ihr gewachsen, hoffe ich!“

„Was das anbetrifft: George parirt jetzt absolut! Anfangs hatte ich einen schweren Stand, aber wenn eine Frau nicht dumm und nicht gerade“ — sie lächelte selbstgefällig — „häßlich ist, dann gewinnt sie immer die Oberhand. — Uebrigens wer ist diese rothwangige

Person in der unmöglichen Toilette, mit der ich Sie neulich ausfahren sah?"

„Eine arme Verwandte meiner Frau, die gekommen ist, um ihr bei der Einrichtung zu helfen und sich um das Hauswesen zu kümmern — Meine Frau versteht nicht viel davon . . . .“

„So . . .“ meinte Lolo, „ich dachte, Ihre Frau besäße wenigstens dies den Deutschen sonst eigene häusliche Talent!“

„Sie ist ja hier aufgewachsen!“

Ehe Radu sich von Lolo verabschiedete, hatte er ihr noch die Idee gegeben, zum Besten eines in Jassy abgebrannten Waisenhauses eine Theatersoiree zu veranstalten. Die Aufführung brauchte ja erst im Frühling zu sein; überhaupt dürfte man für einen guten Zweck auch trotz der Trauer spielen: man könnte ja dunkle Toiletten wählen.

Lolo war höchst entzückt über diesen Vorschlag. Das war doch ein Mann, der sie von ihren traurigen Gedanken abzubringen verstand und ihr wieder zeigte, daß sie jung, schön und intelligent sei, denn in allem verließ er sich auf ihr Urtheil!

Radu erzählte zu Hause, daß er seinen Freund George nicht getroffen, sondern vom Diener zu der entsetzlichen Lolo geführt worden sei. Sie wäre eine förmliche Kugel, so stark wäre sie nach der Entbindung geblieben.

„Du übertreibst,“ unterbrach ihn Lisa; „ich habe sie neulich gesehen, sie sieht in Schwarz sogar ganz schlank aus! . . . .“

„Mir machte sie den Eindruck einer Quitte: rund und gelb! — Sie erkundigte sich auch mit großem Neid nach der schönen jungen Dame, mit der Sie mich neulich gesehen —“ er verneigte sich gegen die erröthende Marie — „und sprach den Wunsch aus, sie kennen zu lernen. Das wird ihr aber nicht verzapft!“

„Ja, die Damen hier haben so hübsche Umgangsformen,“ meinte Mariechen.

Lisa bedauerte oft, daß ihre Cousine so wenig Verkehr fand; da sie nur mangelhaft Französisch sprach, kam sie nie in den Salon, außer wenn ganz Bekannte da waren, wie Deliu, bei dem sie immer noch rumänischen Unterricht nahm. Selbst mit Lucy Malfaki, die doch ganz geläufig Deutsch sprach, kam sie in kein rechtes Verhältniß; Lucy's Leichtigkeit im Ausdruck, ihre Gewandtheit und elegante Kleidung schüchternen Marie ein: Die kleine Rumänin fand immer etwas zu reden, wußte über alles ein Wort zu sagen, genau wie Lisa — und das vermochte Mariechen nicht zu lernen, das war gar zu sehr wider ihre Natur. Deshalb hielten Radu's nähere Bekannte Fräulein Horn für ein gutes thörichtes Mädchen, selbst ihre Schönheit fiel nicht auf, sie war ihnen zu compact und ungraziös, und ihre Hände, mit denen sie jederzeit alle häusliche Arbeit verrichtet hatte, waren breit und unfein und wurden leicht roth; früher hatte Mariechen das nicht beachtet, aber jetzt genirte es sie.

Lisa fühlte genau, wie wenig diese neue Umgebung ihrer Cousine stand; sie litt eigentlich mehr darunter als Mariechen selbst, und sie sehnte den Tag herbei, an

dem das Mädchen aus dieser fremden wieder in die heimische Atmosphäre versetzt werden würde, obgleich ihre Gesellschaft ihr sehr lieb geworden war. Radu dagegen sagte: „Laß sie doch bleiben, so lange es ihr gefällt! Ich versichere Dich, wenn sie Deliu nimmt, so ist es für Beide ein großes Glück! Ich habe Tante Martha darüber geschrieben, und sie billigt meine Gründe und erlaubt, daß Marie noch über Weihnachten hier bleibt.“

„Warum erfahre ich von all' dem immer erst hinterdrein?“ fragte Lisa ärgerlich.

„Aber, liebes Herz, ich habe es vollständig vergessen! Du weißt ja, wie voll ich den Kopf jetzt habe, seitdem die Kammer wieder tagt, und ich meine ganze Berufsthätigkeit daneben habe!“ —

Radu hatte bisher noch nicht gewagt, Mariechen von diesem Project zu sprechen, wenn er sie auch vor Anderen oft mit ihrem Anbeter neckte. Er hatte inimer gehofft, daß sich irgend eine Gelegenheit bieten würde, die es ihm erleichterte. Weihnachten rückte aber heran, und damit Lisa nicht von der Sache redete und alles verdürbe, mußte er selbst es thun, so unangenehm es ihm war.

Halb im Scherz, halb im Ernst schlug er ihr vor, Deliu zu heirathen, es wäre ein braver, zuverlässiger Mann, der sein gutes Auskommen habe und sie über alles liebe.

Mariechen sah ihn einen Augenblick an. „Das kann doch nur ein schlechter Scherz von Dir sein?“ fragte sie.

„Wie so? Sei mal vernünftig und sage mir, wie Du Dir Dein Leben denkst: Willst Du nach Berlin zurück, um ganz zu versauern? Meinst Du, daß Du dort einen Mann findest, der Dir mehr bietet als Deliu? Du bist doch im Stande, über sein Neußeres fortzusehen . . .“

Sie sah ihn so erschrocken an, daß er inne hielt. „Aber hast Du mich denn nicht mehr lieb?“

„Wie kannst Du so fragen! Gerade weil ich Dich liebe, möchte ich Dich immer in meiner Nähe haben, und das ist nur so möglich.“

„Meine Liebe zu Dir macht schon den Gedanken an eine andre Heirath unmöglich! Ich bin so glücklich, glücklicher als je in meinem Leben — mir genügt es, in Deiner Nähe zu sein und zu sehen, daß Du mich lieb hast, daß Deine Augen mich suchen! Ich bin nicht einmal mehr eifersüchtig auf Lisa, ich weiß ja, hättest Du mich eher gekannt, Du hättest mich geheirathet und nicht sie!“

„Du gutes Kind!“ sagte er mit erkünstelter Rührung. „Du denkst nicht an Dich selbst, daher muß ich es thun: Glaub' mir, Mariechen, ich bin älter und erfahrener als Du; gerade unserer Liebe wegen können wir nicht so weiter leben, die Leute fangen jetzt schon an, über Dich zu reden. Du bist zu schön, und ich kann meine Zuneigung nicht immer verbergen. Hier zu Lande geht der Ruf eines hübschen Mädchens schnell verloren.“

„Aber ich mache mir garnichts daraus, mir sind die Menschen und ihr Gerede vollständig gleichgültig!“



„Umsomehr bin ich verpflichtet, für Deinen Ruf zu sorgen! Du willst mich doch nicht in die furchtbare Lage bringen, mir vorwerfen zu müssen, daß ich Deine Zukunft untergraben habe?“

„Welche Zukunft?“

„Lisa fängt jetzt schon an, eifersüchtig zu werden . . .“

„O, wie unrecht von ihr! Sie, die alles hat, Deinen Namen, sie . . .“

„Alles, außer meiner Liebe, denn die hast Du!“

„Und an der habe ich genug, weiter will ich nichts, also sprich mir nicht wieder von Heirathen . . .“

„Doch, ich muß es,“ entgegnete er mit leiser Ungeduld — es war doch schrecklich, mit sentimental, unvernünftigen Frauen zu thun zu haben, er wollte sich sein Lebtag nicht wieder mit einer Deutschen einlassen!

„Die einzige Entschuldigung für meine Liebe,“ fuhr Mariechen fort, „ist vollkommene Aufopferung für sie und absolute Treue. Ich könnte nicht so glücklich in ihr sein, wenn ich mir nicht die Richtschnur gezogen hätte: Du liebst zwar einen verheiratheten Mann, und das ist nicht nur ein großes Unglück, sondern auch eine große Sünde, aber Du machst es gut, wenn Du nichts in dieser Liebe verlangst, wenn Du seiner Frau nie in den Weg trittst, wenn Du nie versuchst, ihn seiner Frau abspenstig zu machen . . .“

Kradu wurde ungeduldig, all' das hatte er schon öfter gehört. „Wenn Du glücklich bist und Dir keine Vorwürfe machst, beweist das nur, daß Du etwas ganz Natürliches thust, daß es eben keine Sünde ist. Aber wenn Du mich wirklich liebtest, würdest Du auch meinem

Urtheil trauen, und das lautet: Sei vernünftig und heirathe Deliu!"

Damit brach er ihr Zusammensein ab. Ihm war es höchst unbequem, daß er auf so viel Widerstand stieß; sie aber fing an zu weinen und empfand nichts mehr von all' ihrem gepriesenen Glück.

Radu behandelte sie die folgenden Tage wie ein Kind, das man straft, und Lisa merkte, daß irgend etwas zwischen den Beiden vorgefallen sein mußte — Mariechen aß nichts, sie wurde ganz bleich und kam immer mit verweinten Augen aus ihrem Zimmer! Lisa stellte sie zur Rede, konnte aber natürlich nichts aus ihr herausbekommen; Radu wurde sein Haus dadurch verleidet, er nahm sogar seine Mahlzeiten nicht mehr daheim ein. Seinen Willen aber wollte er durchsetzen und würde es auch!

„Radu hat Dir gewiß von Deliu gesprochen,“ sagte Lisa plötzlich eines Abends, als sie mit Mariechen allein unter der Lampe saß, „und das quält Dich. Ich finde es auch eine ganz absurde Idee und kann Dir nur sagen, daß ich ganz Deiner Meinung bin.“

„Deliu will mich überhaupt nicht, er denkt gar nicht an mich, so wenig wie ich an ihn!“

„Nein, Mariechen, da bist Du im Irrthum, er ist bis über die Ohren in Dich verliebt — wie sollte er auch nicht? Er sieht und hört nur Dich; aber das ist kein Grund, der Dich bestimmen darf. Ihr paßt garnicht zusammen, und Fritz würde es gewiß nicht gern sehen.“

Ja, Fritz! Marie dachte so oft mit Bangen und Sehnsucht an ihren Bruder, dem sie auf ewig

entfremdet schien. Denn ihre Liebe durfte sie ihm nicht gestehen, und wenn er um die nicht wußte, waren sie einander eben fremd.

Wie war es nur gekommen? Wodurch hatte Radu sie so ganz gefangen? — Einst hatte sie geglaubt, Hans Range zu lieben, aber das war nur Einbildung gewesen, eine kindliche Zuneigung; hätte sie Radu nicht gekannt, sie hätte nie gelernt, was Liebe ist! Jetzt wußte sie es; aber seit er ihr grollte, wußte sie noch mehr: Er hatte sie nicht halb so lieb, wie sie ihn! — Und nun saß seine Frau ihr gegenüber und suchte ihr zu helfen! Wie sonderbar, daß sie Lisa lieb hatte, daß sie ihr alles hätte sagen mögen, wenn es nicht ein Verrath an ihm gewesen wäre; aber Eines konnte sie nicht: mit der heißen Liebe im Herzen einen Andern heirathen — das wäre schmählicher Betrug gewesen! Wie sollte es nur enden?

„Du armes Mariechen!“ rief Lisa aus und zog sie neben sich auf das Sopha. „Wie viel besser, wenn Du nie gekommen wärest! Dies Land macht früh alt, und es ist schwer, hier glücklich zu bleiben!“

Mariechen nickte. „Ich bin doch froh, daß ich kam . . . . Wie es früher in mir aussah, kann ich mir schwer noch vorstellen!“

Lisa schwieg. Sie empfand ein tiefes Mitgefühl, sie wußte wohl, was Mariechen litt.

„Glaub' mir, für Dich ist's besser daheim: Du solltest Deine Mutter zu Weihnachten überraschen . . . .“

Marie sah sie argwöhnisch an. „Wenn es Dir lieber ist . . . .“

„Sag' das nicht, Du weißt, wie gern ich Dich hier habe; ich denke nur an Dein Bestes!“ entgegnete Lisa warm.

„Ich will mir die Sache mit Deliu doch überlegen,“ antwortete sie ausweichend. Der Gedanke, Radu zu verlassen, ihn nie wieder sehen zu sollen, zurückzukehren mit dem schweren Herzen in die alten gewohnten Verhältnisse, unter Fritz' und der Mutter Auge — nein, das war zu schrecklich!





## 2. Kapitel.

**S**leich nach Eröffnung der Kammer, gegen Ende des Novembers, war auch Fresino mit seiner jungen Frau in die Stadt zurückgekehrt. Während der kurzen Augustfession, anläßlich der Judenfrage, hatte er Zoë auf dem Lande bei seiner Schwester gelassen.

Er hatte sich die Ehe nicht halb so schön vorgestellt und begriff schon nicht mehr, wie er je ohne Zoë leben können. Sie aber antwortete auf Lucy's scherzende Frage, ob Fresino auch sehr herrisch und rechtshaberisch sei: „Nie hätte ich geglaubt, daß es so selbstlose und zart sinnige Männer giebt!“ — Das allerdings vergaß sie hinzuzufügen, welch' reizende Art sie hatte, ihm nachzugeben, so oft er seine Mucken bekam: Es war einmal seine Schwäche, daß er in Kleinigkeiten gern seinen Willen haben wollte; in großen Dingen hatte er ihn selbstverständlich! Wenn sie vorschlug: „Wir wollen rechts gehen, sonst verfehlen wir unser Hotel,“ behauptete er: „Im Gegentheil, links!“ Und sie that,

als ob sie nicht merkte, welchen Umweg sie machten, weil er sich geirrt.

Oft hatte er auch darauf bestanden, daß sie müde sei, wenn sie es wirklich nicht war, oder daß ein gewisses Kleid ihr nicht stünde; und sie freute sich der kleinen Tyrannei, die ja bewies, wie sehr alles an ihr und um sie ihn interessirte.

Nur wo ihre Herzensüberzeugung beeinträchtigt ward, lehnte sie sich gegen ihren Mann auf. Er hatte von ihr verlangt, daß sie den Umgang mit Lisa aufgebe, denn Sopholides habe sich in der Judenfrage als einen ganz gesinnungslosen Schurken bewiesen.

„Nein, Liebling“ — sie nannte ihn immer so, denn sein Vorname Démètre, in der landesüblichen Abkürzung Mitika, war für ihren großen Mann gar zu kindisch — „das thue ich nicht! Ich habe Lisa sehr lieb, und es wäre schwarzer Undank, wenn ich sie jetzt vernachlässigte. Sie wird immer meine beste Freundin bleiben. Wenn wir Frauen unseren Umgang nach den Verschiebungen der Politik richten wollten, würde unser Haus ja zur Passage werden!“

„Du gescheidtes Mädel! — ‚Zur Passage‘ ist ein hübsches Wort, und ich mag Dir nicht weiter widersprechen; nur hoffe ich, daß die Intimität auf die weibliche Hälfte des Sopholidischen Hauses beschränkt bleibt.“

„Warum versuchst Du nicht lieber, diesen Sopholides, der ja ebenso begabt wie gewissenlos sein soll, unter Deine Botmäßigkeit zu bekommen?“

„Ich kann nicht, ich bin zu ehrlich — bei der ersten Gelegenheit würde ich's ihm sagen: ‚Du bist ein Schurke!‘“

„Dann wirst Du immer ein Führer ohne Partei bleiben,“ meinte sie lächelnd. „Warum sind aber bei uns gerade die begabten und gescheuten Leute alle charakterlos?“

Fresino blickte sie von der Seite an — dachte sie an ihren Vater? — Nein, denn sie fuhr fort: „In der früheren Generation war das anders, dafür ist Papa ein Beispiel.“

Fresino sah den Tag kommen, wo er ihr sagen mußte, daß ihr Vater der charakterloseste aller Männer sei, daß er citirt wurde, wo es galt, für parlamentarische Corruption das prägnanteste Beispiel zu finden, daß er jeden Augenblick bereit sei, sein Vaterland dem Meistbietenden zu verrathen, und es schon oft verrathen hatte!

Das war der einzige Schatten, der über seiner Ehe hing; und so sehr Fresino sich schulte, so oft er sich sagte, daß er seiner jungen Frau diese eine Rücksicht schulde — einmal würde er doch die Selbstbeherrschung verlieren und durch seine grausamen Worte ihr kindliches Herz zerreißen! — War es nicht besser, Zoë gleich die Augen zu öffnen, damit es ein- für allemal überstanden war? Konnte es einen geeigneteren Zeitpunkt geben als den jetzigen?

Da war aber der Arzt, welcher erklärt hatte, daß seine Frau sehr geschont werden müsse, denn trotz ihres gesunden, blühenden Aussehens sei sie nichts weniger als kräftig; und der kleine Erbe sollte schon im Mai eintreffen!

Sie wünschten sich Beide so sehr ein Haus voll Kinder: Sechs Söhne hatte er sich beim lieben Gott

bestellt; sie aber hätte gern gleich ein Zwillingsspaar gehabt, einen Knaben und ein Mädchen. Da er die Sache auch vom nationalökonomischen Standpunkte ansah, waren ihm Söhne die Hauptsache, denn Männer waren es, die dem Lande fehlten! Er erblickte in seinen Söhnen immer schon die fertigen Männer; sie sah nur eine Fülle lockiger Kinderköpfe um sich herum.

Nur Cines interessirte Fresino noch neben seiner Frau: die Politik; ihm war es eine harte Probe, daß er so ganz abseits stehen mußte. Aber mit den augenblicklichen Machthabern und ihren demokratischen Belleitäten konnte er nicht zusammen gehen, er sah in ihnen eine Gefahr für sein Volk, und mit den Conservativen war er seit der Judenfrage verfeindet. Er hätte Rumänien zum Preußen des Orients machen wollen: der Thron sollte erstarken, die Armee reorganisirt werden, ein kleines, aber geschultes Heer dünkte ihn besser als die übertrieben großen Massen halbdisciplinirter Miliz; vor allem jedoch mußte mit dem grauenhaften Parlamentarismus aufgeräumt werden, welcher Creaturen wie Radu Sopholides zu Macht und Ansehen kommen ließ und die schlechten Instincte der Menge groß zog!

Die jetzige Regierung wollte von all' dem das Gegentheil: die Zahl der Deputirten sollte vermehrt, der Wahlcensus herabgesetzt werden — ihr Ideal war nach wie vor die Republik unter dem Scheine der Monarchie. Jetzt plante sie sogar einen Richterstand, der aus Volkswahl hervorging!

Fresino wohnte allen Kammeritzungen, fast allen



politischen Versammlungen bei, aber immer und überall blieb er mit seiner Meinung allein.

„Wenn sie nicht anders wollen, laß sie nach ihrer Façon selig werden!“ sagte Zoë.

„Im Gegentheil, ich werde sie zwangsweise zu meiner Façon befehren, denn nach der ihrigen kann man überhaupt nicht selig werden!“

„Da wirft Du leider lange warten müssen, mein armer Liebling!“

„Macht nichts, ich hoffe auf meine sechs Söhne. Derweil aber will ich eine Zeitung gründen: ich mache der Patria den Deliu abspenstig, der ist ein tüchtiger Arbeiter, wenn auch etwas verrückt — in der Judenfrage wenigstens, aber die ist ja jetzt abgethan! Und dann machen wir Beide Jagd auf Sopholides; der tritt nächstens in's Ministerium ein, heißt es, ist überhaupt das Schoßkind der Regierung — In ihm will ich das ganze System zertreten, und Deliu wird mir mit Freuden dabei helfen, soweit ich ihn kenne!“ —

Deliu nahm Fresino's Anerbieten um so lieber an, als er sich an der Patria schon lange unzufrieden gefühlt hatte, da er stets nur als Lückenbüßer verwendet ward: befand sich irgend ein vornehmer Herr einmal in Geldverlegenheit, dann ernannte das Comite denselben zum Chefredacteur; sobald der Betreffende es aber satt hatte — was meistens schnell eintrat, obgleich es die reinste Sinecure war —, dann rückte Deliu wieder für eine Weile an die erste Stelle. Außerdem war's oft schwer, es dem vielköpfigen Comite recht zu machen; der Eine fand einen Standpunkt, den er

nicht vertrat, zu sehr accentuirt, ein Anderer nahm es übel, daß man die Finanzgebarung des Staates ohne seine Erlaubniß angegriffen — sein Onkel war Director im Ministerium; ein Dritter wollte Stimmung für Rußland machen, ein Vierter für Oesterreich, und über die Stellung der Partei zur Krone herrschte ewiger Zanf: Die Hälfte des Comites war innerlich schon antidynastisch und verlangte, daß man heimtückische Angriffe auf den „Fremden“ machte; die andere Hälfte dagegen sah, besonders wenn einige der Herren zum Diner bei Hofe befohlen oder sonst von den Herrschaften ausgezeichnet worden waren, die Aufgabe der Conservativen in absoluter Anhänglichkeit an den Thron. Dazwischen war schwer durchzufinden. Deliu's specieller Freund, George Albuteanu, kümmerte sich zu wenig um die Verhältnisse der Patria, und Malfaki erkannte einen Mann wie Deliu, der sich im Salon nicht heimisch fühlte, nie und nimmer als Ebenbürtigen an; infolge dessen hatte der Verkehr zwischen ihnen immer etwas Unerquickliches.

„Kommen Sie nur zu mir!“ sagte Fresino. „Wir werden bald den größten Zulauf haben, wenn auch unsere Partei augenblicklich nur fünf Mitglieder zählt. — Wie wollen wir das Blatt nennen? Auf den Namen kommt es sehr an. Was sagen Sie zum ‚Antidemokraten‘?“

„Ein allzu negativer Name!“

„Schade; auch ein Name wie ‚Bernunft‘ zieht nicht; das wäre sonst das Richtige, denn außer uns druckt Niemand etwas Vernünftiges! Einen recht provocirenden Titel, Deliu, der gleich die Aufmerksamkeit auf sich zieht — denken Sie 'mal darüber nach!“

„Das ‚Licht‘ — ‚Der Blitz‘ — so etwas?“

„Nein, ich scherzte nur. Der beste Name ist und bleibt ein ganz nichtsagender: Wollen wir ‚Stafette‘ sagen?“

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Deliu war überhaupt nicht in redseliger Stimmung, er kam gerade von Sopholidès' her und hatte aus Fräulein Horn's eigenem Munde vernommen, daß sie nach drei Tagen heimreisen wollte, damit sie das Weihnachtsfest zu Hause feiern könnte.

Das hatte ihn förmlich niedergeschmettert, an ihre Abreise hatte er nie gedacht — Nein, sie durfte nicht fort, ehe er ihr gesagt, was sie ja längst schon wissen mußte! Und doch, was sollte das nutzen? Sie wollte offenbar seine Frau nicht werden! Sie kam aus ganz anderen Verhältnissen — in sein einfaches Leben würde sie sich nicht schicken wollen. Zwar fiel ihm immer Anna Schmitt ein, die war auch eine vermögende Dame gewesen und hatte sich doch so leicht in ihr schwieriges Loos gefunden, und Fräulein Horn war viel jünger, und er konnte ihr doch ein ganz anderes Loos bieten als dasjenige, gegen welches Anna damals hatte ankämpfen müssen! Seine Einnahme betrug wenigstens sechshundert Frank monatlich, und mit der Zeit würde er noch mehr verdienen! — Sie war immer so freundlich gegen ihn gewesen — ob sie ihn nicht doch lieb gewinnen könnte? — Aber wie sollte er den Muth fassen, expreß darum zu ihr zu gehen? Es war sehr schlimm, daß alles so plötzlich kam; er hatte gehofft, sie würde den Winter über in Bukarest bleiben und im Laufe der Zeit ein

Interesse an ihm nehmen. Nun sollte er um ihre Hand bitten, ehe er die Gewißheit hatte, daß sie seine Neigung erwiderte! Es ging ihm gegen die Natur, etwas zu überhezen, aber abreisen durfte sie so nicht! —

Lisa und Mariechen hatten beide ein paar schlaflose Nächte zugebracht. Radu hatte einen Brief von Mariechen erhalten, worin sie ihn um eine Unterredung von nur zwei, drei Minuten bat. Seine mit Bleistift an den Rand geschriebene Antwort lautete: „Du kennst meine Ansicht. Handle darnach!“

Daraus sah sie deutlich, daß er ihrer überdrüssig war und sie los werden wollte — aber es gab ja noch ein anderes Mittel als diese Heirath: die Heimreise!

O Gott, was sie litt, das konnte sie selbst nicht ergründen! All' seine schönen Worte waren hohl gewesen, all' seine Liebesbetheuerungen ein Spiel — Dies ganze künstliche Gebäude einer neuen idealeren Weltauffassung, das er vor sie hingezaubert und an das sie geglaubt, zerfiel nach ein paar Monaten! Es war nur gewesen, um sie zu bethören! Der Boden wich unter ihren Füßen, sie fühlte sich haltlos überall — nur fort, nur fort! — Immer jedoch flüsterte ihr eine innere Stimme zu: „Du irrst Dich, Du bist ungerecht, er liebt Dich doch!“

Sie hatte Lisa eröffnet, daß sie am folgenden Morgen abreisen wolle; als diese es ihrem Manne wiederholte, hielt auch er ihre Abreise für besser als die Heirath mit Deliu; er sagte sich, daß er sie im letzteren Falle doch immer auf dem Halse haben und die sentimentale Comödie weiter spielen müsse.

Er ging heimlich auf Mariechen's Zimmer und sagte ihr, ja, sie habe das Richtige getroffen! Schon längst habe er unter Gewissensbissen gelitten, aber er sei nicht so stark und energisch gewesen wie sie — die Trennung wäre das einzige Mittel, ihre Liebe zu retten! Sie gehörten ja doch zusammen, wenn auch Hunderte von Meilen zwischen ihnen lägen, und mindestens einmal im Jahre würden sie sich wiedersehen! Bei diesen Worten hatte er Thränen in den Augen, er bat sie, ihm zu verzeihen, daß er sich in den letzten Tagen so schlecht gegen sie benommen, es wären nur seine Seelenqualen gewesen, die ihn so verbittert hätten.

Mariechen weinte bittere Thränen, aber nach seinen herzlichen Worten schien ihr der Abschied nicht mehr ganz so schwer. Der Stachel war von ihr genommen, sie fühlte sich wieder geliebt und war stolz, ihrer Cousine das Opfer ihres Glückes zu bringen.

Währenddeß hatte Deliu sich bei Lisa melden lassen. Es schien ihm das Passendste, sich zuerst mit Frau Sopholides in Verbindung zu setzen. Lisa wußte gleich, was er wollte, und war sehr genirt und betrübt für ihn. Aber natürlich durfte sie ohne Rücksprache mit Marie nicht entscheiden, zumal da Deliu sie bat, es sogleich zu thun, er wolle auf die Antwort warten.

Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und sah so erragt und bleich aus, daß Lisa das größte Mitgefühl für ihn hatte und auf einmal meinte, es wäre doch sehr nett, wenn Mariechen ihn nähme.

Sie klopfte an Mariechens Thür. Diese hatte gerade ihr weinendes Gesicht an Radu's Schulter gelegt, und

er hatte sie auf sein Knie gezogen. „Rühr' Dich nicht,“ flüsterte er. „Ich habe die Thür verschlossen, als ich kam. Du sagst nachher, Du habest geschlafen und das Klopfen nicht gehört!“

In demselben Augenblick trat aber Lisa ein. Mariechen hatte vor einer Stunde, als ihr großer Reisekoffer in's Zimmer getragen wurde, beide Flügelthüren geöffnet und es verabsäumt, die Kiegel des zweiten Flügels wieder anzudrücken; deshalb öffnete sich die Thüre auf den leisesten Druck, obwohl Radu den Schlüssel zweimal im Schlosse umgedreht hatte.

Lisa war leichenblaß und schwankte, als ob sie fallen wollte; schon aber war Radu an ihrer Seite — er hatte durch die offene Thüre zwei Zimmer weiter Deliu stehen sehen. „Denk' Dir, Lisi, diese Ueberraschung, Mariechen vertraut mir eben weinend an, daß sie nun erst, da sie abreisen will, gewahr wird, wie schwer es ihr ist, Deliu zu verlassen! Ich tröstete sie und sagte, wir Alle hätten es kommen sehen und hielten es für ein großes Glück!“

Lisa war so überrascht und erfreut, daß sie den peinlichen ersten Augenblick ihres Eintritts völlig vergaß. Mariechen zitterte am ganzen Körper, sie bewunderte Radu's Geistesgegenwart und machte sich anfangs garnicht klar, mit welch' furchtbar bedeutungsvollem Wort er die Situation gerettet. Radu erkannte das und zog seine Frau fort. „Wir wollen sie erst sich sammeln und fassen lassen und Deliu eine Weile hinhalten. Nach einer Viertelstunde, wenn sie sich die Augen getrocknet hat, gehe ich zu ihr und bringe sie ihrem Verlobten. Ich denke aber, an ihrer Abreise ändert sich nichts, es

bleibt beim festgesetzten Termin! — Wie wird Tante Martha sich freuen, daß wir ihre Tochter ihr als Braut zurückschicken!“

Mariechen reiste in der That am nächsten Tage ab. Deliu strahlte vor Glück und wartete nur auf die Erlaubniß von seiner künftigen Schwiegermutter, um nach Berlin zu fahren. Als Journalist hatte er freie Fahrt durch das Land, und für die übrigen Auslagen hatte Radu ihm tausend Frank angeboten. Deliu aber hatte erklärt, seine eigenen Ersparnisse reichten hin.

Seit Frau Schmitt ihm die ganze Summe, die er ihr geliehen, zurückgeschickt hatte, fühlte er sich als Kapitalisten. Radu wollte er jedenfalls nichts verdanken.





### 3. Kapitel.

**S** war ein harter Schlag für Radu, als ihm ganz unerwartet die Citationen zugestellt wurden, aus denen er sah, daß seine Galatzer Bettern ihn auf gerichtlichem Wege zur Herausgabe der versprochenen dreimalhunderttausend Frank zwingen wollten.

Schon bei Beginn des Jahres, nachdem er jenen Vergleich mit der Wittve seines Onkels abgeschlossen und seine halbe Million bekommen hatte, war er von ihnen an sein schriftliches Versprechen gemahnt worden; als das nichts fruchtete, hatten sie ihm gedroht, sogar öffentlich in den Zeitungen; Radu hatte es jedoch durchgesetzt, daß die Redacteurs wegen Verleumdung verklagt wurden. In der Ueberzeugung, daß kein Advocat diese von vornherein verlorene Sache gegen ihn aufnehmen würde, hatte er den Bettern gerathen, seinem Beispiel zu folgen und sich gleichfalls an die Tante zu halten, die besaß noch genug!

Nun, im Mai, drei Tage nachdem er zum Minister der Oeffentlichen Arbeiten ernannt worden, erhielt er die



Mittheilung von diesem Proceß. Es war ärgerlich genug; mit welcher Freude würden alle Oppositionsblätter über diese Sache herfallen!

Kadu hatte vor jetzt mehr als zwei Jahren jenes schriftliche Versprechen etwas leichtsinnig gegeben; sollte er wirklich gezwungen werden können, mehr als die Hälfte seines Vermögens herauszugeben? Freilich, so lange er zur Regierung gehörte, konnte es nicht schwer halten, in allen Instanzen zu gewinnen — aber der Proceß konnte länger dauern als seine politische Herrlichkeit!

Die Opposition regte sich mächtig; seit dem 1. April erschien Fresino's Stafette, die es speciell auf ihn abgesehen zu haben schien — er fühlte sich dadurch höchst geehrt; auch die Patria verfolgte ihn mit ganz besonderem Haß als einen Abtrünnigen. War er sicher, daß der allmächtige Chef des Ministeriums ihn nicht als Sühnopfer den Schreibern der Opposition preisgab, wenn der Lärm zu arg ward? Ohnehin war seine Stellung keine ganz leichte, aber gerade das hatte ihn gereizt, und da er Geld genug zum Leben besaß, hatte er sich nichts daraus gemacht. Wie aber, wenn dieser Rückhalt ihm erschüttert oder gar geraubt wurde?

Mit wem konnte er sich berathen? Mit Niemand außer mit George Abuteanu, der, wenn er auch nicht wie Kadu direct zur Regierung übergegangen war, sich doch durch ihn so weit beeinflussen ließ, daß er immer nur milde Opposition machte: Das und vieles andere verdankte Kadu seiner unerschöpflichen Aufmerksamkeit gegen Lolo, der er den ganzen Winter den Hof gemacht,

mit der er ausgeritten, für die er alle Mühen des Theaterregisseurs und Schauspielers auf sich genommen hatte, und in die er anfang, sich zu verlieben!

Sie war von einer geschickten Koketterie, die er bewunderte; er wußte, daß sie es darauf abgesehen hatte, ihn rasend verliebt zu machen — nur, weil es ihr Scherz machte, und er ging mit sehenden Augen in die Falle! Er hatte sich nichts leichter gedacht, als mit dieser ‚Zigeunerin‘ ein Verhältniß anzuknüpfen, ihr stand ja die grobe Sinnlichkeit auf dem Gesicht geschrieben! Nun aber hatte er gefunden, daß sie viel raffinirter war, als er geglaubt, und nach einem halben Jahre heißester Umwerbung war er keinen Schritt weiter gekommen.

Er beargwöhnte bald diesen, bald jenen als ihren Liebhaber und sagte es ihr in's Gesicht. Sie lachte dann und antwortete: „Vielleicht! — Einen verheiratheten Liebhaber nehme ich jedenfalls nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht Lust habe, nur zur Aushülfe zu dienen!“

Der Ton, den sie gegen ihn anschlug, war so cynisch frech, daß Radu sich wunderte, wo eine Dame der Gesellschaft das gelernt hätte.

Lisa merkte von all' dem wenig; sie war seit Beginn des Jahres sehr leidend gewesen; ein Husten, der sie an's Zimmer fesselte, gab Radu die beste Gelegenheit, sich zu amüsiren. Manchmal wurde sie bitter und heftig und hielt ihm vor, daß auch sie doch ein Recht an ihn habe; Radu aber erwiderte meistens, er bedauere das

ja mehr als sie, denn nichts wäre ihm angenehmer als ein stiller Abend an ihrer Chaiselongue. Einmal jedoch meinte er: „Du hast Dir immer ein Kind gewünscht — ich nicht, wie Du Dich wohl erinnerst: Nun siehst Du, was Du davon hast! Es ist ja eine Quälerei, solch' ein Zustand!“

„Aber der Husten hat damit nichts zu thun!“

„Gewiß, denn wenn Du sonst gesund wärest, könnte ich Dich wenigstens nach Italien bringen; unser rauhes Klima ist Dir nicht zuträglich; dazu haben wir dies Jahr einen ausnahmsweise strengen Winter!“

Lisa zeichnete sehr viel und fing auch wieder an, mehr Clavier zu spielen; sie nahm sogar Unterricht, denn sie wollte sich für ihr Kind bilden. Das Haus, das sie jetzt bewohnten, war ihr Eigenthum, und Lisa bemalte im Laufe des Winters Thüren und Tafelung mit Blumen und Arabesken; ihr Mann hatte daran viel Freude und brachte ihr auch Vasen und Krüge, so daß sie schließlich eine außerordentliche Fertigkeit darin erlangte und höchst geschmackvolle Dinge componirte. — Das sei das beste Heilmittel gegen ihre Eifersucht: so nannte Radu jede Beschwerde seiner Frau über ihr vieles Alleinsein. — —

Nun war Lisa's Kindchen geboren, gerade am ersten Mai, an demselben Tage, an dem Mariechen in Berlin mit Deliu Hochzeit hielt! Und Radu war so glücklich, einen Sohn zu haben, daß Lisa ganz gerührt war. Es war doch der schönste Tag ihres Lebens, wenn sie sich auch sehr schwach fühlte und alles nur halb sah, hörte und fühlte vor der merkwürdigen Benommenheit,

die sie beherrschte. Statt, wie sie erwartet hatte, von heftiger Leidenschaft durchbraust zu sein, empfand sie nichts als ein einschläferndes Friedensgefühl. Sie war so froh, allein zu sein mit ihrem Kinde in dem dunklen Gemach, sie wollte nie mehr hinaus in das Licht des fremden Lebens: nur ihrer eigenen Mutter gedachte sie noch, und trotz des wunderbaren Glücksgefühls tropften ihre Thränen leise auf das Kissen herab. So wollte sie es durch's Leben halten, für ihr Kind sich im geistigen Reiche ein friedliches Gemach bewahren, in dem sie immer zu Hause war; sie Beide gehörten zusammen, mehr als alles andere!

Aber die Tage vergingen, sie wurde kräftiger, und mit der Kraft kam wieder, was sie für immer erstorben geglaubt: ihr Wollen, ihr Sehnen, daß manches anders wäre an Radu! War sie nun doch dieselbe geblieben trotz des Zauberlandes, das sie durchwandelt, durch Schmerz und Pein in's Paradies? War es kein reinigendes Fegefeuer gewesen? War ihre heiße, heiße Liebe für Radu, das Sehnen, ihm einzig und alles zu sein, immer noch da?

Als die Wochen vergingen, wie sehnte sie sich zurück nach der Dase geistiger Ruhe, die ihr das Krankenzimmer gewesen, aber wie wuchs zugleich in ihr das, was sie anfangs in sich vermißt, das leidenschaftliche Muttergefühl! Sie nährte ihr Kind selbst, so heftig Radu dagegen protestirt hatte: Er wäre auch durch eine Amme groß gemacht worden! Sofort nach ihrer Genesung mußte sie des Kindes wegen die heiße Stadt verlassen; Radu hatte ihr eine halbe Etage des Hotels

in Sinaja gemiethet, er war auf vornehmes Auftreten sehr bedacht, hatte ihr sogar ein paar Pferde und zwei Wagen — einen geschlossenen und einen offenen — hingeschickt, und er hielt darauf, daß sie außer Kinderfrau und Jungfer noch einen Kammerdiener mitnahm: So gehöre es sich für die Frau eines Ministers!

Vorher war die Taufe des Kindes gewesen; Pathe war Nisipesku, und der Bischof hatte den kleinen Alexander zur großen Verzweiflung seiner Mutter dreimal so tief unter das Wasser getaucht, daß er beinahe erstickt wäre. Sie hatte leise gehofft, daß Radu ihn protestantisch taufen lassen würde, denn die orientalische Taufe däuchte ihr gar zu barbarisch — Gott sei Dank, nun war sie überstanden!

Ach, ihr kleiner Sohn war ein sehr verwöhntes Kind, und sie eine sehr unvernünftige Mutter; man hatte ihm alle Kinderunarten fast künstlich anezogen. Er hielt nie seine Stunden inne, schlief nie ein, wenn man ihn nicht im Arm herumtrug, und legte man ihn endlich in sein Bettchen, dann wachte er gleich wieder auf! Lisa ließ sich mit Wollust quälen, sie meinte, dazu habe sie ja ihre Kraft; sie kannte keine Ruhe mehr, weder bei Tag noch bei Nacht. Dabei wußte sie genau, daß alle erfahrenen Mütter sie schelten würden, aber das Kind gedieh, und das war doch die Hauptsache. Sie freilich quälte sich furchtbar mit allem möglichen Essen und Trinken, um genug Nahrung für ihn zu haben, sie lebte nur in diesem Gedanken und sie fühlte ihren Horizont so begrenzt, daß ihr die kleinen Erlebnisse der Kinderstube welterschütternd schienen. „Du bist ein

bischen verdummt; kein Wunder, Du schläfst ja keine zwei Stunden hintereinander!" schalt Radu, der sie wöchentlich einmal besuchte und dem sein Kind merkwürdig einfältig erschien; er hatte gemeint, mit drei Monaten müßte es schon das sein, was andere mit drei Jahren!

Zu ihrem großen Schreck erfuhr Lisa, die bis dahin keine Bekannten im Hotel gefunden und sich von Allen fern gehalten hatte, daß ihre alte Freundin, Frau Albuteanu, im August mit ihrem Enkelchen auch nach Sinaja kommen würde, denn Lolo und ihr Mann reisten nach Trouville, wo sie sich mit Radu, welcher vorgab, in Paris zu thun zu haben, ein Rendezvous gegeben. Frau Albuteanu hatte Principien für alles, besonders für die Pflege kleiner Kinder, und Lisa wußte, daß ihr eigenes System keine Gnade vor den Augen der strengen Dame finden würde. Ihr angekündigtes Eintreffen schien Lisa so wichtig, daß sie darüber den Abschied von Radu, der doch auf sechs Wochen in's Ausland ging, garnicht so schwer empfand, und als Radu wieder in die Stadt zurückfuhr, sagte er sich: „Man muß den Frauen zu thun geben, wenn man Ruhe haben und seine Selbständigkeit sich bewahren will — Die richtige Arbeit für deutsche Frauen sind offenbar Kinder!“ Er freute sich auf seine Reise, denn in Bukarest war die Atmosphäre für ihn eine sehr drückende geworden.

Deliu war Ende Mai mit seiner Frau zurückgekommen; wenn Radu aber geglaubt hatte, daß Mariechen sich die Leidenschaft für ihn unvermindert bewahrt hätte, so sah er sich sehr enttäuscht, denn während des halben

Jahres seit ihrer Verlobung hatte sich in ihr ein großer Umschwung vollzogen: sie haßte Radu jetzt ebenso, wie sie ihn früher geliebt. Freilich war es ein Haß, der verschmähter Liebe sehr nahe kam; so dachte wenigstens der argwöhnische Deliu, wenn sie wieder und immer wieder von Radu sprach und sich die Artikel, die ihr Mann gegen ihn schrieb, von ihm übersetzen ließ. Sie verzieh es Radu auch nicht, daß er Minister geworden und in der Welt vorwärts gekommen war, und selbst gegen Lisa gab ihr das ein feindseliges Gefühl.

Dabei fing sie an, sich mit ihrem Leben auszusöhnen, und es war gut für sie, daß Deliu nicht reich war, denn so blieb ihr manche Arbeit in Küche und Haus, die sie immer gern verrichtet hatte. Dadurch wurde ihr die erste schwere Zeit der ohne Liebe eingegangenen Ehe etwas erleichtert; es gab so viel, worüber alle Achtung vor ihrem Manne ihr nicht forthat. Frik hatte gut reden, wenn er immer sagte, Deliu habe ein ausgezeichnetes Herz und sei ein goldtreuer Charakter — Sie sollte eben seine Frau sein!

Deliu liebte sie abgöttisch; wie besorgt war er immer um sie, wie gerieth er außer sich, wenn sie ein trauriges Gesicht machte oder Kopfschmerzen hatte! Er war doch ein anderer Mann, als dieser selbstsüchtige, feige Radu, der sie einfach aufgeopfert hatte!

Radu merkte natürlich die veränderte Stimmung seiner Cousine gleich am ersten Abend, wo er sie liebenswürdiger Weise mit Blumen und Bonbons empfing. Sie hatte nur vorwurfsvolle Blicke für ihn, und als er am nächsten Tage zu einer Zeit wiederkam, wo Deliu

nicht zu Hause war, empfing sie ihn so ungeschickt unfreundlich, mit so vielen spitzen Redensarten, daß er sich vornahm, nicht wieder zu kommen. Vorwand genug gaben ihm die Artikel, die in gehässigster Weise aus Deliu's Feder in die Stafetta flossen, und als Mariechen, der es schließlich doch schmerzlich war, ihn garnicht zu sehen, ihn schriftlich fragte, warum er nicht käme, bedauerte er kühl und übersandte ihr ein Exemplar der Stafetta. Auf einen zweiten Brief antwortete er garnicht. Mit Erbitterung fühlte er, wie sich von Deliu und Fresino als Mittelpunkten aus eine gehässige, feindselige Stimmung gegen ihn verbreitete, die ihm schließlich nicht ganz gleichgültig sein konnte. Für's Erste zwar entzog er sich derselben durch seine Reise in's Ausland, aber nach seiner Heimkehr mußte er ein Mittel dagegen ausfindig machen.

Ahnungslos lud Lisa ihre Cousine zu sich nach Sinaja ein; sie erfuhr eine kühle Ablehnung: Mariechen dürfe ihr Haus und ihren Mann nicht verlassen. — In Wirklichkeit aber war es der Neid, den Mariechen empfand, so oft sie daran dachte, daß Lisa's Mann Minister war, während Deliu ohne gesellschaftliche Stellung, ein bloßer Journalist, sich mühsam durch's Leben quälen mußte. Er meinte zwar, wenn er, der immer noch aus dem ungarischen Unterthanenverbande nicht ausgeschieden war, erst das rumänische Indigenat erworben hätte, würde auch sein äußeres Ansehen wachsen; dann könnte er sich selbst die höchsten Staatsämter und Würden zugänglich machen!

Eigentlich aber fühlte sich Mariechen, abgesehen von



verbitternden Vergleichen mit ihrer äußerlich begünstigteren Cousine, in ihrem Hause sehr wohl. Deliu hatte ein kleines neues Häuschen auf der Anhöhe hinter dem Cismigiu gemiethet und es auf das Zierlichste eingerichtet. Er liebte Ordnung und Zierlichkeit, und wenn er auch vorsichtig war und nie über seine Mittel hinausging, hatte er doch etwas sehr Hübsches hergerichtet. Besondere Freude empfand Mariechen über den kleinen Garten, der das Haus umgab, und über ihren Hühnerhof. Sie, die seit Jahren in einer Großstadt gewohnt, fand hier ihre Kindheitserinnerungen an die kleine Heimathstadt wieder. Deliu selbst hatte den Hühnerstall gebaut, sogar die Thür davor schön geschnitzt; und auf die Weinlaube im Garten, in welcher sie während des Sommers ihre Mahlzeiten einahmen und von der aus sie einen sehr schönen Blick auf die Stadt hatten, setzte er eine kleine Mühle, die sich im Winde drehte.

Wenn die drei Zimmer des Häuschens auch klein waren, so waren sie doch kühl, weil zwei große Akazien sie beschatteten; Mariechen fand die Hitze garnicht so unerträglich.

Tags über war Deliu nicht zu Hause; er theilte seine Zeit zwischen der Redaction und George Albu-teanu, so lange letzterer in der Stadt war; von fünf Uhr an war er aber frei, und dann arbeiteten, pflanzten und begossen sie in ihrem Gärtchen. Sie paßten Beide sehr gut zu einander in ihrer peinlichen Ordnungsliebe und ihrer Freude am Hause. Das Eßzimmer hatte Deliu ganz rumänisch, mit Teppichen, Krügen, Schilfdecorationen, Bauertruhen und weißen Möbeln eingerichtet;

dagegen standen in den beiden andern Zimmern nur geschnitzte Eichenmöbel, für die er große Vorliebe hegte. Schon seit mehreren Jahren hatte er, wenn ein Haus auf Abbruch verkauft ward, alte Eichenbalken erhalten — in früheren Zeiten baute man verschwenderischer und solider —, und aus diesen Balken hatte er sich, immer so weit sein Geld reichte, Möbel schnitzen lassen.

Mariechen empfand mit jedem Tage mehr Anhänglichkeit an ihn. Sie hatte ein reizendes Heim und war ihm dafür von Herzen dankbar; mehr schien er auch nicht von ihr zu verlangen.

Es war ein Ereigniß in ihrem Hause, als die ersten Rüchlein austrochen, dann als das Gras zum ersten Male gemäht wurde, als die Rosen zum zweiten Mal blühten! Sie freuten sich Beide wie die Kinder darüber.

Berkehr hatten sie wenig. Sein College Bessy, der mit ihm zur Stafetta übergegangen war, sprach kein Wort Deutsch, und wenn er auch öfter kam, um mit Deliu zu speisen, so war das doch keine große Abwechslung, denn Mariechen hatte trotz ihres guten Willens sehr wenig Rumänisch gelernt und sprach es garnicht. Ihr Mädchen war eine Sächsin aus Siebenbürgen und diente ihr als Dollmetscherin, wenn ihr Mann nicht zu Hause war.

Zu Fresino's hatte Deliu seine Frau nicht gebracht, Zoë Fresino lag zu der Zeit, als Mariechen in's Land kam, schwer krank darnieder nach der Geburt ihres ersten Kindes, das todt zur Welt gekommen war;

und sobald sie sich in der Besserung befand, reiste sie auf's Land in die Moldau.

Als Fresino im September in die Stadt kam, um sich einmal persönlich nach der Stafetta umzusehen, trug er Deliu auf, die Artikel gegen Sopholides wieder aufzunehmen; derselbe sei aus Paris zurückgekehrt und habe auf dem Heimwege in Berlin wegen des Ankaufs der Stroussberg'schen Bahnen allerlei Vereinbarungen getroffen, die ihm nicht sauber erschienen. Der Ankauf der Bahnen, so sehr man in Deutschland darauf hielt, war in Rumänien höchst unpopulär und ließ sich als Oppositionswaffe gut verwerthen.

Deliu war ganz damit einverstanden. In seinem Redactionslocal gab es aber allzuviel Störungen, deshalb nahm er sich vor, den Artikel gegen Radu Abends zu Hause zu schreiben. „Ich wünschte, ich könnte es thun!“ rief seine Frau aus, als er ihr davon erzählte. „Ich kenne ihn doch besser als ihr Alle!“

„Unfinn!“ antwortete er gereizt; es ärgerte ihn immer, wenn sie solche Andeutungen machte. „Ich kenne ihn sehr viel länger, ich werde einmal sein ganzes öffentliches Leben, von Anfang an, vor das Publicum bringen — unter der durchsichtigen Form eines Märchens —, wahrhaftig, das wird prächtig werden!“

„Vergiß auch nicht, daß er jedes unschuldige Mädchen, das seinen Weg kreuzt, mit seiner Liebe vergiftet . . .“

„Marie,“ unterbrach er sie, weiß vor Zorn, „sag' das nicht noch einmal, sonst gehe ich hin und erwürge ihn!“

Sie erschraf und verließ das Zimmer. Er ging in seiner Stube auf und ab, dann setzte er sich und begann mit der stereotypen Einleitung des rumänischen Märchens: „Es war einmal, was einmal war, denn wäre es nicht gewesen — dann glaubte es Niemand!“

Deliu's Natur barg nicht viel Gift in sich, und die pikantesten Artikel, die man ihm zuschrieb, rührten alle von Fresino selbst her; aber heute war er außer sich. O, diese ewigen Andeutungen seiner Frau, wie verbitterten sie ihm das Leben! Und indem er zurückdachte, erwachte der ganze Haß wieder, den er seit jener Mondnacht auf Sopholides geworfen, in welcher er ihn an Frau Schmitt's leeres Haus hatte klopfen sehen. „Es muß einmal zwischen uns ausgetragen werden, so kann es nicht bleiben!“ murmelte er vor sich hin und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Wieder sprang er auf, um hin und her zu wandern.

Weder er noch Mariechen schliefen in dieser Nacht, obgleich Beide sich so stellten. Sie machte sich Borwürfe, ihren guten Mann gekränkt zu haben, und fand doch nicht das erste Wort, um es ihm abzubitten; sie hatte zum ersten Male Angst vor ihm, und ihr fiel ein, daß Radu einmal gesagt: Deliu sei im Grunde eine ungebändigte, wilde Natur, der Sohn rumänischer Bauern!

Um zwei Uhr Nachts brach ein furchtbares Gewitter los; Mariechen schrie bei einem knatternden Donner- schlage laut auf, sprang aus dem Bette und rief: „Es hat eingeschlagen!“ — Deliu machte Licht, und Beide kleideten sich an. Er schaute hinaus, konnte aber nichts entdecken. Erst am nächsten Morgen sahen sie, daß eine

der schönen Afazien auf dem Hofe ganz geschwärzt und weß war, der Blitz war an ihr entlang in die Erde gefahren.

Sie tranken ihren Kaffee in der Laube, denn der Morgenwind hatte schon alle Feuchtigkeit aufgesogen; Deliu war ganz besonders freundlich und zärtlich gegen seine Frau, und ihr standen vor Dankbarkeit darüber die Thränen in den Augen.

Der Artikel gegen „Radides“, wie Deliu den Held seines Märchens getauft hatte, erschien in der Donnerstagsabend-Nummer mit der Ueberschrift: „Wie man es anfangen muß, um Großweßir zu werden!“

Fresino hatte schon Mittags im Hotel für den Artikel Reclame gemacht, er fand ihn ganz famos, und am Freitag Morgen war die Nachfrage nach der Stafetta auf der Straße so groß, daß eine neue Auflage der Nummer gemacht werden mußte.

Radu bekam dieselbe schon am Donnerstage, als er von seinem Ministerium auf die Chaussee fuhr. Dort war er jetzt regelmäßig zur Corsozeit zwischen vier und sechs Uhr zu finden; es machte ihm Freude, sich zu zeigen und die vielen devoten Grüße, die dem Minister galten, als Trophäen einzusammeln. Er lag dann zurückgelehnt in seinem Wagen, musterte die Damen mit impertinenten Blicken und lächelte in frecher Selbstgefälligkeit. Heute entfaltete er vor Aller Augen seine Zeitung und schien sich vor Lachen zu schütteln, als er den Artikel immer wieder las. Dabei dachte er nach, wie der Hieb zu pariren sei: die ganze Zweideutigkeit und Hinterlist seines Verfahrens beim Proceß gegen die Tante, seine

ganze Falschheit in der Judenfrage, seine Beziehungen zu Schmitt's, alles fand er hier mit bitterem Hohne gegen sich geschleudert, in einer Form, die er Deliu garnicht zugetraut hätte.

Es gab verschiedene Weisen der Rache, aber keine schien ihm die richtige. Sollte er den Kerl wissen lassen, daß er mit seiner Frau eine Liebesbeziehung gehabt, und ihn dadurch niederschmettern? Wenn er das so unter der Hand verbreiten ließ, konnte dadurch sehr wohl Deliu's Haß gegen ihn Erklärung finden; es öffentlich sagen, war jedoch bedenklich — nicht etwa wegen der Schuftigkeit der Handlungsweise, sondern weil er dafür mit seiner Haut einstehen mußte! Er hatte noch nie ein Geheimniß aus seinen Liebesbeziehungen gemacht, denn die Ehre einer Frau war ihm nichts, sobald seine Eitelkeit aufgerufen wurde; nicht einmal ein wenig Dankbarkeit bewahrte er der früheren Geliebten, und jeder neuen Maitresse erzählte er von den früheren.

Plötzlich hatte Radu gefunden, was er brauchte: Deliu war ja ungarischer Unterthan!

Sofort fuhr er auf's Ministerium des Innern, dann zur Polizeipräfectur und von da zur österreichischen Gesandtschaft.





#### 4. Kapitel.

**D**ier siebenbürgische Journalisten waren es, die des Landes verwiesen wurden, unter ihnen Deliu und Bessy. Die Nachricht durch-eilte wie ein Lauffeuer die Stadt. Deliu war der Ausweisungsbefehl auf der Redaction zugestellt worden mit der Verschärfung, innerhalb 24 Stunden die Stadt zu verlassen und zu erklären, wohin er sich begäbe. Er entgegnete kein Wort. Der Polizeioffizier wiederholte seine Frage. „Weiß ich, wohin?“ stieß er heraus. „Nach Kronstadt meininetwegen!“

Dann packte er seine Papiere zusammen, langsam, wie im Traum, und verließ das Bureau, ohne Adieu, ohne ein Wort zu den Collegen. Er hatte zuerst zu Fresino wollen, traf diesen aber auf der Straße.

„Ich suchte Sie!“ sagte Fresino. „Ist es wahr? Sind Sie kein rumänischer Unterthan?“

„Meine Petition liegt seit drei Jahren im Bureau der Kammer,“ versetzte er bitter, „aber votirt bin ich nicht — Isaaß Levy und Levy Hersch sind's, weil sie bestochen haben, aber ich, ein geborener Rumäne . . . .“

„Wohin gedenken Sie zu gehen?“ fragte Fresino kurz.

„Weiß nicht, Herr,“ entgegnete er, stehen bleibend. „Ich weiß nicht ein noch aus, ich hab' ja eine Frau! . . .“ Er griff sich nach dem Kopfe. „Ich bin ganz verwirrt,“ fügte er hinzu.

„Machen Sie sich keine unnöthigen Sorgen, Deliu, wenigstens keine Geldsorgen, ich stehe für alles. Wenn die Ordre nicht zurückgenommen wird, gehen Sie einweilen nach Kronstadt; selbstverständlich beziehen Sie Ihr Gehalt weiter, und alle Kosten nehme ich auf mich. Was kann ich jetzt für Sie thun?“

„Ich danke sehr, nichts, ich muß erst zu meiner Frau . . . .“

„Ich versuche, was ich kann, um wenigstens für Sie den Befehl rückgängig zu machen!“ Damit schwang er sich in einen Wagen, und Deliu ging langsam nach Hause.

Man hatte ihn zuerst in seiner Wohnung gesucht, und Mariechen war trotz ihrer Unkenntniß der rumänischen Sprache durch den Polizeilieutenant auf das Heftigste erschreckt worden. Wollte man ihren Mann gefangen nehmen? Sie hielt in diesem fremden Lande alles für möglich und fühlte sich wie verrathen und verkauft. Sie blickte ängstlich alle Augenblicke die Straße hinunter. Natürlich hing die Sache mit diesem Angriff auf den Minister zusammen, davon war sie überzeugt! —

Endlich sah sie ihren Mann den steilen Weg heraufkommen. Sie stürzte ihm bis auf die Straße ent-



gegen. „Gott sei Dank, Du bist nicht gefangen, Gott sei Dank!“ und sie klammerte sich an seinen Arm und begann heftig zu weinen. Ihm that ihre Erschütterung so wohl, wie nichts Anderes auf der Welt.

„Ich bin frei — nur zu frei, so wie der Vogel in der Luft!“ sagte er lächelnd, während sie in's Haus traten.

Seine Verzweiflung schien sich in eine Art Galgenhumor verwandelt zu haben, als er sah, wie fassungslos seine Frau war. „Alles um mich!“ schluchzte sie. „Was soll nun aus uns werden? O Miron, ich bin an allem schuld!“

„Gewiß nicht, Mariechen, was hast Du damit zu thun?“

Sie schwieg, da sie an seine Erbitterung von gestern Abend dachte.

Deliu musterte alle Gegenstände: was verkauft, was mitgenommen werden mußte; er verstand sich darauf und mit wehmüthigem Lächeln erinnerte er sich jener Auction, die er schon einmal unter ganz ähnlichen Umständen in Anna Schmitt's Hause abgehalten hatte.

Mariechen hätte am liebsten alles mitgenommen, sie trennte sich schwer von dem liebgewordenen Hausrath, und er gab ihr in den meisten Dingen nach; da er aber schon am folgenden Tage mit dem Bieruhr-Zuge fort mußte, ward beschlossen, daß Mariechen zurückbliebe, um das Einpacken und Wegschicken der Möbel zu leiten.

Da kam Fresino. Er hatte Frau Deliu noch nicht gesehen und war überrascht über die schöne, stattliche

Erscheinung, die ihn in der Figur an seine geliebte Zoë erinnerte. Es war ein Augenblick, wo Mariechen weder Gêne noch Menschenscheu empfand, und der immer als so hochnäsigt verschriene Herr Fresino imponirte ihr garnicht. Sie theilte ihm ihren eben gefaßten Beschluß mit, er aber meinte, das sei seine Sorge, Frau Deliu solle ruhig mit ihrem Manne abreisen; bei ihrer Unkenntniß der Sprache würde sie ohnehin von geringem Nutzen beim Backen sein. Sie jedoch hielt es für unter ihrer Hausfrauenwürde, daß sie alles stehen und liegen lassen und davongehen sollte; sie nahm gern an, daß er ihr Hülfe schickte, aber dableiben mußte sie doch.

Fresino sagte nicht, daß er nichts hatte ausrichten können, um den Befehl rückgängig zu machen, allein aus seinem Schweigen ersah Deliu, daß es hoffnungslos war.

Nachdem Fresino Abschied genommen, setzte sich das Ehepaar traurig in die Laube, in der die Trauben schon größtentheils reif waren, und sahen auf ihren lieben kleinen Garten. „Ob wir die Rosenstöcke wohl mitnehmen dürfen? Wir haben sie doch gepflanzt,“ fragte Mariechen schluchzend.

„Laß sie,“ erwiderte er, „laß sie; man soll merken, daß hier 'mal anständige Menschen gewohnt haben, die auch Blumen lieb hatten.“

„Die Hühner werde ich morgen früh verkaufen lassen, aber das schöne geschnitzte Stallthor, das nehmen wir mit.“ Sie sprach noch von allen einzelnen Gegenständen und bat ihn, hinaufzuklettern und die kleine Mühle abzunehmen; er schwieg. „Weißt Du,“ begann

er nach langem Brüten, „daß es gewiß zu unserm Besten ist? Es ist sehr schwer, aber gewiß zu unserm Besten! Wir gehören nicht hierher. Wir denken und fühlen anders, als man hier zu Lande denkt und fühlt!“

„Aber Du bist doch auch Rumäne?“

„Ja, allein ich habe alle Illusionen über mein Land verloren; wenn ein Grieche, wie dieser Sopholides — doch wir wollen nicht über ihn sprechen.“ —

Am Morgen packte Mariechen einen Koffer für Deliu mit seinen persönlichen Bedürfnissen, Fresino kam wieder und brachte ihm Tausend Frank für die ersten dringendsten Ausgaben. „Es ist kein Geschenk,“ sagte er, „ich bin es Ihnen schuldig, denn Sie haben es doch für mich und in meinem Blatte gethan! Wären Sie an der Patria geblieben . . .“

„Ich nehme es als ein Darlehen.“

„Ziehen Sie alle Wechsel auf mich, Deliu, es ist nur meine Pflicht und Schuldigkeit!“

Es war Deliu doch leichter zu Muthe, als er das Geld in der Tasche hatte; die Hälfte ließ er seiner Frau. In Kronstadt würde er sich gewiß durch Unterricht bald eine Stellung erringen; er konnte ja auch für verschiedene Blätter correspondiren, und er und Mariechen hatten so wenig Bedürfnisse. Er schämte sich nur vor seiner Schwiegermutter, daß er ihre Tochter nun in so unsichere Verhältnisse führte, auch hatte er mit seiner Frau abgemacht, daß Frau Horn und Fritz für's Erste nichts davon erfahren dürften. Als ein Rückhalt blieb ihnen Fritz ja immer, aber besser war's, sie machten ihren Weg allein und beunruhigten nicht die Lieben in der

Heimath. — Mit welcher Zuversicht hatte er seinem Schwager gesagt, daß er vorwärts kommen würde, daß ein Mann wie er in Rumänien doppelt so viel einnehmen könne als anderswo! — Aber welch Glück für ihn selbst, daß er im vorigen Frühling mit solcher Zuversicht in die Zukunft geblickt hatte, sonst würde er nie gewagt haben, sich zu verheirathen, und seine Frau war doch sein einziges Glück!

Der Tag verstrich; Deliu ging nicht mehr aus, seine Frau war gefasster als gestern; um zwei Uhr aßen sie zu Mittag und gegen Drei ließ Deliu sich eine Droschke holen. „Ich will lieber zu früh da sein als zu spät.“ Er hatte seine Frau gebeten, nicht mit auf den Bahnhof zu kommen, denn ihm war der Gedanke zu schrecklich, daß sie dann allein wieder nach Hause fahren sollte, sie hatte ja keine Verwandte, und in den wenigen Monaten seit ihrer Verheirathung auch noch keine Freunde gefunden!

Mariechen war es auch lieber, zu Hause von ihm Abschied zu nehmen, denn voraussichtlich fand auf dem Bahnhofe ein großes Gedränge und vielleicht eine Demonstration statt. Herr Fresino hatte gesagt, es wäre ein Schrei der Entrüstung über solche Willkür durch die ganze Stadt gegangen, überall erzählte man sich, daß Deliu's Frau die Schwester von Frau Sopholides wäre, und letztere habe eigentlich die Schuld! Von diesem Gerede hatte Deliu seiner Frau nichts gesagt, denn ihm wurde immer schwindlig zu Muthe, wenn er ihren Namen in diese Sache hineingezogen glaubte: er kannte die bösen Zungen Bukarests, und als Fresino stuzte über die

Schönheit seiner Frau, hatte es ihn kalt überlaufen. Gewiß glaubte auch Fresino, daß sie mit der Ausweisung in Zusammenhang stände. Hatte man nicht schon früher davon gemunkelt, daß Radu in die blonde Deutsche verliebt sei? — O Gott, nur davor wollte er bewahrt bleiben, nur den Namen seiner Frau sollte man nicht antasten — sonst brächte er Alle um — und sich hinterdrein!

Der Kutscher lud den Koffer auf; Deliu ergriff seinen Stock — „den Wanderstab,“ wie er seiner Frau vom Wagen noch zurief —, und fuhr davon. Mariechen warf sich schluchzend auf das Sopha. Sie hatte ihn sehr lieb, wirklich sehr lieb — wie hatte sie nur je daran zweifeln können? Dann begann sie, die Kleinigkeiten zu packen. In drei Tagen konnte sie ihm gewiß schon nachreisen; er hatte versprochen, sie in Predeal, an der Grenze, zu erwarten, Dienstag oder Mittwoch, je nach ihrem Bescheid. —

Deliu hatte sich den Schlag des Wagens aufklappen lassen und fuhr der Victoriastraße zu, er wollte noch ein Buch bei Graeve am Theaterplatz kaufen. Als er die Straße entlang fuhr, sah er plötzlich Radu Sopholides in einer offenen Droschke ihn überholen — Auch er hatte ihn erkannt und spöttisch lächelnd zog er mit übertriebener Höflichkeit tief grüßend den Hut. Deliu erwiderte den Gruß nicht, sondern rief seinem Kutscher zu, dem Wagen nachzufahren. Was er wollte, wußte er selbst nicht; Spinnweben tanzten ihm vor den Augen, und durch sie hindurch sah er den grauen Hut, der oft nach rechts und links grüßend gelüftet wurde. Wohin

fuhr er? Immer weiter; Deliu wußte nur, daß er ihm nach wollte; er saß wie auf dem Sprunge, immer das Auge fest auf den Hut gerichtet.

Draußen auf die Chaussee hinaus! Radu mochte zur Ackerbauschule wollen, er vertrat ja interimistisch den Ackerbauminister.

Es war noch nicht Corso-Zeit, die ganze Chaussee leer. Radu ließ kurz vor dem zweiten Rondeau halten, wahrscheinlich damit die Pferde sich verschnaufsten; Deliu ließ umkehren und gleichfalls halten. Dann sprang er hinaus — ob ihn Ciner sah, das kümmerte ihn nicht —; schon stand er auf Radu's Wagentritt und mit seinem Stock schlug er ihn quer über's Gesicht. „Du Schurke!“ zischte er und schlug zum zweiten Mal — Da fiel ihm seine Frau ein: nein, todtschlagen durfte er ihn nicht — ohnmächtig schien Radu schon zu sein — Wieder saß er in seinem Wagen, sein Kutscher hatte nichts sehen können, der aufgeklappte Schlag hatte ihm den Ausblick versperrt.

„Zum Bahnhof!“

„Man wird mich einholen und verhaften!“ sagte er sich. Als er am Bahnhof ausstieg und seinen Kutscher zahlte, während ein Gepäckträger den Koffer ergriff, blickte er sich um, ob kein Polizeisergeant da war, ihn zu arretieren. Er nahm sein Billet. War es feige, was er gethan? Nein, einen Hund schlägt man auch und kümmert sich nicht weiter darum!

Auf dem Perron stand es gedrängt voll. Deliu erkannte Abuteanu, der eben von der Ausweisung erfahren hatte, da er heute morgen erst in die Stadt

gekommen war; sogar John Malfaki, der Chef der Conservativen, war da, und so viele Andere, Unbekannte, eine wogende Menschenmenge, die ihn in die Mitte nahm. Er sah sich immer nach dem Polizisten um; es klingelte; er war so erregt, daß Fresino, der natürlich nicht fehlte, ihm zuflüsterte: „Aber Deliu, seien Sie ein Mann!“ — Ihm waren wirklich zwei Thränen in die Augen getreten — er dachte an Mariechens Verlassenheit.

„Meine Frau . . .“ sagte er mit bebenden Lippen. „Nicht wahr, Sie sorgen für sie?“ „Selbstverständlich, Deliu! Machen Sie doch ein anderes Gesicht, Sie sind ja der Held des Tages, Alle zeigen auf Sie!“

„Einen Schluck Wein!“ murmelte er, und Jemand eilte, ihm ein Gläschen Branntwein zu bringen. Als er es hastig hinabgestürzt, ging es wirklich besser; ihm war vorher etwas in der Kehle gewesen, was er nun mit verschluckt hatte; er sprach sogar ein paar Abschiedsworte, und als er am Fenster seines Coupees stand, rief er: „Es lebe Rumänien!“ — Ein Hoch war die Antwort, dann fuhr er fort. Bessy saß mit ihm im Coupee; die anderen Ausgewiesenen waren nach Rustschuck gegangen. An jeder Station erwartete er seine Verhaftung — an der Grenze wurde er sicher angehalten! — Nein, auch da nicht, und Abends um zehn Uhr fuhr er in Kronstadt ein. —

Radu war wirklich einen Augenblick betäubt gewesen, als er aber sah, daß sein Kutscher, so schnell wie sein schwerfälliger langer Raftan es ihm gestattete,

vom Bock sprang, um mit der Peitsche in der Hand dem davoneilenden Angreifer nachzujagen, rief er:

„Schafskopf, schlag' den Wagen auf und rasch nach Haus!“

Deliu's Kutsche jagte ja schon davon, und Radu hatte Wichtigeres zu thun, als an eine Verfolgung zu denken.

„Verzeihung, wo wohnt der gnädige Herr?“

War es möglich? — Solch' glücklicher Zufall, der Kutscher kannte ihn nicht! Es gab Droschkenkutscher, die ihn nicht kannten, und gerade einen von diesen Wenigen hatte er genommen! „Vorwärts, fehr' um und geradeaus!“

Sein Plan war gefaßt. Er drückte sein Taschentuch fest gegen die blutende Nase; was ihn erschreckte, war die furchtbare Schwellung, die er fühlte, über der Schläfe, an der Oberlippe und vor allem an der Nase. War der Knochen gebrochen?

Kurz vorm Mawrojeni-Spital stieg er aus, lohnte den Kutscher ab und ging eilends durch die Anlagen in's Hospital, immer das Taschentuch fest vor's Gesicht gedrückt. Es war gerade Sprechstunde, und er ließ sich schnell zum Arzt der chirurgischen Abtheilung führen. Der Sergeant an der Thür hatte ihn erkannt und seinen Namen dem Portier zugeflüstert.

„Um Gottes Willen!“ rief der junge Arzt bei seinem Anblick aus.

„Mir ist ein kleines Malheur passirt — eigene Unvorsichtigkeit — ich fiel aus dem Wagen und gegen



eine Laterne — bitte, stillen Sie mir schnell diese unausſtehliche Blutung!“

„Vor allen Dingen, Excellenz, schnell Eisumschläge und dann nach Hauſe!“

„Iſt das Naſenbein gebrochen?“

„Das iſt bei der Schwellung unmöglich zu conſtatiren — Ich werde Ew. Excellenz begleiten . . .“ Er verſtopfte ihm die Naſenlöcher feſt mit Watte, ließ zwei Eisbeutel bringen und ſetzte ſich dann mit ihm in ſein Coupee. Radu war todübel — eine Folge der Gehirnerschütterung, meinte der Arzt; aber er athmete auf, wie er daran dachte, daß ſo weit alles noch gut gegangen ſei: Der Droſchkenkutfcher hatte ihn nicht gefannt — freilich, wenn derſelbe neugierig war und ihm bis in's Hoſpital gefolgt war, konnte er leicht von einem der Poliziften, die dort herumlungerten, ſeinen Namen erfahren!

Der Abend kam, und mit ihm ein ziemlich ſtarkeſ Fieber. „Excellenz ſind keine reſiſtente Natur,“ ſagte der Doctor; „wir müſſen ſehr vorſichtig ſein — ſoll ich nicht Ew. Excellenz Gemahlin benachrichtigen?“

„Sanicht! Sie nährt das Kind, und jede Erregung muß von ihr ferngehalten werden.“

Am nächſten Tage ſtand in den Regierungsblättern von dem bedauerlichen Unfall des Miniſters Sopholides zu leſen. Er nahm aber keine der zahlreichen Condolenzbeſuche an, denn er hatte conſtatirt, daß er entſetzlich entſtellt, und die Schwellung trotz der Eisbeutel noch ſehr ſtark war. Natürlich war die Naſe ge-

brochen — seine schöne Adlernase! — Aber der Arzt hatte ihm versichert, in drei Wochen könne alles wieder bestens geheilt sein.

„Ich begreife doch nicht, wie Ew. Excellenz sich durch einen Fall so haben zurechten können,“ sagte der Doctor, und das war's, warum Radu beunruhigt war und Niemandem gestattete, ihn zu sehen.

Lisa hatte zugleich mit den Zeitungen ein beruhigendes Telegramm ihres Mannes erhalten: die Presse habe übertrieben, ihm fehle nichts, und er käme am nächsten Tage zu ihr nach Sinaja. Trotzdem war ihr Schrecken so groß, daß Frau Albuteanu ihr verbot, das Kind die nächsten Stunden anzulegen.

Frau Albuteanu tyrannisirte nämlich — ganz so, wie Lisa es im Voraus gefürchtet hatte — sie und ihr Kind, und es gab kein Mittel, sich diesem liebenden Despotismus zu entziehen. Frau Albuteanu hatte durchgesetzt, daß das Kind nachts nicht mehr spazierengetragen würde; sie ahnte aber natürlich nicht, daß Lisa es nun die ganze Nacht neben sich behielt. Frau Albuteanu hatte so lange davon geredet, daß die modernen Frauen zu schlechte Ammen wären, bis Lisa ihrer Ermahnung Folge leistete und ihrem Kinde auch die Flasche gab! Das hatte der jungen Mutter viele Thränen gekostet — die ihr natürlich sehr schädlich waren; sie sah in dem Kindermehl einen Nebenbuhler um die Gunst ihres Kleinen, aber sie mußte, gegenüber der untrüglichen Wage, zugestehen, daß der Junge bei der doppelten Kost in Einer Woche mehr zugenommen hatte, als früher in zweien. Auch das zweimalige tägliche Baden

verbot Frau Albuteanu: es schwäche die Kinder, und wieder gab Lisa nach. Sie klagte in ihren Briefen Radu ihr Leid, allein ihn interessirten diese Details so wenig, daß er sie ganz überlas.

Jetzt hatte er nur die Angst, daß sie ihn überraschen könnte: er wollte auch von ihr nicht so gesehen werden und fürchtete überhaupt alle ihre indiscreten Fragen; deshalb telegraphirte er täglich, immer seine Ankunft nur um einen Tag hinauschiebend. Sie merkte wohl, daß etwas nicht in Ordnung war, aber sie konnte doch nicht vom Kinde fort, und da er ihr schrieb, daß die Hitze in Bukarest immer noch ebenso groß sei, wagte sie nicht, das kleine zarte Kind in die Stadt zu bringen.

„Was hat eigentlich Deliu's Ausweisung auf sich, daß alle Zeitungen davon voll sind?“ schrieb sie. „So oft ich in irgend eine einen Blick werfe, und es geschieht selten genug, lese ich immer nur von Deliu, sowie die fürchterlichsten Angriffe auf Dich! Man meint sogar, Du erheucheltest Deine Verletzung, um Dich nicht öffentlich zeigen zu müssen — Sage mir um Gottes Willen, was daran wahr ist, und wie das alles zusammenhängt! — Ist Mariechen auch fort? Kannst Du ihr nicht behülflich sein? Ich bin nämlich überzeugt, daß Du Dein Möglichstes gethan hast, um die Ausweisung rückgängig zu machen. Du warst ja noch garnicht von der Reise zurück, so viel ich weiß, als das geschah?“

Radu fand es am einfachsten, garnicht auf ihre Fragen zu antworten, und Lisa war so voll von ihrem

Kinde, welches plötzlich einen Fieberanfall bekommen hatte, daß sie alles wieder vergaß. Es war eine Erkältung, kein bloßes Fieber, und der Kleine schlief ein paar Nächte garnicht; sie war infolge dessen so abgespannt, daß es ihr, als ihr Junge endlich in der Besserung war, durchaus keinen Eindruck machte, daß Radu ihr plötzlich mittheilte, er habe seine Demission als Minister gegeben und käme nächste Woche nach Sinaja zur Abschiedsaudienz beim Fürsten und um sie heimzuholen.

Unter Radu's Besuchern war Konstantin Malfaki einer der eifrigsten gewesen; er war daher auch der Erste, den Radu vorlieb, sowie er sich für präsentabel hielt: der ältere Mann war wie immer höchst lebenswürdig, erzählte aber im Laufe des Gesprächs, daß der Polizeipräsident ihm von allem Mittheilung gemacht habe: Die Polizei hatte durch geschicktes Combiniren und durch ihre geheimen Agenten die ganze Geschichte seines „Unfalls“ heraus bekommen. Natürlich würde sie keinen Gebrauch davon machen — Radu wußte, daß das sagen wollte: „Wenn Du nicht unsere Bedingungen erfüllst, wird es veröffentlicht!“ — Des Weiteren verbreitete Malfaki sich über die Ungelegenheiten, welche die Regierung von dieser Ausweisungsgeschichte noch fortwährend habe: sogar der Fürst habe sich unwillig darüber geäußert! — Läge es nicht in Radu's Absicht, bis die Gemüther sich wieder beruhigt haben, aus Interesse an der Partei — sich für den Augenblick zurückzuziehen?

Radu antwortete sehr ruhig, er selbst habe schon

daran gedacht, er würde morgen sein Entlassungsgesuch dem Ministerpräsidenten zuschicken.

Malfaki verließ ihn mit den herzlichsten Freundschaftsversicherungen und begab sich direct zu seinem Intimus, dem Polizei-Präfecten.

„Das hat der Chef einmal wieder brillant gemacht, den Mann abzunutzen! Wenn ich denke, vor bald zwei Jahren, welche Gefahr er schien: jung, gebildet, beredt und höchst gescheut, getragen von der ganzen conservativen Partei — und heute? Mindestens auf zehn Jahre ist er drunter durch. Wie der Chef sagt: solche Leute braucht man nur hoch zu heben, sie rasseln ganz von selbst herunter, gleich einem Kinderspielzeug! Wie Viele hat er nicht schon dadurch zu Fall gebracht, daß er sie und ihre Leidenschaften einfach gewähren ließ! Wie schrien Alle, als er Sopholides zum Minister nahm — er aber erklärte: Nur auf diese Art beseitigen wir ihn vollständig und gründlich! — — Das ist ein meisterhafter Menschenkenner und Staatsmann!“

„Ja,“ erwiderte der Polizeipräfect, „alles ganz recht; aber wenn er die talentvollen Männer nur abnutzt und ihre Laster groß zieht, was wird schließlich aus dem Lande?“

„O, das Land!“ Der alte Cyniker zuckte lachend die Achseln. „Die Phrase ist gut für die Kammer und die Zeitungen, aber, unter uns gesagt, wir sind doch das Einzige, das zählt im Lande! Nun müssen wir den Sopholides nur noch finanziell ruiniren; auf dem besten Wege dazu ist er schon, seitdem er sich an die

Damen von der Gesellschaft hält, aber ein bißchen Nachhülfe kann nicht schaden!“

Der Polizeipräsident fand es bedenklich; solche Männer dürfe man nie ganz ruiniren, sondern müsse sie in der Hand behalten; sie wären sehr brauchbar, und auch Sopholides' Zeit könne wieder kommen. —





## 5. Kapitel.

**A**m klarsten war Radu selbst sich über seine Lage: Eine Partie hatte er verloren, aber die nächste würde er gewinnen, er war ja noch jung! Wenn er nur Lolo nicht verlor! Was lag ihm augenblicklich an allem Anderen? Nirgends vergaß man so schnell wie in seinem Lande, sowohl die Verdienste, wie die Verschuldungen. Eines aber wollte er hoffen, und zwar in Deliu's eigenem Interesse, daß dieser reinen Mund hielte; denn wenn Deliu mußte, war Radu genöthigt, Marie bloßzustellen — Deliu also hatte mehr zu verlieren als Radu, und er mußte das hoffentlich!

Als Radu das Facit seiner ersten zweieinhalb Jahre öffentlichen Lebens zog, war er eigentlich recht zufrieden. Er war rasch gestiegen und auch rasch gefallen, aber lange nicht so tief wie sein Ausgangspunkt gewesen! Nur diesen schrecklichen Proceß hatte er noch auf dem Halse, allein da er sich so gutwillig und anständig auf den ersten Wink vom Ministerium zurückgezogen hatte, würde man ihm darin gewiß helfen, und wenn nicht, er hatte

ja Lolo! Ja, sie war fein, aber sie war launisch, und er fürchtete von jeder Zusammenkunft, daß es die letzte wäre, denn sie ängstigte sich entsetzlich, sich zu compromittiren; sie schrieb ihm aus Vorsicht nie ein Wort, und er war jetzt seit mehr als drei Wochen ohne Nachricht von ihr! Die Eine Bedingung hatte sie ihm gestellt, daß er von seiner Frau hinfort getrennt lebte, und das hatte er ihr mit Freuden zugesagt. Und doch, obgleich er genau wußte, daß ihre eigene Leidenschaft sie ihm in die Arme getrieben, dünkte er sich ihrer nie sicher. Es war die erste Frau, bei der ihn diese Angst quälte; so lange er sie in seiner Nähe hatte, verstand er sie zu beherrschen, aber er traute ihr nicht über den Weg! Sie kannte keine Skrupel und war von einem Cynismus, den er selbst an käuflichen Frauen nicht gefunden; und seitdem sie die Seine geworden, wußte er, daß sie die Frau war, die für ihn geschaffen worden, ohne die er hinfort nicht mehr leben konnte! — Da er also das gefunden, was für ihn das Höchste auf Erden war, durfte er sich dann noch beklagen, daß ihm manches Andere augenblicklich mißlang?

Nun galt es, Lolo zur Scheidung zu zwingen, damit sie seine Frau werden konnte! Leicht war das nicht, denn sie hatte alle Vortheile auf ihrer Seite — Sie war zwar einige Jahre älter als er, aber das war nur ein Reiz mehr. Sie war vermögend, und durch sie konnte er wirklich eingebürgert werden in die sogenannte Gesellschaft! Er hatte jetzt nicht einmal seine amtliche Stellung mehr — über die sie sich übrigens auch stets nur moquirt hatte, indem sie sagte, er hätte



sich in Ministerlivree gesteckt —; ebenso wenig die Sicherheit seines Vermögens; nur die Ueberlegenheit des Kopfes war auf seiner Seite, jedoch Lolo besaß nicht einmal Klugheit genug, um diese anzuerkennen! Aber er wollte sie zur Scheidung zwingen — auf jede Art, selbst durch öffentlichen Scandal, das Einzige, wovor sie inconsequenter Weise Furcht hatte: Sie wahrte lächerlich ängstlich alle äußere Formen.

Am nächsten Morgen fuhr Radu nach Sinaja. Lisa war mit dem Kinde am Bahnhof, da es ein schöner Octobertag war, und vor Freude, ihn endlich wiederzusehen und ihm das Kind so frisch und wohl zeigen zu können, liefen ihr die Thränen über die Wangen.

„Du weißt nicht, wie elend er war, der kleine Kerl; eine Nacht dachte ich wirklich, wir würden ihn verlieren!“ sagte sie, als sie sich an seinen Arm hängte.

Radu fand, daß sie unvortheilhaft aussähe, und ihre Sprechweise erschien ihm geziert. Er spielte jedoch den zärtlichen Vater und glücklichen Gatten. Im Hotel angelangt, untersuchte Lisa sein Gesicht und behauptete, es wären gar keine Narben zu sehen, er wäre nur ein wenig älter geworden: sie entdeckte zwei kleine Falten um die Augen.

„Ist Frau Albuteanu noch hier?“ war eine seiner ersten Fragen.

„Nein, sie ist mit dem reizenden Kinde vorige Woche abgereist; George holte sie ab.“

„Was mag Lolo in seiner Abwesenheit gethan haben?“ fragte sich Radu ängstlich. „War George lange hier?“ sagte er laut.

„Nur einen Tag, er hätte nicht länger Urlaub, meinte er; seine Frau scheint ihn sehr zu tyrannifiren.“

Kadu's Eifersucht brannte ihn förmlich. „So?“ sagte er und that, als ob er gähnte.

Lisa stellte sich vor den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Sie sah im Spiegel, daß ihr Mann seinen Blick auf ihr Haar gerichtet hatte, und es fiel ihr etwas an diesem Blick auf. Was dachte er? Verglich er es mit dem einer Andern?

Er wußte nicht, daß er beobachtet ward; sie blickte noch einmal hin, ja, er verglich sie mit einer Andern! Wunderbar, daß sie das so genau fühlte!

Sie wandte sich um und sagte mit erkünstelter Heiterkeit: „Aber hier bist Du ja mein Gast, darf ich Dich jetzt zum Essen führen? — Morgen sind wir Beide zum Frühstück zu den Herrschaften befohlen.“

Nach Tische streckte Kadu sich auf einer Chaiselongue aus und nahm ein Buch zur Hand, während Lisa mit dem Kinde tändelte. Nach einer Weile schien es ihm schier unerträglich, dies läppische Getändel, dies Gelispel — wie konnte ein erwachsener Mensch seine Zeit damit verlieren! Lolo theilte ganz seine Meinung: Kinder wären kleine Thiere, die man von Bediensteten warten und reinigen ließe; wenn sie größer würden, gäbe man ihnen eine Gouvernante und suchte sie möglichst bald aus dem Hause zu entfernen, wo sie doch immer störten und im Wege wären.

Lisa brachte den Kleinen an sein Lager. „Sieh nur, wie er Dir ähnlich ist! Besonders jetzt, wenn er

lacht! O Du Schatz!“ und tanzte mit ihm durch's Zimmer.

„Von Aehnlichkeit sehe ich nichts,“ sagte Radu, der das Gesicht wirklich aufmerksam betrachtet hatte. „Er hat eine unintelligente Stirn, dunkle Augen, eine dicke Nase und einen Mund wie alle Kinder!“

„O Radu, Du willst mich nur necken! Sieh' doch die scharfen schwarzen Brauen und den Kopf voll dunkler Haare — ob das nicht Dein Kind ist!“

„Daran habe ich noch nie gezweifelt,“ entgegnete er frivol.

Der Kleine wurde unruhig, und Lisa setzte sich, um ihn an die Brust zu legen. Sie dachte, es würde dem Vater Freude machen, dem Vorgange zuzusehen. Radu sah auch zu, aber es widerte ihn förmlich an, dieser Busen, aus dem Milch quoll! Wie konnte Lisa so thöricht sein, sich in seinen Augen so abstoßend zu machen! Nach einer Weile vermochte er nicht mehr an sich zu halten, sondern sagte: „Dies gehört eigentlich zu den Verrichtungen, die man im stillen Kämmerlein abmacht, nicht vor Anderen.“

Sie stand heftig auf, mit dem Kinde an der Brust, stieß die angelegte Thür mit dem Fuße auf und verschwand im Nebenzimmer. Bald darauf hörte er das Schreien des Kleinen und die Schritte der Mutter, die ihn durch's Zimmer trug. Er war so müde, daß er dabei einschlies, schneller als sein Sohn.

Als er aufwachte, saß Lisa an seinem Lager, wahrscheinlich hatte ihr fester Blick ihn geweckt. Er betrachtete sie unter den halb geschlossenen Lidern hervor

und fand einen so bösen Zug um die schmalen Lippen ihres Mundes, daß es ihn wunderte. Da fiel ihm ein, daß er sie vorhin geärgert, und er sah sie nun auch mit festem Blick an.

„Du bist recht auseinander gegangen, Lisi,“ sagte er; „Deine Figur hat gelitten!“

„Das kommt Dir nur so vor,“ entgegnete sie, scheinbar gleichgültig, „das vergeht wieder, meint Frau Abuteanu, wenn ich nicht mehr stille. Aber Du scheinst mir noch recht verstimmt über Deinen Unfall?“

„Nur etwas nervös, und dann bin ich der häuslichen Szenen ungewohnt, ich muß erst wieder unter's Joch kriechen.“

Sie lachte spöttisch auf: „Häusliche Szenen? Ich habe Dir doch nie welche gemacht!“

„Wer sonst?“

„Wollen wir jetzt nicht etwas spazieren fahren?“

„Ja, zum vorletzten Mal, denn übermorgen kehren wir in die Stadt zurück und dann werden Pferde und Wagen verkauft. Dir wird's wohl schwer werden, Dich von der Herrlichkeit zu trennen, aber an der Wiege ward's Dir ja auch nicht gesungen, daß Du eigenes Fuhrwerk haben solltest.“

Sie maß ihn mit den Blicken. „Was hast Du nur?“ fragte sie, und das Blut stieg ihr in den Kopf. „Nimm etwas Rücksicht darauf, daß ich die Amme Deines Sohnes bin.“

„Es würden sich wohl noch andere finden, wenn Du es nicht wärest! Nimm Du etwas mehr Rücksicht, als Du bisher gethan, auf den Vater Deines Sohnes.“

Sie schwieg, und er lachte, als sie in den Wagen stiegen. Die schöne Bergnatur befänstigte Lisa; und wie sie an dem einstigen Häuschen ihres Vaters vorbeikamen, wandte sie sich zu Radu: „Es liegt immer noch so anmuthig da an dem aufsteigenden Tannenwald!“ Er aber schaute sich nicht um, sondern erwiderte: „Ich kenne es genugsam. Jedesmal, wenn wir vorbeikommen, im Lauf der Jahre, sagst Du dasselbe.“

„Ich werde keinen Tropfen Milch haben, wenn das so fort geht,“ dachte Lisa; sie lehnte sich im Wagen zurück und bemühte sich, an andere, angenehmere Dinge zu denken. Aber das Schweigen des sonst so gesprächigen Mannes beunruhigte sie zu sehr, und sie suchte nach etwas, womit sie ihm Freude machen konnte.

„Vorgestern begegnete ich den Herrschaften, und die Fürstin war ganz entzückt über das prächtige Kind.“

„Entzückt ist sie über jedes Kind; sie glaubt, es gehört zu ihrer Herrscherpflicht, jedem Kinde Kußhändchen zuzuwenden!“

Nun sah Lisa ein, daß für den Augenblick wirklich nichts mit Radu anzufangen war; wenn es ihr nur nicht so weh thäte und sie sich nicht so darüber ärgern müßte! Sie war doch eine schlechte Mutter, daß Radu mehr über sie vermochte als ihr Kind!

Am Abend versuchte sie ihren Mann nach Mariechen und Deliu auszuforschen und wollte alle Einzelheiten seines Unfalls haben, er aber sagte, er habe genug über die Sache gehört und bitte sie, ihn mit weiteren Fragen zu verschonen.

Er legte sich früh zu Bett und las bis tief in die

Nacht. Lisa aber konnte kein Auge zuthun, und als der Kleine sich meldete, hatte sie keine Nahrung für ihn! Das schmerzte sie tief, sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, und das verschlimmerte die Sache natürlich. Der Kleine war noch nicht sechs Monate alt, er konnte die Muttermilch nicht entbehren, und sie war eine so schlechte Mutter!

Als Radu Morgens noch im Bette lag — er stand nie vor elf Uhr auf —, überlegte er sich, daß er nichts überheßen dürfte, weil er sonst mit Lolo alles verderben könnte. Wenn er Lisa's Eifersucht wach rief, war das eine Gefahr; dadurch konnte er auf Lolo nicht wirken. Viel besser, wenn er Lolo gegen ihren Mann aufbrächte; vielleicht würde sie sich aus Wuth gegen George zu einem entscheidenden Schritt entschließen. — Dazu konnte Lisa taugen, denn Lolo würde besonders empört sein, wenn ihr Mann Lisa den Hof machte, George hatte ja noch immer eine warme Zuneigung für Frau Sopholides. Außerdem waren sie Beide solche Kindernarren, Lisa mit ihrem Sohn, George mit seiner Tochter; sie würden sich herrlich verstehen und zu einander passen. Wer weiß, ob sie nicht noch einmal ein Paar abgeben könnten — er wünschte Lisa alles Gute für später, wenn er selbst erst seine Lolo hätte. „Aber nur nichts überheßen!“ sagte er sich noch einmal.

Allein zum ersten Male war etwas in Radu stärker als er selbst! Lolo verstand es meisterhaft, als beide Familien in die Stadt zurückgekehrt waren, durch Geben und Verwehren seine Leidenschaft derart anzufachen, daß alles Andere ihm gleichgültig wurde. Und wie sollte

Lisa das nicht sehen, mit ihrem im Laufe der Jahre geschärften Blick einer erfahrenen Frau? Sie wußte nicht, wer es war, nur daß eine Frau ihn so umgestaltet hatte; es interessirte sie nicht einmal, den Namen zu erfahren.

War sie daran schuld? Hatte sie ihren Mann vernachlässigt über ihrem Kinde? Warum hatte er kein Vertrauen zu ihr, warum sagte er ihr nicht, was er dachte, wenn er so schweigend dasaß? Seine Frau war sie doch noch, wenn auch seit langer Zeit nicht mehr seine Geliebte! Konnte sie ihn vielleicht durch Zärtlichkeiten, durch ihre Liebe zurückgewinnen?

Zu Weihnachten entwöhnte sie ihr Kind, während Radu auf einer längeren Jagd abwesend war — er, der nie gejagt hatte! — Sie wußte auch, daß es nur ein Vorwand war, um zehn Tage fortzureisen; ihr Tactgefühl verbot ihr jetzt, ihn mit Fragen zu belästigen. Und das Entwöhnen ging leicht, da es allmählich, eigentlich schon seit jenem Octobertage in Sinaja geschehen war; die quälenden Gedanken hatten ihre Nährkraft erschöpft. Sie war jetzt schlanker und jugendlicher denn je; sie kleidete sich elegant und hatte den festen Vorsatz gefaßt, ihren Mann zurückzugewinnen. „Deinetwegen, kleiner Schatz!“ flüsterte sie ihrem lachenden Jungen zu. „Deinetwegen muß ich den Papa durchaus zurückerobern, wir können ja nicht ohne ihn leben.“

Für hoffnungslos hielt sie die Sache nicht: er war schon oft zu ihr zurückgekommen, und sie wußte ja, daß sie jung und schön war, Jeder sagte es ihr — würde er es nicht auch einmal wieder sehen? Sie dachte

auch daran, ihn ein bißchen eifersüchtig zu machen — George Albuteanu kam jetzt oft in's Haus, und Radu sagte stets: „Er kommt doch nur Deinethalben!“ Er war ja früher einmal so eifersüchtig auf ihn gewesen, vielleicht gelang es ihr!

„Frauen in Deutschland haben es so leicht,“ dachte Lisa, während sie sich zu dem großen Hofball anzog, der kurz vor den Fasten gegeben wurde. „Wenn Sie einmal verheirathet sind, haben sie das sichere Recht auf ihres Mannes Schutz; sie brauchen nicht mit Jeder um ihn zu kämpfen, sie dürfen sich in seiner Liebe ausruhen — ihr Leben ist nicht wie meins von einem Tage zum anderen in seinem Bestande gefährdet! Auch das materielle Leben ist gleichmäßiger — wir sind bald reich, bald arm.“ — Radu hatte seiner Frau am verflossenen Abend gesagt, sie müßten sich einschränken, denn durch seine kurze Ministerlaufbahn habe er den Anfang seiner Advocatenpraxis wieder eingebüßt, und durch den Proceß der Bettern sei sein ganzes Vermögen bedroht.

„Aber Radu, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Wie wäre ich dann zum ersten Male diesen Winter in Gesellschaft gegangen und hätte so viele unnöthige Ausgaben gemacht!“

„Es ist immer noch früh genug,“ meinte er. „Und Du bestandest ja darauf, auszugehen!“

Ja, das war wahr; sie hatte gemeint, wenn sie Anderen gefiele, würde auch er sie wieder lieb gewinnen!

Aber sie wollte wenigstens nicht auf diesen Hofball gehen — Da jedoch erklärte Radu, die Toilette sei nun fertig, und so mache es keinen Unterschied.



Lisa wäre viel lieber beim Kinde geblieben, das im Zahnen war, sie fühlte sich nicht wohl in der Welt, in der sie noch fremd, und in der Radu sich nicht um sie kümmerte. Ihre wenigen Bekannten verschwanden immer unter der Fülle Wildfremder, und wäre nicht George Albuteanu meistens ihr aufmerksamer Cavalier gewesen, sie hätte sich noch vereinsamer gefühlt. Nur wenn Lolo in der Nähe war, suchte George sich von ihr fernzuhalten, und das kränkte Lisa. Schämte er sich ihrer? Sie lebte ja für ihren Zweck, und der war, ihren Mann wieder zu gewinnen; wenn sie ihn dadurch erreichte, daß sie mit Albuteanu kokettirte, war sie auch dazu bereit!

Oft, wenn sie aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen war, saß sie stundenlang halb angezogen auf ihrem Bett und starrte wie eine Irre in's Licht: sie durfte nicht nachgeben, es war ja ihr Recht! Nein, nicht weil es ihr Recht war, sondern weil sie ohne ihn nicht leben konnte, weil sie überhaupt ohne ihn nicht war! Er ließ sie jetzt in allem gewähren, kümmerte sich um nichts, und wenn sie ihn fragte: „Soll ich heute Abend dahin oder dorthin gehen?“ entgegnete er: „Wie Du willst!“

Wie viel besser war es zu Anfang des Winters gewesen, wo er ihr noch Scenen gemacht, immerfort an ihr etwas ausgefetzt, ja selbst sich über sie lustig gemacht hatte!

Lisa hegte jetzt gar keinen Zweifel mehr darüber, wer Radu's Angebetete war; er versteckte sich nicht vor ihr; aber daß es eine verheirathete Frau war, be-

ruhigte sie: diese Leidenschaft mußte ja ohne Consequenzen bleiben! Sie fragte sich nur, was Lolo vor ihr voraus habe, und so sehr sie sich vor Selbstüberschätzung hüten wollte, sie konnte beim besten Willen nichts finden: Lolo hatte weder Herz noch Kopf, daher konnte sie — meinte Lisa — unmöglich auf die Dauer einen Mann wie Radu fesseln. Bei Mariechen hatte es ja auch nur ein paar Monate gewährt, und Mariechen war wenigstens hübsch gewesen.

So wollte Lisa sich gedulden; sie war aber eine jugendlich heftige Natur und nicht immer hatte sie die Kraft dazu, oft ward sie doch bitter und gehässig, und wenn er dann erklärte: „Du weißt, ich verstecke mich nicht vor Dir, ich halte die Eine Bedingung ein, die Du mir gestellt hast!“ — dann lag es ihr auf der Zunge: „Ich ziehe die Bedingung zurück!“ — Ja, es gab Stunden, wo sie dachte: „Lieber erniedrigt zu einer seiner Geliebten, als ihm nichts, garnichts sein!“ —

Sie fuhren zusammen zum Hofball. Ehe sie einstiegen, hatte sie mit kokettem Lächeln gesagt: „Sieh' mich doch an! Bin ich heute nicht schön?“ — Er aber hatte erwidert: „Diese Art und Weise steht Dir nicht, Du ahmst sie den Frauen nach, denen sie natürlich ist! Wenn Du kokett sein willst, ist es, als ob ein Bär tanzen wollte.“ Sie schwieg beleidigt und war froh, daß einer der Flügeladjutanten sie in den Saal führte, und nicht ihr eigener Mann. Zu ihrer Ueberraschung bot Radu ihr aber dann den Arm und führte sie durch den ganzen Saal.

Es war noch vor dem Eintritt der Herrschaften;

die Gäste standen in ungezwungenen Gruppen umher, die älteren Damen saßen auf den kleinen blauseidenen Sopha's unter den großen Bogenfenstern. Das elektrische Licht erhellte den schönen Raum feenhaft, ließ aber so manche der geschminkten und gepuderten Gesichter fast unheimlich und geisterhaft erscheinen. Deshalb suchten viele, die diesen Effect kannten, mit gutem Bedacht die weniger grell erleuchteten Seitengemächer auf.

Lisa begrüßte ihre Bekannten; plötzlich blieb sie wie erstarrt stehen, denn sie sah dicht vor sich Andrea; diese winkte ihrem Sohne zu, wandte sich aber von ihrer Schwiegertochter ab. Lisa versuchte noch einmal, sich ihr zu nähern, Radu jedoch flüsterte ihr zu: „Du siehst doch, daß sie nichts mit Dir zu thun haben will!“

Diese kleine Scene hatte Lolo genau beobachtet, mehr aber noch als das interessirte sie Lisa's Toilette: sie glich fast bis in das kleinste Detail der ihrigen. War es Zufall, oder hatte die Schneiderin — beide Damen gehörten zur Klientel der Ville de France — sich einen dummen Scherz erlaubt? Oder hatte Lisa es absichtlich gethan?

Die Toiletten waren beide aus weißer Seide, und die mit leuchtendem Atlas gefütterte Schleppe war ringsum mit Pelz besetzt. Dazu trugen beide Frauen weiße Federn im Haare, Lolo an einem Halbmond aus Brillanten, Lisa nur an einer kleinen Agraffe. Aber während Lisa's schlanke Gestalt und nordischer Teint ihr etwas rührend Mädchenhaftes und Bräutliches gaben, erschien Lolo in dem zarten Weiß nur doppelt stark und zigeunerhaft. Und wie sie sich Lisa gegenüber sah, fühlte

sie selbst, daß sie nur eine Carricatur dieser viel jüngeren Frau sei; sie fletschte förmlich die Zähne vor Gift und Galle: sie mußte der Rivalin einen Affront anthun — dieser Sieg, den Jene durch ihre Erscheinung über sie errungen, sollte ihr theuer zu stehen kommen!

Kadu, der Lolo's Gesicht so gut kannte, las ihr den Aerger vom Gesicht ab, und während sie sich begrüßten, fragte er, um sie zu reizen, George laut: „Wie findest Du meine Frau heute? Nicht wahr, eine kleine Königin?“

„Man sieht ihr ihre Herkunft kaum mehr an,“ versetzte Lolo rasch.

Lisa maß sie mit ihren Blicken: „Welche Herkunft? Ich bin stolz, aus edler Rasse entsprungen zu sein — zwar nicht aus so vornehmer wie Sie: denn die Zigeuner sind, höre ich, eins der ältesten Völker der Welt!“ Damit wandte sie sich um, ihr Mann aber machte sich mit unwilliger Bewegung von ihrem Arme los.

In demselben Augenblicke ertönte das Orchester, und durch die Vorhänge aus dem Empfangszimmer des diplomatischen Corps und der Minister traten die Herrschaften.

Die Gruppe Kadu und George hatte zufällig dicht am Eingange gestanden, und Lisa war so die Erste, welche im großen Saal von der Fürstin angesprochen wurde. Dieselbe fragte Lisa nach ihrem prächtigen Kinde und meinte, nur von dem langen Aufenthalt in Sinaja sähe sie so frisch und wohl aus, auch sie selbst würde dort immer gleich gesund. Dann zog sie Lolo in's Gespräch.

Lisa hatte kaum gehört, was die Fürstin ihr gesagt, und kaum zu antworten vermocht, so fauste ihr das Blut in den Ohren; sie begriff nicht mehr, wie sie Solo eine so scharfe Antwort hatte geben können, aber erst die Geberde ihres Mannes hatte ihr die Fassung geraubt. Wenn der Zufall ihr nicht günstig gewesen wäre, würde die Art und Weise, wie er ihren Arm fahren und sie im großen Saal allein ließ, von Vielen bemerkt worden sein! Jetzt benutzte sie die Verschiebung, die entstand, als die Fürstin weiter ging, um sich Soë Fresino anzuschließen, die etwas im Hintergrunde, durch die Menschenmenge verdeckt, auf einem Divan saß. „O Lisa, wie schön Du bist!“

„Und Du erst! Wie geht es Dir?“

„Ich werde mich sachte nach Hause stehlen, ich habe mir zu viel zugemuthet. Mein Mann wollte es nicht, aber ich wußte, daß es ihm doch Freude machen würde, wenn ich mitkäme, und auffallend sehe ich doch noch nicht aus?“

„Garnicht. Wie lange hast Du noch?“

„Drei Monate. Ach Gott, Lisa, manchmal ängstige ich mich so, ob auch dies Kindchen nicht leben möchte, daß ich ihm vielleicht aus reiner Angst Schaden zufüge!“

„Das gewiß nicht. Du weißt ja, daß es ein unglücklicher Zufall war und garnicht Deine Schuld.“

„Ich weiß nichts, ich bin so verdummt! Wenn man immer nur den Einen Gedanken hat . . . .“

Lisa dachte, daß auch sie nur Einen Gedanken noch hatte, aber welch' ein Unterschied zwischen ihnen Beiden!

„Wenigstens theilst Du diesen Gedanken mit Deinem Manne!“ erwiderte sie bitter.

Zoë schwieg. Sie wußte lange, vom Geflatsch der Leute, daß Lisa's Ehe zu zerbrechen drohte. Diese selbst hatte ihr aber noch nie eine Andeutung davon gemacht.

„Wir müssen Beide sehr geduldig sein, das ist die beste Waffe der Frauen, sagt meine Schwägerin immer. Ich wünschte, Lisa, daß Du meines Mannes Schwester kenntest, ich habe nie solch' zufriedenes Wesen gesehen. Dabei hat sie ihre Kinder verloren, und ihr Mann hat sie verlassen . . .“

Lisa schauderte. „Dann hat sie ihn nicht geliebt.“

„O doch!“ — Ehe sie weiter sprechen konnte, trat Lucy, ihre Schwester, von hinten an den Divan heran. „Ich wußte, daß Du hier irgendwo versteckt hocktest, das sieht Euch Beiden ähnlich. — Wozu seid Ihr denn gekommen?“

„Du selbst tanzezt ja auch nicht!“

„Es ist viel zu voll, ich kenne auch Niemanden, und mit wildfremden Officieren mich herumzudrehen, macht mir keinen Spaß!“

„Wir wollen alle Drei nach Hause fahren,“ meinte Lisa; Lucy sagte aber, sie dürfe nicht, der Papa würde sehr böse werden.

„Da Lisa und ich selbständige Frauen sind, werde ich Dich erst in Papa's Hände abliefern, und dann können wir fort,“ sagte Zoë, und so geschah es. „Trage meinem Manne auf, Dich zu hüten, ich schicke ihm den Wagen zurück!“ rief Zoë ihrer Schwester noch

zu, dann stieg sie mit Lisa in ihre Equipage. „Du kommst doch ein bißchen zu mir hinauf?“ fragte Zoë, und Lisa sagte zu. Sie war wenig bei der Freundin gewesen seit deren Heirath, die politische Differenz der Männer hatte sich auch zwischen die Frauen gedrängt, trotz ihrer unveränderten Liebe zu einander.

Es war warm und behaglich in Zoë's Toilettenzimmer; sie ließ sich schnell das Kleid ausziehen und einen Morgenrock überwerfen; dann brachte die Jungfer den Thee dorthin. Lisa saß noch in ihren Pelz gehüllt am Ofen; sie fröstelte und starrte in's Feuer, so daß sie Zoë's Frage: „Wird Dein Mann Dich auch nicht suchen?“ überhörte. Erst als dieselbe wiederholt ward, entgegnete sie mit bitterem Auflachen: „Das ist nicht wahrscheinlich!“

Zoë fragte nach dem kleinen Jungen, an dem sie ein schmerzliches Interesse nahm, und Lisa erwiderte, es ginge ihm sehr gut. „Er ist schon zehn Monate alt, wie meiner auch wäre . . .“ seufzte Frau Fresino.

„Was soll ich nur thun?“ fragte Lisa plötzlich. „Ich habe meines Mannes Geliebte beleidigt! — Wie es kam, weiß ich nicht — Nun kann es nicht mehr so fortgehen.“

Sie weinte nicht, sondern starrte immer noch in's Feuer. „Sag' mir, Zoë, hast Du Deinen Mann sehr lieb?“

„Ueber alle Begriffe!“ entgegnete diese.

„Was würdest Du thun, wenn er Dich nicht mehr liebte?“

„Lisa, das ist etwas so Udenkbares, daß ich es mir nicht vorstellen kann!“

„Das habe ich auch im ersten Jahre geglaubt — aber es kann alles geschehen — hier zu Lande! Was würdest Du in meiner Stelle thun?“

„Liebe Lisa,“ erwiderte Zoë warm und sah mit wahren Herzwch auf die schöne Frau, die vor ihr saß. Der Pelz war von ihren Schultern gefallen, sie saß zurückgelehnt in dem niedrigen Stuhl und sah geisterhaft bleich aus wie ihr milchweißes Kleid, dessen lange Schleppe nachlässig auf dem Boden um sie herum lag. „Liebe Lisa, ich kann Dir nicht rathen, denn ich kenne Deine Lage nicht! Ich weiß auch, daß Du mir nicht mehr sagen darfst, es könnte Dir leid werden.“

„Meine Lage ist sehr einfach: ich liebe ihn, und er glaubt eine Andere zu lieben! Ich habe ein Kind und bin seine Frau . . . Wenn er seine Freiheit fordert, muß ich sie ihm geben? . . . Muß ich mich umbringen?“

„Aber Lisa! — Den Gedanken darfst Du garnicht ausdenken: Dein Kind ist ja da!“

„Aber ohne Radu kann ich nicht leben! Siehst Du, ich habe nie gewußt, warum ich ihn eigentlich liebte; ich liebte ihn, wie mich selbst, aus angeborenem Instinct, ich fragte mich nicht darnach, es war so selbstverständlich wie das Athemholen und der Herzschlag — Wenn das aufhört, lebt man nicht mehr!“

„Aber es kann keine Liebe geben, die nur einseitig ist, ihr fehlt die Lebenswurzel, sie muß verdorren! Entweder auch er liebt Dich, und es ist nur



eine Verirrung, oder Deine Liebe muß verdorren gleich der seinen!

„Also, so lange ich ihn liebe, meinst Du, daß ich seiner Gegenliebe sicher sein darf?“

„Ja,“ entgegnete Zoë leise; sie fürchtete, ihr zu viel Hoffnung gegeben zu haben, als sie sah, wie bereitwillig sie sich an den Strohalm klammerte.

„Du weißt nicht, wie Du mich getröstet hast! Nun sag' mir auch, wie ich seine Verirrung heile?“

„Das weiß ich nicht, vielleicht durch große Geduld, das Heilmittel meiner Schwägerin!“

Lisa stand auf. „Ich muß zum Kinde; ich nehme Deinen Wagen und schicke ihn dann Deinem Manne in's Palais zurück. Und nun danke ich Dir von ganzem Herzen — hoffentlich habe ich Dir keine bösen Gedanken gegeben?“

„O nein, Lisa, ich danke Dir für Dein Vertrauen, und mir ist's sehr gut, einmal aus meinen selbstsüchtigen Gedanken herausgerissen zu werden, mein Kind wird sonst ein schrecklicher Egoist.“

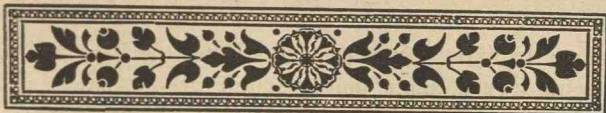
Als Lisa wieder allein war, verschwand ihre Fassung von Neuem. Sie war außer sich, daß sie Lolo eine impertinente Antwort gegeben; sie hatte sich dadurch selbst in's Unrecht gesetzt und den Haß dieser Frau verdoppelt. Was würde nun geschehen? Für die Befriedigung einer Aufwallung hatte sie sich dauern- des Leid zugezogen!

Radu kam erst gegen Morgen heim; sie hörte den Wagen anfahren und drückte sich in die Kissen. Es war zwar keine Gefahr, daß er an ihr Zimmer klopfte,

aber sie hatte sich doch eingeschlossen. Sein Schlafzimmer lag in einem andern Theile des Hauses.

Sie schlief die ganze Nacht nicht, immer war ihr, als müßte irgend etwas geschehen, aber der trübe März-morgen schlich sich ruhig über ihr Haus, und der Kleine lachte sie so fröhlich an, als gäbe es keinen Kummer auf der Welt.





## 6. Kapitel.

**S**ie ist beim Zwölfuhr-Frühstück begegnete Lisa ihrem Manne. Er beantwortete ihren „Guten Morgen“, sagte aber weiter nichts, sondern nahm die Zeitungen hoch, die für ihn gekommen waren, und schien darin zu lesen. Lisa's Herz klopfte so laut, daß ihr Mund zitterte; sie war nicht im Stande, einen Bissen zu essen, und stürzte nur ein Glas Wein herunter. Sie mußte ihn immer ansehen, und zum ersten Male bemerkte sie, daß er auf der Stirn, über dem rechten Auge, doch eine kleine Narbe hatte, die ihren Blick immer wieder anzog.

Sie wußte, daß er beim Aufstehen sagen würde: „Bitte, komm in mein Zimmer, ich habe mit Dir zu sprechen,“ — so genau, als hätte sie es schon erlebt. Und als er es sagte, fiel sie ihm in die Rede: „Komm' lieber zu mir, ich muß auf das Kind Acht geben, während die Kinderfrau ist.“ Sie fürchtete sich nicht vor ihm, aber sie wollte ihr Kind in der Nähe haben.

„Du begreifst, daß Frau Albuteanu eine Abbitte von Dir verlangt,“ begann er, sowie sie den Kinder-

wagen in ihr Zimmer geschoben hatte; sie stand neben demselben und stützte sich leicht auf ihn. „Ihr Mann kann von mir keine Rechenschaft fordern, da ich durchaus nicht gewillt bin, Deine Partei zu nehmen und Dich in irgend einer Weise zu entschuldigen.“

Sie blickte ihn fest an, er aber konnte ihre klaren blauen Augen nicht ertragen, sondern sah auf das Falzbein, mit dem er spielte. „Uebersieh Dein Gerechtigkeitsfönn, daß Frau Albuteanu mich auf das Höchste gereizt hatte?“

„Sie hat weiter nichts gesagt, als daß Du eine Deutsche bist, und daß Deutsche sich meistens nicht durch Eleganz und Grazie auszeichnen.“

„Ist das keine Beleidigung?“

„Es ist einfache Wahrheit.“

„Was ich sagte, ist auch Wahrheit: sie sieht einer Zigeunerin zum Verwechselln ähnlich.“

Radu war doch etwas unsicher seiner Frau gegenüber; sie fühlte das, und in ihrem Herzen erwachte eine mächtige Hoffnung, daß diese Unterredung mit einer Verständigung, einer Ausföhnung endigen könnte, zumal da er jetzt aufblickte und in seinem früheren scherzhaften Tone sagte: „Lisa, es kann Dir doch nichts weiter kosten, Du bist ja eine vernünftige Frau, geh' hin und sag', es thäte Dir leid, das Wort „Zigeunerin“ gebraucht zu haben!“

„Radu,“ entgegnete sie, ihn nachahmend, „Du bist ja sonst ein vernünftiger Mann, Du kannst doch nicht von mir verlangen, daß ich zu der Frau gehe und sie um Verzeihung bitte? Sei doch menschlich!“

„Warum nicht?“ fragte er und schaute sie plötzlich drohend an.

„Weil sie Deine Geliebte ist!“ Er sprang auf und brach das Falzbein mitten durch. „Lange genug habe ich Dich und Deine Quälereien ertragen, jetzt habe ich es satt, jetzt ist es genug!“ schrie er außer sich und warf ihr die Stücke des Falzbeins vor die Füße.

„Das Kind schläft . . . .“ erwiderte sie mit tonloser Stimme, wandte das Wägelchen um und fuhr es durch den Salon in das Schlafzimmer, dann kehrte sie langsam zurück, schloß die Thüren hinter sich und sagte, indem sie sich setzte:

„Jetzt kannst Du reden! Nicht vor dem Kinde, Man weiß ja nicht, wieviel in sein unbewußtes Gehirn eindringt . . . .“

„Narrenspoffen und Sentimentalitäten! Uebrigens brauchen wir uns nicht zu erhitzen, ich kann Dir auch ruhig sagen, was Du längst weißt: mir ist es unmöglich, länger mit Dir zu leben, ich habe mir die aufrichtigste Mühe gegeben — also, je schneller wir auseinander gehen, desto besser!“

Sie blieb regungslos sitzen, zu seiner größten Ueerraschung — er bedachte nicht, daß der Blitz erschlägt!

„Das ist alles Trug und Lüge, Kadu! — Ich glaube es nicht einmal,“ sagte sie dann ganz ruhig. „Jedenfalls hat es keine factische Bedeutung; Du brauchst ja nicht mit mir zu leben, aber darum bleibe ich doch Deine Frau — des Kindes wegen!“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Du wolltest, glaube ich, von Scheidung sprechen — war es so?“

„Natürlich!“

„In meinem Wörterbuch steht das Wort nicht. Nicht etwa, weil ich Dich liebe, sondern weil ich an Dein Kind denke. Ich habe Geduld, weil ich Dich liebe, und weil ich weiß, daß Du zu mir zurückkehrst — o, so sicher weiß ich das, wie Du da vor mir stehst!“

Er war vollständig verblüfft von ihren Worten, aber größer noch als seine Verwunderung war sein Zorn, sich ihrer nicht schnell genug entledigen zu können. Sie fuhr fort, als spräche sie aus weiter Ferne.

„Du hast Dir wohl nicht klar gemacht, was Du thatest, als Du eine Deutsche heirathetest, Radu: da nahmst Du Dir eine Frau, nicht eine Geliebte auf Kündigung“ — sie wußte selbst nicht, woher ihr die Worte und die Klarheit plötzlich kamen, ihr war, als sei sie uralt und übersähe alle Gefühle einer langen Vergangenheit. — „Nicht ein Weib, das um Deine Gunst buhlt, sondern eine Gattin, die mit Dir leben und sterben will. Hier zu Lande denkt man anders . . . .“

„Und wir sind „hier zu Lande“ und haben das Recht unserer Gedanken bei uns, wie Ihr das Recht Eurer Empfindungen bei Euch! Du wirst uns nicht anders machen, und ich gebe es auf, Dich zu befehlen!“

„Ich aber gebe es nicht auf, Dich zu befehlen, Radu, denn Du kannst mich, so lange ich einen Athemzug habe, nicht dazu bringen, in eine Scheidung zu willigen.“

Er lachte auf. „Ist das Deine deutsche Würde,

Dein Ehrgefühl, daß Du Dich einem Manne aufdrängst, der an dem Mühlstein zu Grunde geht, den Du ihm um den Hals hängst? Mit Dir ist meine Zukunft verloren. — Hast Du es nicht in den fast drei Jahren unserer Ehe gemerkt, daß Du mir im Wege bist, daß Du mir alles versperrst? Mit einer deutschen Frau bin ich hier verloren!“

„Das ist Lüge!“ unterbrach sie ihn leidenschaftlich. „Ich kenne Dein Land besser als Du: an Dir selbst bist Du gefallen!“

„Zawohl,“ entgegnete er achselzuckend, „wer nicht sehen und hören will, dem ist schlecht predigen! — Wer hat mich mit meiner Mutter entzweit? Wer hat mich von allen Freunden isolirt, mich immer mit seiner Eifersucht verfolgt? . . .“

Sie schwieg. Bildete er sich das wirklich ein? Redete er sich willkürlich ein, was ihm gerade paßte, oder log er bewußt, weil er meinte, sie ließe es sich einreden? Und sie sah ihn an, ohne weiter auf seine Worte zu hören. Welch' complicirtes Wesen war er! Wann würde sie diese neue Haut von ihm abfallen sehen, und welche würde dann zum Vorschein kommen? Hatte er gar keinen Begriff von der Liebe, die sie für ihn empfand, die durch all' die Häute hindurchsah und ihn mit allen liebte?

Er stand auf und fragte noch einmal: „Du weigerst Dich also, in eine Scheidung zu willigen?“

„Absolut, Radu, und Du wirst es mir einmal danken.“

„So hast Du Dir allein die Folgen zuzuschreiben.“

„Ja,“ entgegnete sie. „Ich habe keine Angst vor Dir, ich glaube an Dich!“

Er zuckte spöttisch die Achseln und verließ das Zimmer; sie aber hatte sich in solche Erregung hineingesprochen, daß sie wie eine Ohnmächtige dalag, als sie allein geblieben.

Nach fast einer Stunde rüttelte sie sich auf, gedankenlos wie eine Betäubte; ihr erster Weg war zum Kinde. Es war erwacht und saß auf dem Arm seiner rumänischen Kinderfrau am Fenster.

„Zieht es dort nicht?“ fragte Lisa. Als das Kind ihre Stimme hörte, streckte es ihr beide Arme entgegen: „Mama, Mama!“ Sie riß es leidenschaftlich an sich und brach in Thränen aus.

„Es ist nicht gut, wenn man über kleinen Kindern weint,“ sagte die Kinderfrau sanft. „Das raubt ihnen den Schlaf!“

„O Marişa, wie können Sie so abergläubisch sein!“ erwiderte Lisa und mußte lächeln.

„Ich hab's doch immer so kommen sehen“, entgegnete diese, „sonst würde ich es auch nicht glauben. Aber ich war sieben Jahr' bei Frau Nolesku und hab' ihr drei Kinder groß gezogen — so schön wie unser Alekko war keins, aber es waren doch gute Kinder....“

Lisa ließ sie plaudern und spielte mit ihrem Kinde, und die Thränen trockneten dabei. Sie schickte die Kinderfrau zum Diener, um zu fragen, ob der Herr fortgegangen sei, und bekam den Bescheid: Ja, vor einer



Viertelstunde. „Mit dem Wagen?“ — „Nein, mit einer Droschke!“ — „Dann könnten wir mit dem Kleinen auf die Chaussee fahren!“

Natürlich war die Kinderfrau bereit, und Lisa fuhr mit ihrem Söhnchen aus. Er hatte zwar nie viel von einer solchen Fahrt, denn nach zehn Minuten schon schläferete ihn das Gerüttel des Wagens so fest ein, wie nie in seinem Bett, aber Lisa meinte doch, frische Luft zu schöpfen thäte ihm gut. Als sie nach Hause kam, erfuhr sie, daß der Herr mit seinem Koffer zum Bahnhof gefahren wäre; sie that, als habe sie es gewußt, und warf ein Wort hin von einem Proceffe in Buzëu, damit die Kinderfrau es den anderen Leuten wiederholen sollte. Sie lebte den ganzen Abend in solcher Spannung, als erwarte sie irgend eine Entscheidung, und diese Spannung verhinderte sie daran, sich ihres Unglücks bewußt zu werden. Sie dachte an jenen englischen Roman, in welchem der Mann, um sich seiner ungeliebten Frau zu entledigen, zum Verbrecher ward, aber sie kannte Radu zu gut, davor brauchte sie sich nicht zu fürchten: die großen Affecte lagen nicht in seiner Natur. Sie erwartete aber eine Nachricht von ihm, das war er ihr schuldig!

Allein es verging ein Tag, zwei, drei Tage, schließlich drei Wochen, und sie hörte nichts von ihm.

Ruhigen Schlaf kannte sie nicht mehr; nur durch das Bestreben, Keinen merken zu lassen, was sie litt und was vorgegangen, hielt sie sich aufrecht. Zu dem großen Leide, das sie peinigte, gesellte sich ein kleines, quälendes: ihr Geldvorrath schmolz zusammen, und sie wußte nicht,

was sie machen sollte, wenn er aufgezehrt. Keinen Menschen hatte sie gesprochen, Besuch weder angenommen noch erwidert, um Niemand Rede stehen zu müssen. Als sie nur noch hundert Frank in der Kasse hatte, entschloß sie sich, Fresino brieflich zu bitten, zu ihr zu kommen. Sie hatte großes Vertrauen zu ihm; ehe sie aber das Billet abschickte, sagte sie sich: „Er ist meines Mannes politischer Gegner, ich muß vorsichtig sein, an ihn darf ich mich nicht wenden!“

Aber was blieb ihr? Nisipesku war Lolo's Bruder, George Lolo's Mann! — Lieber noch an George. Allein wie sollte sie ihm schreiben, ohne daß seine Frau es erfuhr? — Vielleicht wenn sie den Brief nach der Kammer schickte? Aber ihr Diener kam unverrichteter Sache heim; man hatte heute gerade das Königthum proklamirt, und alle Deputirten waren im Palais.

Die Kinderfrau meinte, es würde den Kleinen so amüsiren, die Fahnen zu sehen, mit denen man die Stadt geschmückt, und so entschloß Lisa sich, mit ihm auszufahren. Ihr war es furchtbar, jetzt Menschen zu sehen; sie glaubte auf den Gesichtern Aller Spott und Hohn zu lesen, die eigenen Dienstboten waren ihr schon unheimlich. Wenn sie aber überlegte: „Er glaubt mich durch all' das zu zwingen!“ wurde sie wieder ruhig. „So leicht bin ich nicht mehr einzuschüchtern. Früher, ja, früher; aber nicht, seitdem ich ein Kind habe!“

Sie fuhr durch die Siegesstraße, die bei dem schönen Wetter gedrängt voll war. Am Palais mußte sie einen Augenblick halten, weil die Wagen nicht vorwärts kommen konnten, und plötzlich, während die Kinderfrau

den Kleinen nach dem Tacte der Musik, die im Schloßhof spielte, hin und her wiegte, sah sie ihren Mann aus dem Palais treten und in einen Wagen steigen!

Ihr erstes Gefühl war freudiger Schreck — Er war da, er lebte, er war wohl! — Sie stieß einen unwillkürlichen Schrei aus, der aber vor der Musik und dem Gerassel um sie her nicht einmal von der Wärterin vernommen wurde. Dann aber kam der Rückschlag: Radu war in der Stadt; vielleicht war er garnicht fort gewesen, dann mußte alle Welt schon um ihre Verlässlichkeit; es war umsonst, was sie gethan; der Schein ließ sich nicht mehr wahren! — Sie mußte Jemand anders um Rath und Hülfe fragen, aber wen?

Ihr blieb nur George, und doch hatte sie vor ihm die größte Scheu, sie wollte nicht die unwürdige Rolle der Angeberin spielen, sie konnte ihm nicht sagen, daß sie durch Lolo all' das litt!

Unterdeß war sie an der Chaussee angelangt, ließ aber umwenden und nach Hause fahren: sie mußte gleich etwas thun, die Angst preßte ihr das Herz zusammen. Als sie ausgestiegen war und das schlafende Kind auf sein Zimmer gebracht hatte, eilte sie an ihren Schreibtisch. Aber ehe sie ihn erreicht, stand sie plötzlich wie angewurzelt da und meinte, ein Traum narrete sie: Radu saß da und sah sie halb spöttisch, halb gutmüthig lächelnd an.

„Nun?“ fragte er.

Sie stand unbeweglich da, ihren Blick auf ihn geheftet. „So komm' doch zu Dir, Lisi; ich bin's wirklich! Und wenn Du fragst, was das heißen soll, so sage ich

Dir, es heißt, daß Du recht gehabt hast, und daß ich zu Dir zurückgekommen bin!"

Sie verstand noch immer nicht, oder wollte nicht verstehen. Es lag etwas in seinen dunklen Augen, das ihr unheimlich war. Alles in ihr zog sie in seine Arme, aber plötzlich erwachte in ihr ein Instinct, der sie warnte.

Er kannte sie zu genau, um nicht ihren Kampf gesehen zu haben. „Es ist wirklich wahr,“ fuhr er fort, „ich komme als reumüthiger Sünder zurück und erwarte, wie der verlorene Sohn empfangen zu werden!“

Wieder war ihr, als müßte sie sich vor ihm hinwerfen und sagen: „Du bist mir Herr über Leben und Tod!“ Aber sie blieb an die Stelle gebannt, sie konnte weder vor- noch rückwärts.

„Willst Du mir nicht verzeihen?“ begann er wiederum und trat an sie heran. Sie zuckte zusammen, als er den Arm um ihre Schulter legte.

„Nein, nicht so schnell!“ stieß sie hervor. „Wochenlang läßt Du mich allein, weil meine Nähe Dir unerträglich ist, weil Du Dich von mir scheiden lassen willst, und nun sagst Du: „Da bin ich wieder!“ — und ich soll augenblicklich das alles vergessen?“

„Ich hatte einen Termin in Galatz,“ versetzte er leichtthin, „und machte dabei einen Abstecher nach Jassy. Uebrigens habe ich meinen Proceß schon in zwei Instanzen verloren, hast Du kein Mitleid mit mir?“

„Wir werden noch einmal von vorn anfangen,“ sagte sie ruhig, „es wird wohl nicht das letzte Mal sein, wie es nicht das erste ist; mit Dir giebt es keine Ruhe, Du wirbelst immer alles auf, was um Dich ist!“

Er lachte. „Gestehe, daß Dich das amüsirt?“

„Es amüsirt mich nicht, aber mein größter Kummer ist es auch nicht!“ Sie dachte sogar: „Welch' Glück, wenn es die Aussicht auf den Verlust wäre, die ihn zur Vernunft gebracht hat!“ In ihrem Herzen segnete sie die Bettern, die ihm sein Vermögen, durch das er ihr entfremdet worden, wieder entrißen. Aber sie hütete sich, ein Wort davon zu sagen.

„Also es wird Dir nicht schwer, zu Georgi dies Haus zu verlassen und Dich nach einem kleineren umzusehen? Ich habe es verkauft!“

„Wir waren ja nur anderthalb Jahre hier; ich verlasse es ohne Schmerz . . . .“

Sie blickte sich um, als sollte sie gleich anfangen, einzupacken.

„Da habe ich mir Folgendes gedacht“, fuhr er fort und versuchte wieder, seinen Arm um sie zu legen. „Weil Du des Kindes wegen den Sommer doch nicht in der Stadt bleibst, wie wäre es, wenn Du aus Sparsamkeit gleich zu Georgi auf's Land zögest, und wir bis zum Winter gar keine Stadtwohnung mietheten?“

„Wo willst Du denn aber bleiben, Du mußt doch Deiner Advocatur halber in der Stadt sein?“

„Mama hat mir angeboten, mir eins ihrer Zimmer zu vermieten; Brebu hat das große Haus in der Victoriastraße, an der Ecke der Umsa, gekauft, und da er ein Geizhals ist, würde es ihm ganz recht sein. Er hält Mama sehr knapp; hätte sie nicht die 2000 Frank Revenüen von Deinem Vater, sie müßte manchmal hungern.“

Lisa schämte sich, daß sie dachte: „Schade um Papa's sauer erspartes Geld!“ — Sie selbst, seine Tochter, hätte es so viel besser brauchen können.

„Aber nun wollen wir die Lappalien einmal lassen, Lisa — komm', sei nicht so unbarmherzig, laß mich mit Dir reden.“

Er zog sie neben sich auf das Sopha. „Meinst Du, ich wüßte nicht, was alles durch Deinen Kopf gezogen ist seit dem Moment, wo Du mich hier fandest? — Du bist sehr klug, die intelligenteste Frau, die ich kenne, aber Dir geschieht, was gescheuten Leuten öfters geschieht — Du übersiehst das Nächste, das Einfachste! Du fragst Dich: warum ging er fort, wenn er so bald wiederkam? Du denkst, es steckt irgendwo eine List, eine Berechnung dahinter, während Du unterschätzest, was Du mir bist — trotz aller meiner Revolten. Das ist ja ein Theil des Zaubers, den Du ausübst, das Unbewußte an Dir — Du ahnst garnicht, wie viel Du vermagst! Ich bin wieder hier, weil ich nicht anders kann, weil Du mich trotz allem und allem unzerreißbar gefesselt hältst!“

Sie unterbrach ihn durch ein höhnisches Auflachen. „Das alles glaube ich nicht mehr!“

Er machte ein sehr ernstes, trauriges Gesicht. „Du wirst es glauben, wenn Du mir erst vergeben hast, denn das ist ja die wunderbare Macht der Wahrheit, sie ist unwiderstehlich! Lisa, wir gehören zusammen, das hat Dich das Leben doch lehren können; wir sind wie zwei entgegengesetzte Pole, die sich immer wieder anziehen . . . .“

„Deren Anziehung aber durch die einfache Berührung in's Gegentheil verkehrt wird!“ rief sie bitter aus. „Das habe ich schon mehrmals erfahren, darum überzeugt mich Dein Gleichniß nicht!“

„Ob es Dich überzeugt oder nicht, es constatirt eine Naturgewalt.“

„Ich erkenne keine über mir an.“

„Gut, Lisa,“ entgegnete er resignirt, „was willst Du? Soll ich wieder fortgehen?“

„Nein, aber Du sollst wieder gekommen sein, weil es Deine Pflicht war, nicht weil ich Dich anzog, denn ich will Dich nicht anziehen, auf das Terrain will ich mich nicht mehr stellen!“

Er lachte laut auf. „Aber Lisa, welch' eine Doctrinärin! Also ich bin wiedergekommen, weil es meine Pflicht ist, nicht weil ich es gern that, nicht weil ich mir dachte: das Leben ist so kurz und Deine Frau so süß — Du Narr, wie magst Du nur eine Stunde unnütz verlieren, die Du in ihrer Nähe sein könntest! — Nein, nein, all' das dachte ich nicht, ich dachte nur: Geh', thu Deine Pflicht, Deine Frau ist zwar alt und reizlos, Dein Kind schreiig und häßlich, — aber es ist Deine Pflicht!“

„Gewiß,“ entgegnete sie, sich mühend, ihr Lächeln zu verbergen, „das ist meine Lebensauffassung.“

„Nun, dann ist es auch Deine Pflicht, mir, Deinem Gatten, jetzt einen Kuß zu geben, so schwer es Dir wird.“

„Nein,“ sagte sie leiser, „wenn es mir schwer würde, thäte ich es; ich bin aber aufrichtig und weiß, daß ich

es gern thäte — und“, fuhr sie auffspringend fort, „darum geschieht es nicht!“

„Sei doch nicht kindisch, Lisa.“

„Radu, es ist meine Lebensauffassung, Du erniedrigst mich vor mir selbst, wenn Du mich jetzt überredest . . . .“

„Das ist mir höchst egal!“

„Dann hast Du mich eben noch nicht wirklich lieb, und ich werde warten, bis Du Dich änderst.“

„Soll sich denn diese Liebe darin äußern, daß ich Dich nicht küsse, um Dich nicht vor Dir selbst zu erniedrigen? Das ist mir zu subtil, Lisa — dann wollen wir dies Thema wirklich fallen lassen und an das praktische Leben denken.“

Lisa hatte nicht das Bewußtsein, einen Sieg errungen zu haben, obgleich sie ihrer Ansicht Geltung verschafft hatte; ihr war doch, als wäre ihr das nur darum so leicht geworden, weil seine Gleichgültigkeit noch größer war, als ihre Ueberzeugungskraft. Und immerfort quälte sie sich, ob sie auch recht gehandelt?

Vom nächsten Tage an betrieb Radu die Auflösung seines Haushalts mit solcher Eile, daß Lisa ihn immerfort warnte, nichts zu verschleudern; sie hätten ja noch fünf Wochen Zeit. Aber er erklärte: „Wenn ich mich zu etwas entschlossen habe, muß es schnell geschehen!“

Pferde und Wagen wurden zuerst verkauft — ganz ohne Bedauern ging es doch nicht ab, denn Lisa liebte ihre Kappen sehr, die sie im vorigen Sommer mit in Sinaja gehabt; allein es mußte sein! Sie kamen wenigstens in gute Hände, denn George Abuteanu hatte



sie gekauft; er stand im Hofe neben ihnen, als er Lisa mit Thränen in den Augen am Fenster sah. Er grüßte und ging zu ihr hinauf. Sie hatte ihn seit jenem Balltage nicht gesehen und war etwas befangen. Er aber fragte sie nur, ob ihr die Trennung von ihren Pferden schwer würde?

„Natürlich,“ antwortete sie und zwang sich zu einem Lächeln, „es sind ja lebende Wesen; für die hat man stärkeres Gefühl als für Lebloses.“

„Ach, das thut mir leid,“ rief er aus, „aber im Herbst gebe ich sie Ihnen zurück; ich werde sie daraufhin besonders pflegen lassen!“ Es bekümmerte ihn wirklich, daß sie betrübt war.

„Wir werden wohl im Herbst keine Pferde kaufen können,“ meinte sie ablehnend.

„Wohin gehen Sie?“

„Ich denke, nach Sinaja, wenn wir das Haus bekommen, in dem vor Jahren mein Vater wohnte. Kennen Sie es?“

„Ich glaube, Sie haben es mir gezeigt. Aber so früh dürfen Sie doch nicht in's Gebirge?“

„Ich muß,“ erwiderte sie.

„Wollen Sie mir die indiscrete Frage verzeihen: Woher dieser plötzliche Umschwung? Ist es wahr, daß Radu gespielt hat?“

Lisa fuhr zusammen. Vielleicht war die ganze Proceßgeschichte erlogen, vielleicht hatte er alles verspielt! Auch seine Mutter hatte ja die Leidenschaft für Karten! „O nein,“ antwortete sie laut, „seine Praxis ist noch

nicht sehr brillant, und wir hielten es für vernünftiger, uns für diesen Sommer etwas einzuschränken“.

„Warum kommen Sie denn nicht zu uns auf's Land?“ fragte er. „Es ist reizend dort: der große Garten — Flußbäder — Ihrem Knaben würde es sehr gut thun, er würde sich mit meiner Kleinen herrlich amüsiren!“

Lisa sah ihn verblüfft an. Wußte er wirklich nichts? Spielte seine Frau ein so geschicktes Spiel? Ja, sie hatte es früher von verschiedenen Seiten gehört, daß Albuteanu sich ganz von Lolo beherrschen ließ; das mußte wohl so sein!

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete sie, und die Thränen kamen ihr wieder in die Augen, was er gar nicht ertragen konnte. „Allein es wäre wohl nicht gerade das Weiseste.“

„Warum nicht?“ Er blickte sie gespannt an, sie merkte, daß sie etwas gesagt hatte, was er mißverstehen konnte, und ihr wurde ganz Angst dabei.

„Warum nicht weise?“ wiederholte er und rückte seinen Stuhl näher; seine Stimme zitterte etwas, und sie fühlte mit einem Mal eine ganz merkwürdige Erregung.

„Haben Sie Angst vor mir?“ fragte er leise. „Meinen Sie, es wäre für mich nicht weise, mich Ihrer Nähe auszusetzen?“

Sie schüttelte den Kopf, stand auf und trat an's Fenster. Die Pferde wurden gerade fortgeführt.

„Habe ich Sie beleidigt?“ fuhr er fort, und die Unsicherheit seines Blicks that ihr so leid.

„O nein, ich bin so dankbar für Mitgefühl. Sie wissen garnicht, wie wenig ich sonst davon habe . . . .“ Sie war so erschüttert, daß sie aufschluchzte.

„Aber auf mich können Sie immer zählen, das wissen Sie doch?“ rief er aus.

Er war ganz nahe an sie herangetreten, und plötzlich übermannte ihn ihre Nähe und ihr Schluchzen so, daß er sie an sich drückte und leidenschaftlich küßte.

Sie lief, wie eine wilde Katze sich losreißend, bis an's andere Ende des Zimmers, dort stürzte sie vor einem Sessel nieder. „O Gott, o Gott, seid Ihr denn Alle dieselben, giebt es nur einen Ausdruck Eurer Zuneigung, muß es immer das sein! O Gott, o Gott!“

Er stand wie vom Blitz getroffen da. „Aber gnädige Frau,“ stieß er hervor, „verzeihen Sie mir, ich mußte wirklich . . . .“

Er fand die Worte nicht; Lisa hatte ihm den Rücken gefehrt und biß in ihr Taschentuch, das sie mit den Händen immerfort in andere Formen rollte.

„Verzeihen Sie mir, ich habe Ihnen wirklich nicht zu nahe treten wollen . . . .“

„Aber Sie haben es gethan!“ rief sie aus, wandte sich um und sah ihn an. „Was würde Ihre Mutter von uns denken?“ rief sie dann plötzlich wie ein Kind und warf sich in den Lehnstuhl.

„Von uns —“ klang ihm verheißungsvoll, und er sagte lächelnd:

„Wir brauchen es ihr am Ende nicht zu sagen? Was meinen Sie?“ Er begriff wirklich nicht, daß sie es so tragisch nahm.

„Bedenken Sie, wenn ein Mann Ihre Tochter küßt, wie würde Ihnen sein? Würden Sie dann auch lachen?“

„Sie ist noch nicht zwei Jahre alt,“ antwortete er, immer mit seinem liebenswürdigen Lächeln; seinen Schrecken hatte er jetzt überwunden. „Es fällt mir deshalb etwas schwer, sie mir in dieser interessanten Lage vorzustellen!“

„Finden Sie die Lage interessant?“ fragte sie beleidigt; dann setzte sie sich ruhig hin, als wartete sie darauf, daß er fortgehen sollte. Er verstand ihren Gesichtsausdruck und verabschiedete sich, unsicher, wohin eigentlich ihre Gedanken zielten.

Am nächsten Tage kam er um dieselbe Zeit wieder, Lisa ließ ihm aber sagen, sie könne ihn leider nicht empfangen, da sie mitten im Packen ihres Wäscheschrankes sei. Sie wußte, daß er nicht die alleinige Schuld trug, sie hatte den ganzen Winter mit ihm kokettirt, um Radu's Eifersucht zu erregen, — die Zeit schien jetzt weit hinter ihr zu liegen, wo sie sich dazu erniedrigt hatte, mit solchen Mitteln um Radu zu werben; — und sie war zu gerecht, um sich dessen nicht zu entsinnen. Natürlich hatte sich das gerächt: George betrachtete auch sie wie jede andere Frau, und sie durfte sich nicht einmal darüber wundern.

Radu wohnte jetzt im Hause, aber er war fast nie da; diese Wochen der Auflösung ihres Hausstandes waren für Lisa so peinliche, so gequälte, daß sie das Ende herbeisehnte; es war ihr schrecklich, wenn Radu selbst bei den Mahlzeiten ausblieb; allein auch wenn er da war,

fand sie ihm nichts zu sagen. Er war ganz freundlich und gleichgültig, nie kümmerte er sich um das Kind; wenn sie ihm den Kleinen brachte, sah er ihn wohl an, aber ohne weiteres Interesse, und machte ihm Lisa dann die bittere Bemerkung: Er wäre ja doch zu seiner Pflicht zurückgekehrt! — so antwortete er: „Ja, aber Du hast sie mir gleich gründlich verleidet!“

Endlich kam der erste Mai, des Kleinen erster Geburtstag, und darauf ihre Uebersiedelung nach Sinaja, in das kleine Haus am Walde, das Lisa als Kind bewohnt hatte. Es war abgemacht, daß Radu mitfahren und dort bleiben sollte, bis alles in schönster Ordnung wäre; von da an wollte er regelmäßig einmal wöchentlich auf zwei Tage zu ihr kommen. Es mußte ja alles wieder gut werden, sagte sich Lisa. Wenn sie unrecht gehabt, ihn damals bei seiner Heimkehr so kühl zu empfangen, so wollte sie es nun gut machen.

In Sinaja fand sie Albuteanu's Reitknecht vor, der ihr ein Briefchen überbrachte: George habe die beiden Rappen nach Sinaja geschickt und dort im Kloster eingestellt, und er hätte sie, dieselben den Sommer über benutzen zu wollen. Radu fand die Aufmerksamkeit sehr hübsch, Lisa aber war so zornig, daß sie augenblicklich auf ihre Karte schrieb, sie bedauere, von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, und ersuche ihn, die Pferde bald zurücknehmen zu wollen.

Radu zuckte die Achseln: „Das wirst du nie lernen, die gefällige Art der Damen der großen Welt, mit der sie Aufmerksamkeiten annehmen. Du hast darin etwas entsetzlich Spießbürgerliches, daß Du in allen Dingen eine

Bedeutung siehst — Dir fehlt eben die geistige Liebenswürdigkeit! — Aber thue, was Du willst.“

„Thun, was Du willst, würde mir allerdings auch schwer fallen, da ich nie weiß, was Dein Wille ist, und er sich auch entsetzlich schnell ändert!“

„Du hast Dir eine Bitterkeit der Sprache angewöhnt, Lisa, die Du in Deinem eigenen Interesse wirklich aufgeben solltest. Mir ist es gleichgültig, aber für Dich selbst rathe ich es Dir!“ erwiderte er kühl.

Es regnete und windete stark in dem offenen Thal von Sinaja. Das Waldhaus stand zwar etwas abseits, an den Berg gelehnt, aber die starken Windstöße erreichten es doch. Der erste Eindruck war ein trüber, wenn die Zimmer auch warm geheizt waren und die Wälder draußen sich schon mit Grün zu bedecken anfangen. Die Tannen hinter dem Hause standen in ihrem dunklen Kleide stolz und regungslos da, nur durch ihre Wipfel rauschte es wie murrendes Geflüster.

„Bleib' ein paar Tage hier, laß mich nicht so allein,“ bat Lisa Abends, als der Sturm zunahm. Sie hatten seit so langer Zeit keinen Abend in solcher Abgeschiedenheit miteinander zugebracht; das Kind war eben in sein Bettchen gelegt, und sie setzte sich in die freundliche Wohnstube, wo Radu auf dem Divan lag und las.

„Wenn ich nur könnte!“ sagte er. „Nein, ich muß morgen Abend in der Stadt sein, es handelt sich um einen großen Proceß, zu dem vier Advocaten engagirt sind; wir Vier haben morgen eine Vorberathung: meine ganze juristische Zukunft hängt davon ab. Wenn ich

den Proceß gewinne, bin ich für ein Jahr über Wasser — selbst falls ich meine Sache gegen die Bettern verliere.“

„Wie kannst Du sie eigentlich verlieren?“

„Die Regierung ist gegen mich, ich hab' ihr den ganzen Winter in der Kammer Opposition gemacht, nun rächt sie sich.“

„Das ist doch zu schändlich!“

„Ja, es muß anders werden!“ sagte er, das Buch zuklappend. „Nur muß man Geld haben, um Einfluß zu gewinnen und Politik zu treiben, und darf nicht wie ich im Ruße stehen, vom Auslande gekauft zu sein, weil ich eine deutsche Frau habe.“

Lisa kannte dies Thema, sie nahm eine Handarbeit und lauschte — Was würde jetzt kommen?

„Du bist ja darin eigentlich immer so vernünftig, so deutsch — Du weißt, ich habe in Vielem die größte Achtung vor Deiner Nation —, daß Du die Idee über die Person setzest; darum habe ich immer gedacht, Du würdest diesem Raisonement zugänglich sein: Du stehst meiner Zukunft im Wege, und deshalb solltest Du Dich freiwillig von mir trennen!“

Sie zwang sich zur Ruhe, aber ihre Worte kamen doch athemlos hervor: „Wenn ich diese Ueberzeugung hätte, würde ich vielleicht im Stande sein, so selbstlos zu handeln — obgleich ich nicht einmal das versprechen will —; allein ich sehe nur Eines: Erst seitdem Du andere, selbstische Wünsche hast, ist Dir plötzlich diese Idee gekommen, daß Deine ausländische Frau an Deinem Sturze schuld sei; früher, vor zwei Jahren, da war ich es, die Dir die geistige Ruhe gab, da war meine Art

es, die Dich aufrichtete und stärkte — Meinst Du, das hätte ich vergessen?“

„Weißt Du nicht, was eines Verliebten Worte werth sind?“

„Ich halte alles, was Du jetzt sagst, auch für den Ausdruck der Verliebtheit, nur ist der Gegenstand der letzteren ein anderer! — Ein Mensch, in dem nichts von Dauer ist, kein Gefühl und kein Gedanke, kann auch sein Land nicht reformiren!“

„Mich wundert nur, daß Du nicht froh bist, der Gemeinschaft mit einem solchen Menschen enthoben zu werden!“ entgegnete er lachend.

„Meine Gefühle sind von Dauer, und ich liebe Dich mit Deinen Fehlern.“

„Das heißt, Du glaubst nicht an meine Fehler!“

„Doch, ich kenne sie, und oft, das versichere ich Dich, schäme ich mich vor mir selbst, daß ich Dich liebe. Aber dann habe ich von Anderen, Besseren gehört und gesehen, daß auch sie nichts über ihre Liebe vermochten, und nehme das als meinen Fluch hin.“

„Alles recht schmeichelhaft für mich! Nimm nun aber einmal an, daß auch ich nichts über meine Liebe vermag, und dann entscheide, ob ich so unrecht habe?“

„Nadu, wie kannst Du aber eine Andere lieben als mich!“ brach sie leidenschaftlich hervor. „Es ist ja nicht möglich, es darf ja nicht sein, Du gehörst ja mir!“

„Ich thue genau, was Du thust: Du liebst, obgleich Du nicht achtest . . . .“

„Doch, doch, ich achte Dich, ich will Dich achten!“ unterbrach sie ihn.



„Und ich liebe auch, obgleich ich nicht achte.“

„Aber der große Unterschied ist, daß Du nicht darfst — ich jedoch darf meinen Mann lieben!“

„Die Naturgewalt fragt nicht nach den kleinen Vorurtheilen des Menschen, ob nun ein Priester den Segen gesprochen oder nicht! — Sei doch nicht kindisch, von einem „ich darf“ zu sprechen!“

„Ich halte daran fest: es giebt eine Pflicht, und es giebt eine Ehre!“

„Deine Ehre sollte Dir vielmehr verbieten, mich zu lieben,“ antwortete er, „denn Du weißt, daß ich seit Jahr' und Tag von Dir getrennt lebe, Du weißt, daß ich eine Andere liebe und nur die eine Sehnsucht habe, frei zu sein.“

„Das alles ist, um wahnsinnig zu werden!“ rief sie, warf ihre Arme über den Tisch und legte ihr Haupt darauf. „Es kann nicht sein, nein, es muß ein Irrthum in Deinen Folgerungen sein; ich kann es nicht glauben!“

„Ein Irrthum ist unmöglich; bloß Du, die sich immer so großartig vorkam in ihrer „heiligen Liebe“ zu ihrem Manne, Du willst natürlich nicht einsehen, daß ich genau so gut oder genau so schlecht bin wie Du! Wir lieben Beide; Du unglücklich — weil unerwiedert —, ich glücklich; vielleicht findest Du gerade unerwiederte Liebe ehrenhafter? — Ich nicht!“

Lisa dachte an die Worte ihrer Freundin, daß unerwiederte Liebe verdorren müsse, und murmelte dieselben leise vor sich hin, als sie jetzt den Kopf hob und die gegenüber liegende Wand anstarrte. Er war verwundert über den traumhaften Ausdruck ihrer Augen; es war,

als ob sie weit hinaus, über die Jahre fort schaute, immer fragend, ob ihre Liebe verdorren könne? Dann sagte sie laut: „Nein, unmöglich!“

„Nicht wahr, nun wirst Du mich wohl nicht länger quälen, hier zu bleiben?“ fragte er, als sie aufstand.

Sie sagte nichts, sondern ging in ihr Schlafzimmer, obgleich es noch nicht acht Uhr war. Dort setzte sie sich auf die kleine Bank neben dem Bettchen ihres Kindes und hielt den Kopf in beiden Händen. Wer konnte ihr sagen, was recht, was unrecht war?

Am nächsten Morgen sprachen sie nur über gleichgültige Dinge. Nachmittags fuhr Radu mit dem Versprechen fort, nach acht Tagen wiederzukommen. Lisa ging allein vom Bahnhof zurück in Sturm und Regen, aber in ihrem Kopf und Herzen wüthete der Sturm so viel ärger, daß sie vom Unwetter der Außenwelt nichts merkte.

Und doch mußte es ihr geschadet haben; als sie am Waldhaus anlangte, fühlte sie sich wie gelähmt und mußte sich in's Bett legen. Zwei Tage lang konnte sie den Kopf nicht heben und keine Nahrung zu sich nehmen. Marişa besorgte das Kind.

Als die Sonne am dritten Tage endlich durchbrach, fühlte Lisa sich körperlich besser, — nur denken konnte sie noch nichts.





## 7. Kapitel.

Als der Tag herankam, auf welchen Radu seine Wiederkehr verheißen hatte, erwartete Lisa ihn vergeblich. Sie telegraphirte und bekam die Antwort, er könne leider nicht kommen. „Natürlich, wortbrüchig wie immer!“ schrieb sie auf ein Blatt und schickte es in's Telegraphenamt. Fünf Minuten später aber wurde es ihr leid, sie warf sich schnell einen Mantel über und lief dem Boten nach, den sie noch rechtzeitig überholte.

Sie hätte ihren Mann so gern gefragt, warum er vor einigen Wochen ihr wieder von Liebe gesprochen hatte, von ihrem Zauber, und daß sie für's Leben zusammenhängen! Auch hätte sie ihn gern gesehen und seine Hand gefaßt und sein Lachen gehört, ja, sie sehnte sich doch nach ihm!

Da sie nun einmal unterwegs war, ging sie weiter, bis zum Kirchhof, zum Grabe der Mutter, sie hatte es in diesem Jahre noch nicht besucht. Bis sie dahin kam, war sie sehr müde, aber der Boden war so naß, daß sie sich dort auch nicht ausruhen konnte. Sie stand

an das Gitter gelehnt und sah hinab in den rauschenden Fluß, zu dessen hier etwas erweiterten Bett der Kirchhof abfiel. Noch nie war ihr die Kürze des Erdenlebens so klar geworden und die Nutzlosigkeit des Leidens; aber der Schmerz, der ihr Herz und Kopf betäubte, hörte darum nicht auf. Sie wäre so gern todt gewesen an Stelle der Mutter; auch ihr Kind schien sie nicht mehr zu halten, nur die Hoffnung, daß Radu doch einmal plötzlich kommen würde und sagen: „Es war alles Irrthum, ich liebe nur Dich und wir gehören zusammen für's Leben!“ Vorher wollte sie nicht sterben, aber dann, mitten im Glück, um es nicht noch einmal zu verlieren!

Langsam wandte sie um, der mühselig lange Weg lag vor ihr. Das Thal war belebt von Arbeitern, die am Königsschloß im Seitenthale beschäftigt waren; die Villen standen noch alle leer, so früh hatte sich noch kein Mensch in's Gebirge gewagt; ihr Haus war fast das letzte der langen Doppelreihe und lag dem Walde am nächsten. Ihr wurde ganz unheimlich in der großen Stille, wie sie an all' den ausgestorbenen Häusern vorbei ging, es war wie eine geisterhafte Stadt, die sie durchwandelte.

Endlich war sie da, die Köchin hatte schon nach ihr ausgeschaut, und die Kinderfrau das Kind allein schlafen gelegt; außer diesen beiden hatte sie noch einen Knecht im Hause, der die grobe Arbeit that und eine Art Schutz für die drei Frauen sein sollte.

Täglich erwartete sie Radu, aber weder er, noch eine Antwort auf ihre Briefe und Telegramme kam

mehr. Lisa wollte in die Stadt fahren, da mehr als drei Wochen seit seiner Abreise vergangen waren; plötzlich aber erkrankte ihr kleiner Junge an einer Lungenentzündung. Obgleich der Monat Juni angebrochen, war noch kein Arzt im Thal; Lisa telegraphirte gleich nach Kampina und nach Bukarest, sie kannte sich nicht vor Angst, und doch dachte sie immer: „Jetzt muß er kommen, wo er mich in solcher Qual weiß um unser Kind, nun wird es ihn nicht mehr ruhen lassen!“ Und dann warf sie sich vor, daß sie wieder mehr an den Vater als an das Kind dächte.

Die Aerzte kamen, aber Radu nicht. Jeden Mittag, um die Zeit, wenn der einzige Zug, der sie mit der Stadt verband, in der Ferne piffte und sie berechnete, daß er jetzt am Bahnhofe hielte, war sie auf dem Balkon; bei jeder Droschke, die sie in die lange Chaussee einbiegen sah, klopfte ihr Herz, aber es war immer Täuschung.

Sie kam so weit, als sie am Bettchen des Kindes saß, sich zu wünschen, daß ihr süßer Junge stirbe, damit er das bittere Erdenleid nicht zu kosten habe, und damit auch sie dann sterben könnte, und sie Beide dort bei ihrer Mutter eingescharrt würden — Aber der Zug aus der Stadt rasselte auch am Kirchhofe vorbei, und noch im Grabe würde sie den Kopf aufrichten, um zu sehen, ob er nicht käme!

„Sie haben sich bei der Pflege übermüdet,“ sagte der Arzt. Es war nicht Dr. Reimer; der nahm keine auswärtigen Consultationen mehr an.

Ja, sie hatte viele Nächte — acht — nicht mehr

im Bette gelegen, und der flüchtige Schlaf der Tagesstunden erquickte sie nicht. Das Kind ward aber gerettet und erholte sich bald so schnell, wie nur so kleine Menschen es können.

Vor seiner Erkrankung hatte Lisa auch ihren Freundinnen Zoë und Lucy geschrieben und Erstere halb im Scherze gebeten, ihr einmal Nachricht über Radu zu geben, der ein sehr schlechter Correspondent wäre. Auch von ihnen bekam sie keine Antwort; nun erfuhr sie durch den Doctor, daß Frau Fresino sehr krank gewesen, jetzt aber mit samt ihrem Söhnchen auf dem Wege der Besserung wäre. Lisa schrieb sofort einen herzlichen Brief, denn das hatte ihr eigenes Leid ihr doch nicht benommen, die warme Freude an Zoë's Glück!

Als auch der nächste Tag verging, beschloß Lisa, sich an Fresino mit der Bitte zu wenden, ihr Nachricht über ihren Mann zu schicken. Sie wäre durch des Kindes Krankheit und ihre lange Einsamkeit so nervös geworden, daß sie nicht umhin könnte, sich thöricht zu ängstigen. Daß sie seit sechs Wochen nichts von ihm gehört, schämte sie sich aber zu sagen. Jetzt fiel ihr Manches auf, was sie bei seiner Abreise nicht beachtet, — daß er ihr eine größere Geldsumme zur Aufbewahrung gegeben, obgleich sie gemeint, das Haus wäre so unsicher. „Es ist sicher, weil Niemand vermuthet, daß Du viel bei Dir hast,“ hatte er entgegnet. Hatte er etwa von vornherein die Absicht gehabt, nicht wiederzukommen, trotz seiner Versprechungen? Hatte er irgend ein Interesse daran gehabt, sie in dem einsamen Thale zu lassen, ohne Verkehr mit Anderen? Sie hielt

sich den Kopf mit beiden Händen fest, so schwindelte ihr alles vor den Augen. Hatte sie ihm durch irgend eine Unvorsichtigkeit die Mittel in die Hand gegeben, sich von ihr scheiden zu lassen, ohne daß sie es wußte? Sie hatte damals in Bukarest das Gesetzbuch durchstudirt, um sich nicht solcher Möglichkeit auszusetzen, aber was verstand sie davon, wie leicht hatte sie etwas übersehen können!

Sie rechnete aus, wann sie Fresino's Antwort haben könnte; sie stand wieder auf dem Balkon und schaute nach dem Zuge — vielleicht kam Radu gerade heute, vielleicht hatte er in Galatz zu thun gehabt und alle ihre Depeschen auf einmal und zu spät bekommen? — Da fuhr wirklich ein Wagen die Chaussee entlang: der konnte doch nur zu ihr, wer wohnte denn sonst in diesem Theile des Orts! Aber ein Herr und eine Dame saßen drin — nein, Radu war es nicht, es war Fresino, und die Dame? Großer Gott, ihre alte Gönnerin, Frau Albuteanu! — Die Beiden zusammen? Das konnte nur etwas Furchtbares bedeuten — Er war todt!

Sie brach zusammen, als der Wagen am Hofthore hielt. Die Dienstboten wußten, wo ihre Herrin immer um die Mittagszeit Ausschau hielt, sie wußten ja viel mehr als Lisa!

„Ich gehe zuerst zu ihr,“ sagte die kleine alte Dame, stieg die steile Treppe hinauf und durchsuchte die Zimmer; die Balkonthür fand sie nicht gleich, und dann konnte sie sie nicht schnell öffnen, denn Lisa lag halb davor.

„Fresino, Fresino!“ rief sie erschreckt die Treppe hinunter.

Der Ruf brachte Lisa zu sich, sie richtete sich auf. Seit ihres Vaters Tode hatte sie keine Ohnmacht gehabt; im ersten Augenblick des Erwachens erinnerte sie sich jetzt plötzlich jenes dunkelnden Zimmers in der Lükow-Straße.

Als Frau Abuteanu und Fresino die Balkonthüre öffneten, saß Lisa aufrecht an der Erde. Sie wandte ihnen den Kopf zu, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß sie da waren, und sagte thränenlos mit irren Augen: „Er ist todt, ich weiß es schon!“

Fresino richtete sie auf. „Hier ist es viel zu kalt und zugig, wie können Sie hier bleiben?“ sagte er mit scheinbar harter Stimme.

„Wie sollte er todt sein, welch ein Unsinn!“ entgegnete Frau Abuteanu rasch.

„Aber wir haben Ernstes mit Ihnen zu reden,“ fiel Fresino ein. „Wo ist Ihr Zimmer?“

„Er ist nicht todt?“ schrie sie auf und warf sich, krampfhaft weinend, in Frau Abuteanu's Arme. „Es war nur der Schreck, Sie Beide zusammen zu sehen — ich wußte garnicht, daß Sie in der Stadt seien,“ wandte sie sich an die kleine Dame. Dann, sich zusammennehmend, bat sie die Beiden, mit hinunter zu gehen und bei ihr zu speisen, wenn sie vorlieb nehmen möchten.

Frau Abuteanu winkte Fresino zu, und sie gingen in's Eßzimmer. Lisa fragte jetzt nach Zoë, nach dem



Neugeborenen, und Frau Albuteanu begleitete Fresino's Antworten mit dem Bemerkten: „Der Arzt ist an allem schuld; ich habe es gleich gesagt, wie ich von der Sache hörte; man hat meine Nichte Zoë nur unnöthig gequält.“ Lisa freute sich über das „meine Nichte“, früher hatte die alte Dame mit ihres Bruders Kindern nichts zu thun haben wollen.

Jeder that, als ob er Hunger habe, es war auch genug da, denn jeden Mittag erwartete Lisa ihren Mann.

Lisa nahm sich von allem, wenn sie es aber auf dem Teller hatte und Messer und Gabel zwischen ihren kalten Händen, führte sie doch keinen Bissen zum Munde. Sie wartete, daß das Mahl endlich vorüber sei, damit sie erführe, warum sie gekommen; die Gäste hatten Beide harmlos geplaudert, als ob sie täglich nach Sinaja zu fahren pflegten. Nur goß Fresino Lisa immer wieder das Glas voll, wenn sie einen Schluck Wein genommen, sah viel aus dem Fenster und bewunderte die Gegend, während Frau Albuteanu scheinbar die Zeit nicht erwarten konnte, daß der kleine Alexander — sie fand es häßlich, bei Kindern Abkürzungen zu gebrauchen, und warnte Lisa davor — von seinem Mittagsschlaf erwachte. Endlich ging man in's Wohnzimmer; Fresino stellte sich an's Fenster und kniff sein Monocle ein, Frau Albuteanu zog Lisa neben sich auf's Sopha.

„Ich wollte Sie der Dienstboten wegen nicht früher fragen, Lisa — erzählen Sie mir einmal, wie sind Sie

damals vor drei Jahren getraut worden? Haben Sie die Papiere?"

Lisa versagte der Athem einen Augenblick. „Nein, Papiere habe ich nicht,“ entgegnete sie dann gefaßt, „das hat Radu alles besorgt. Ist etwas dabei nicht in Ordnung gewesen?"

„Doch, doch,“ fiel Fresino ein, „erschrecken Sie nur nicht, liebe Frau Sopholides! Nicht wahr, Sie sind zuerst auf dem Standesamt in Bukarest bürgerlich getraut worden?"

„Ja, und den Tag darauf sind wir in Kronstadt kirchlich getraut worden.“

„Auch protestantisch?"

„Nein, Radu wollte das nicht, nur griechisch. Hat das etwas zu bedeuten?"

„Nein, garnichts,“ beeilte sich Fresino zu sagen und dachte: „Es wäre doch barmherziger gewesen, es ihr zu schreiben!"

„Wie dem auch sei, es ist nun zu spät,“ meinte Frau Albuteanu.

Lisa wollte fragen: „Was ist zu spät?“ Das Wort kam aber nicht über ihre Lippen.

„Wenn wir es zu rechter Zeit erfahren hätten, wäre vielleicht noch etwas zu machen gewesen,“ nahm Fresino das Wort, er wollte sie nicht länger auf die Folter spannen und erachtete die Vorbereitung für hinreichend. „Die zwei Monate, die erforderlich waren, um die Sache rechtskräftig zu machen, sind abgelaufen, er hat Ihre Ehe für ungiltig erklären lassen und ist eine neue eingegangen.“

Frau Albuteanu nahm Lisa's kalte Hände in ihre warmen.

„Aber das ist ja nicht möglich!“ stieß Lisa hervor.

Fresino zuckte die Achseln. „Ich weiß auch nicht, wie er es möglich gemacht hat, so ganz im Geheimen, ohne daß ein Zufall uns davon unterrichtete; aber es ist geschehen.“

„Und nichts mehr dagegen zu machen?“

„Nein. — Sie müssen einmal eine Vorladung des Gerichts bekommen haben, ich habe Ihre Unterschrift gesehen . . . .“

„Ich?“ sagte Lisa. „Nein.“ — Nach einer Pause des Besinnens setzte sie plötzlich hinzu: „Das wird es sein — er konnte meine Handschrift so gut nachahmen, er that es oft im Scherz . . . .“

„Wenn wir ihm die Fälschung beweisen, ließe sich das Erkenntniß wieder aufheben . . . .“

Frau Albuteanu sah Lisa gespannt an.

„O nein,“ rief diese aus, „natürlich nicht, er will mich ja nicht, was nutzt es mir? — Nein, jetzt ist alles vorüber!“ murmelte sie tonlos und starrte wie abwesend vor sich hin. Plötzlich sprang sie auf. „Aber mein Kind, was wird aus meinem Kinde?“

Fresino zuckte die Achseln. „Ich bin kein besonderer Jurist, aber ich glaube, das Kind wird als ein legitimes betrachtet, der Vater hat es ja als sein eheliches Kind eintragen lassen — natürlich!“

Lisa saß regungslos da. Sie hatte nur den einen Gedanken: „Wenn sie mich doch allein ließen!“ — Fresino schien sie zu verstehen, er sah nach der Uhr,

nahm seinen Hut und sagte, er würde in einer Stunde wieder da sein.

„Ich verstehe es doch nicht; wie hat er so schnell heirathen können? War sie denn auch schon geschieden?“

„Sie ist ja ein junges Mädchen, eine steinreiche Griechin, die Nichte des alten Brebu. Ganz ungebildete Leute, aber als Pächter durch Schinden und Ausfaugen der Bauern so reich geworden. Radu's Mutter hat die Heirath gemacht! Man spricht von mehreren Millionen; auch in Griechenland haben sie Güter.“

Lisa hörte wohl, aber verstand nicht — ihr Mann in den Armen einer Anderen, und diese Andere seine legale Frau — und sie?

„Aber wie konnte unsere Ehe für nichtig erklärt werden?“

„Es scheinen Formfehler begangen worden zu sein. Sie wissen, Lisa, ich habe Sie immer gewarnt,“ sagte Frau Albuteanu.

Dies war zu viel. Sie brach schluchzend zusammen, gerade als das Kind, das arme kleine, lachende Kind, hineingebracht wurde. „Sein Kind!“ rief sie, sprang auf, lief die Treppe hinauf und warf sich auf ihr Bett. Frau Albuteanu weinte nie, aber jetzt wischte sie sich die Augen, als sie das Kind auf den Schooß nahm und sich dann bei der Wärterin nach allen Details seines Lebens erkundigte. Sie fand gleich heraus, woher das Kind die Lungenentzündung bekommen: weil es nachts zu warm zugedeckt wurde — das sei das Aller schlimmste! Und dann war sie gegen das viele Milchtrinken des Kindes. Wozu hat die Natur ihm

Zähne gegeben? — Damit es consistente Nahrung zu sich nimmt! Die viele Milch schwemmt auf, aber giebt keine Kraft!

Frau Albuteanu sah nach der Uhr; sie mußte mit dem Sechsuhrzuge zurück und mußte Lisa durchaus noch sprechen, um zu erfahren, wie sie sich das Leben jetzt einzurichten gedächte. Lisa sollte Fresino eine Vollmacht ausstellen, damit er ihr wenigstens das väterliche Erbtheil einflagen könnte, — wenn dazu eine Möglichkeit war. Sopholides war mit seiner neuen Frau in die Pyrenäen gereist und beabsichtigte, erst im Herbst wiederzukommen, allein Lisa und ihr Kind mußten doch bis dahin leben!

Gerade als Frau Albuteanu die Treppe hinaufgehen wollte, nachdem sie in die Küche gesehen und der Köchin gesagt hatte, die Klöße in der Suppe wären zu hart gewesen, und sie müßte mehr Eier in die weißen Saucen thun, — kam Lisa hinunter. Sie war ganz gefaßt; es war, als ob die Empörung über das, was ihr geschehen, ihr die Kraft gab, den Schmerzensschrei zu unterdrücken; sie bestellte im Vorbeigehen den Thee in der Küche und ging mit ihrer alten Freundin in's Zimmer. „Das ist recht,“ sagte diese. Lisa getraute sich nicht viel zu sprechen, sonst hätte sie wohl gesagt: „O, nur das Eine möchte ich wissen, warum gestand er es mir nicht ein, warum theilte er es mir nicht mit? Dieses wortlose Scheiden, das ertrage ich nicht!“ Sie sagte aber nichts davon, sondern zeigte Frau Albuteanu das Haus: „Hier ist das Zimmer, wo meine Mutter starb,“ dabei schluchzte sie doch — „Es werden zwölf Jahre im November. —

Hier meines Vaters Arbeitszimmer —“ und dann setzten sie sich in's Wohnzimmer, wohin auch Fresino kam. Lisa machte den Thee. Sie sah leichenblaß aus, und die Haare, die sie sich ganz aus dem Gesicht gestrichen, ließen ihre Stirn größer und sie selbst älter erscheinen. Alle Jugend, all' der Glanz des Gesichts und Teints, der ihre Hauptschönheit gewesen, waren durch die furchtbare Erschütterung und die letzten hängen Wochen vernichtet — Ein fast ausdrucksloses, müdes Gesicht war es, das sie ihren Freunden zuwandte, als diese von ihrer pecuniären Lage zu reden begannen.

„Ich möchte nicht, daß Jemand anders mit Radu verhandelt außer mir,“ sagte sie auf Fresino's Anerbieten. „Ich werde in den nächsten Tagen zu ihm in die Stadt fahren.“

„Er ist gleich am Tage seiner Wiederverheirathung in's Ausland gereist.“

„So, ich kann warten. Wann kommt er wieder?“

„Zum Herbst erst, aber . . . .“

Frau Albuteanu unterbrach ihn. „Das ist gegen Ihre Ehre und Würde, Lisa, daß Sie persönlich mit ihm verhandeln — das kann mein Nefte oder mein Sohn, es handelt sich ja doch nur um Geld . . . .“

„Um Geld? Nein, ich nehme keinen Pfennig von ihm . . . .“

„Aber doch, was Ihnen zusteht!“

„Nein, ich habe es ihm geschenkt, wir haben es zusammen verbraucht, ich will nicht aus der Mitgift der Griechin abgelohnt werden.“

„Sie sind unvernünftig, Sie müssen doch leben!“

„Ich brauche so wenig!“ sagte sie kindlich.

„Ja, wie alle verwöhnten Frauen, welche immer alles haben, die brauchen so wenig!“

Fresino fand die Unterredung peinlich und meinte, man könne sich darüber ja später einigen, Frau Sopholides müsse erst nachdenken und mit sich in's Klare kommen.

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu und fragte nur noch: „Wie heiße ich? Darf ich noch seinen Namen tragen?“

Fresino verschanzte sich wieder hinter seine geringen Rechtskenntnisse, Frau Albuteanu aber meinte: „Ich würde Ihnen rathen, sich Frau Walter zu nennen, aber hören Sie erst den Rath Ihrer Verwandten.“

Es war zwar noch nicht fünf Uhr, aber Fresino drängte auf's Abfahren, er hatte Angst, zu spät zu kommen, und seine Frau erwartete ihn gewiß mit Bangen.

Lisa versuchte ihnen zu danken, aber ihre Thränen ließen sie nicht sprechen, so winkte sie nur dem Wagen nach.

Welche Erleichterung, als sie endlich fort waren, nun kam sie erst zu sich, nun war sie allein . . . . .





## 8. Kapitel.

**S**ie war allein; es war noch Tageslicht, und das Kind nebenan spielte und plapperte in seinem niedlichen Kauderwelsch, aus dem sie immer das Wort „Papa“ verstand. Und die Wärterin spielte so geräuschvoll mit ihm, Lisa mußte darauf hinhören, so gespannt, als wäre das ihre Lebensaufgabe. Sie war früher nicht im Stande gewesen, stille zu sitzen, sondern mußte immer eine Arbeit in der Hand halten; auch jetzt dachte sie an ihren Strickkorb, sie war aber zu müde, um bis in's andere Zimmer zu gehen. Halb liegend, halb sitzend blieb sie in der Chaiselongue und sah durch's Fenster auf die Tannen. Die Zeit würde ja vergehen! Wie viele Jahrhunderte hatten die Tannen gebraucht, um so groß zu werden! Was hatten sie alles gesehen! Den Durchzug von Kriegsvölkern, Flucht und Elend — es war ja immer ein offenes Thal gewesen, ein leichter Paß über die Karpathen. Wie mochte es damals ausgesehen haben?

Wenn nun die Bäume eine Art Bewußtsein hätten und auch sie erblickten? Sie hatten viel Schlimmeres



gesehen als ihr Leid: Mord und Blut; aber giebt es Schlimmeres als ein unerträgliches Leid? Unerträglich? Sie trug es ja! Sie lag da und blickte auf die Tannen, sie athmete ruhig, sie hörte ihr Herz ruhig pochen, sie weinte nicht einmal!

Wann mochten die Mönche sich zwischen diesen Bergen angesiedelt haben? Das konnte sie ja in irgend einem Buche nachschlagen, aber was machte die Jahreszahl? Woher überhaupt die Eintheilung in runde Jahre? Es wiederholte sich ja nichts als Sonnennähe und Sonnenferne, warum dachte man sich die Zeit nicht lieber als endlos fortlaufende Bahn? Weil man das Endlose nicht erfassen kann und sich daher ein Schein-Ende macht?

Sie schloß die Augen, ihr schwindelte vor der endlosen Zeit, in der sie als ein Nichts verschwand — sie war doch, wie hätte sie sich als Nichts fühlen sollen?

Jetzt wurde es dunkel. Man fragte, ob sie das Kind zu Bette bringen wolle? Sie hätte sich lieber nicht gerührt, aber sie sagte Ja und ging hinauf. Allein das Kind zu tragen, getraute sie sich nicht: wenn der Schwindel, den sie fühlte, sie ganz und gar ergriff, hätte sie das Kind fallen lassen. — Sie wusch es, lachte es sogar an, bereitete ihm seine Nahrung, sah zu, wie das Kind mit seinen großen, schlaftrunkenen Augen in die Höhe blickte, dieselben schloß und wieder aufriß, bis sich die Lider langsam, langsam fest darüber legten und die schönen langen Augenwimpern sich scharf von dem rosigen Fleisch abhoben. Wie oft hatte sie seinem Einschlafen so zugehört, wie oft sich gedacht, das wäre der süßeste An-

blick auf der Welt! Heute blieb sie gedankenlos lange neben ihm sitzen, jede Ortsveränderung kostete sie Ueberwindung. Aber schließlich siegte die Gewohnheit, sie ging wieder hinunter, und die Köchin sagte: das Essen warte schon, sie solle doch ein Bißchen zu sich nehmen!

Sie antwortete nichts, aber es hatte sie erschreckt: Was wußten ihre Leute? Ja, was wußte sie selbst eigentlich?

Im Wohnzimmer brannte die Lampe; die Vorhänge waren heruntergelassen, und draußen war stille Nacht, kein Wind erschütterte wie sonst ihre Fenster.

Was wußte sie? Sie wußte, daß es alles vorüber war, alle Freude, alles Glück, alles war vorüber, das Leben war erloschen!

Sie warf sich auf das Sopha und weinte in leidenschaftlichem Schmerz, aber dann sprang sie auf, es lebte noch etwas in ihr, ja, es lebte und wuchs, und wie sie nun auf und ab ging, schien es ihr schon riesengroß. Sie hatte es sich zuerst leise, fast wie im Mitleid mit ihm gesagt, aber je schneller sie das Zimmer durcheilte, um so lauter rief es in ihr: Das darf nicht geschehen! Dafür mußt Du büßen! Es giebt Dinge auf Erden, die Rache fordern, Dinge auf Erden, die nach Blut schreien! . . . „Die Rache ist mein!“ spricht der Herr — murmelte sie vor sich hin — Ja, aber der Herr schmettert nicht eigenhändig mit dem Blitz aus den Wolken die Schuldigen nieder, er bedient sich dazu der Menschenhand — Ihre schwache Frauenhand sollte sein Instrument werden!

Immer hastiger durchmaß sie das kleine Zimmer.

Selbst wenn sich jeder Fluch der Erde an ihm erfüllte, wenn sein Weib untreu, seine Tochter entehrt, sein Sohn ein Mörder würde — er fühlte es doch nicht, er würde hohnlachen, denn er lebte ja noch, er fände ein ander Weib, eine andere Tochter, einen anderen Sohn, er lebte ja nur in sich, liebte nur sich! Die Flüche glitten an ihm ab, weil er sie nicht fühlte — O, Lisa kannte ihn bis in's Mark seiner Seele: nur Eines gab es, wofür er empfindlich war, physischen Schmerz, wie das Thier! Und da würde sie ihn treffen! „Du hast mein Leben genommen, ich nehme das Deine, im Namen der ewigen Vergeltung! — Aber langsam, unter Schmerzen mußt du sterben, wie meine Seele langsam unter den entsetzlichsten Martern gestorben ist! Ich kann dir nicht helfen . . . .“ murmelte sie wieder, wie in Mitleid, „es muß so sein!“

Stille war die Nacht. Lisa bog den Vorhang zurück und blickte auf die mondübersluthete Wiese vor dem Hause. Sie öffnete das Fenster. Von fern her rauschte der Fluß, der zu Thale eilte, unaufhaltsam, warum? Weiß er warum? Weil er muß.

Sie schloß das Fenster. Ihr war, als habe sie das dumpfe Keuchen des Bahnzuges gehört, als müßte sie wieder hinauf auf den Balkon und nach ihm ausschauen! Er kam nie mehr, aber sie würde zu ihm kommen, sicher, wie die Vergeltung!

Sie setzte sich und brütete vor sich hin. Ihre Phantasie arbeitete nach allen Richtungen. Zuerst mußte sie warten — ja, warten mußte sie und konnte sie auch — nur einige Monate, bis er wieder da war! —

Wie sollte sie aber zu ihm gelangen? Sollte sie ihm schreiben, daß er zu ihr in's Hotel käme? Aber er würde nicht kommen! Nein, es mußte in seinem eigenen Hause sein, sie würde sich anmelden lassen als Klientin: eine junge hübsche Frau würde er immer empfangen! — Würde sie aber noch hübsch bleiben bis zum Herbst? War sie es überhaupt noch? Sie hatte sich so lange nicht darauf hin angeschaut, sie wußte nur, daß Thränen zehren — und Thränen hatte sie viele geweint, daß Angst und Schlaflosigkeit fressen an der Schönheit —, und schön war sie nicht einmal gewesen, höchstens hübsch!

Sie wollte die Lampe ergreifen und sich im Spiegel betrachten, aber sie konnte nicht, das waren ja schließlich Nebensachen, die Hauptsache war, wie sie ihn tödten sollte! Sein Blut mußte sie tropfen sehen — „Es hilft nichts!“ sagte sie sich wieder, wenn das Mitleid sie überkommen wollte. „Ich werde ihm sagen, daß ich ihn noch einmal sprechen, noch einmal küssen möchte — dem wird er nicht widerstehen! Wenn wir dann Beide allein sind, schlinge ich den Arm um seinen Hals und drücke ihn auf den Stuhl nieder, setze mich auf sein Knie — dann ziehe ich den Dolch und steche ihn in den Nacken — Er wird schreien, er wird nach Hülfe rufen wollen, aber ich habe die Thüren vorher verschlossen; ich allein bin bei ihm, wenn er stirbt, ich allein sehe seine Qualen, sehe sein Blut rinnen! . . . . Aber stirbt man an einem Stich in den Nacken? Ich muß vorher lernen, wohin man sticht, um zu tödten, denn sterben muß er, damit nach jenem letzten Kuß keine Andere seine Lippen berührt, damit er mein ist — ganz mein, weil er nicht

mehr ist! Dann kann er nicht mehr lügen und betrügen, mit seinem Blut fließt alle seine Schande von ihm, und ich habe ihn mir gerettet!”

Sie sprang auf und durchmaß wieder das Zimmer. „Und ich?“ fragte sie sich plötzlich. „Ich werde mir schon Gift zu verschaffen wissen — ein sicheres Gift — ich habe ja vier Monate Zeit! . . . Und das Kind?“ Sie hielt an. Es war, als ob der Krampf, der sie gepackt, sich lösen wollte. „Das Kind?“ fragte noch einmal eine Stimme in ihr, ein Gedanke aus verschlossener Tiefe. „Und Dein Kind?“ Ihr war, als ob sie weinen müßte, aber die großen, irren Augen blieben trocken. „Besser keine Eltern, als solche Eltern!“ sagte sie halblaut und setzte ihr stürmisches Wandern fort.

„Und mein Bruder?“ Ein Leuchten ging über ihr Gesicht. „Wenn ich es um meinetwillen nicht thäte, so um feinetwillen! Ihn will ich vor meinem Schicksal bewahren! Ihn will ich davor behüten, sein Leben als mein Rächer auf's Spiel zu setzen!”

Sie fiel auf die Kniee. Der Gedanke an Robert, ihren unerfahrenen, kindlichen Bruder, schien ihrem Entschluß die Weihe zu geben.

„Daß Niemand sich in meine Sache mische!“ murmelte sie wieder. „Ich werde ihm schreiben: Mein Wunsch war es, was Radu that, mit meiner Uebereinstimmung ist es geschehen — wer mir helfen will, muß ihn schonen! — Würde Robert es glauben? Er mußte es glauben, es galt ja nur, ihn vier Monate hinzuhalten, im Herbst würde er alles erfahren! Wer sollte es ihm auch mittheilen?“

Sie setzte sich an den Tisch und sah nach der Uhr. Es war zwei Uhr nachts vorüber, darum brannte die Lampe so trübe. Sie löschte sie aus, zog die Vorhänge zurück und ließ den Mondschein in's Zimmer fallen. Wie wunderbar friedlich war er und die schlafende Natur! Sie gedachte ihres schlummernden Kindes, das so gut hineinpaßte in diese stille Landschaft — da plötzlich hörte sie es schreien! Sie hatte ja vergessen, ihm wie gewöhnlich um Mitternacht seine Milch zu geben, und eilte nun im Dunkeln die Treppe hinauf.

Als sie ihn beruhigt hatte, warf sie sich auf ihr Bett. Sie konnte ja jetzt ruhen, ihr Entschluß war gefaßt. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, das Morgenlicht brach zu schnell herein und verdrängte den bleichen Mond. Lisa sann nach über ihren Mann; nur Eines verstand sie nicht — daß nicht Lolo seine Auswählte war! Hatte sie nicht gewollt? Hatte er ihr zum Troß so schnell geheirathet? Wollte er ihr beweisen, daß er die Auswahl habe, daß er ihrer nicht bedürfe? — Wie mochte sie aussehen, seine neue Frau? Die konnte ja nichts für das Leid, das sie angerichtet, sie wußte vielleicht kaum darum, gegen sie hegte Lisa keinen Groll, keinen Haß, — sie war gewiß wie alle ihre Landsleute in dem Glauben erzogen, daß alles erlaubt sei, was Einem gefalle und was die Kirche gestatte — welches ungefähr auf dasselbe herauskam!

Am zweiten Tage nach Fresino's und Frau Albuteanu's Besuch bekam Lisa von Beiden einen Brief. Sie schrieben herzlich, Jeder auf seine Art; auch Zoë und Lucy hatten ein paar Worte inniger Theilnahme

und Liebe hinzugefügt, Lisa aber war so in ihren Gedanken befangen, daß sie alles wie im Traume las. Nur Fresino's Mittheilung, daß sein Freund Deliu in Kronstadt sich an ihn mit der Frage gewandt, ob die verbreiteten Gerüchte auf Wahrheit beruhten, und ob er ihm durch das Ministerium nicht die Erlaubniß auswirken könne, auf vierundzwanzig Stunden nach Rumänien zu kommen, um Lisa aufzusuchen, schreckte sie auf. Fresino schrieb weiter, daß er ihm diese Erlaubniß ausgewirkt und ihm auch Lisa's Aufenthaltsort genannt habe — Deliu konnte also jeden Augenblick da sein, wahrscheinlich mit seiner Frau! Und Lisa wollte Niemanden sehen, — was sollte sie machen? — — Wie aber, wenn Robert durch Mariechen die Nachricht erhielt? Das mußte verhindert werden! Allein was vermochte sie dagegen? Sie konnte ja nur das Allergewöhnlichste, Alltäglichste thun, auch das nur langsam, wie eine Uhr, die beinahe abgelaufen ist! Deshalb vermochte sie auch Deliu's Besuch nicht abzuwenden: sie hätte ja dazu schreiben müssen! — Wenn er da war, brauchte sie sich ja nur in ihr Zimmer einzuschließen und sagen zu lassen, daß sie in den Wald gegangen sei!

Acht Tage darauf aber, wie sie gerade beim Bade des Kindes war, öffnete sich die Thüre, und Mariechen trat ein. Lisa hatte nichts gehört, denn Deliu's waren zu Fuß vom Bahnhof gekommen. Wenn sie das Kind nicht gerade gehalten hätte, sie wäre vor Schreck und Ueberraschung zusammengebrochen.

Mariechen lief schnell um die Badewanne herum und umarmte sie, indem sie ihr von rückwärts beide

Arme um den Hals legte, und küßte sie auf die Wange. Mariechen weinte so, daß sie nichts sagen konnte, und Marişa, welche die Kinderwäsche wärmte, wandte sich ab und wischte sich die Augen, doch Lisa wunderte sich, warum Mariechen so erregt war. Lisa wußte freilich nicht, wie sie selbst aussah — ihre großen klaren Augen starrten aus dem mageren Gesicht, als ob sie blind wären!

„Das schöne Kind,“ sagte Mariechen, die sich zu fassen suchte, indem sie sich mit dem Kleinen beschäftigte.

„Ja, es geht ihm wieder gut,“ antwortete Lisa gleichgültig, trocknete ihn ab und übergab ihn dann der Kinderfrau.

„Ziehen Sie ihn nur allein an,“ sagte sie und ging mit Marie hinunter.

Im Wohnzimmer wartete Deliu. „Sie sind auch da?“ fragte Lisa. — „Wie freundlich von Ihnen!“ hatte sie hinzufügen wollen, aber es blieb ihr in der Kehle stecken.

„Ja, wir sind Beide gekommen, um Sie zu bitten, doch zu uns zu kommen. Die Luft in Kronstadt ist für Kinder sehr gesund, es ist überhaupt ein angenehmes Leben dort . . . .“ fuhr er verlegen fort, Lisa's starrer Blick hatte etwas Einschüchterndes.

„Aber Sinaja bekommt dem Kleinen sehr gut,“ entgegnete sie, vom Einen zum Anderen sehend, „bis zum Herbst ist dies Haus gemiethet . . .“

„Ja, aber wohin wollen Sie dann?“



Lisa hatte natürlich nie weiter als bis zum Herbst gedacht; allein das konnte sie ihnen nicht sagen.

„In Kronstadt ist das Leben billig; wir haben ein gutes deutsches Gymnasium — Sie sehen, ich denke schon weiter für den kleinen Alexander . . .“

Sie schwieg, und Mariechen sagte: „Hierher kommen so viele Gäste den ganzen Sommer, nächste Woche beginnt schon der Zuzug, Du wirst keine Ruhe haben.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Lisa schauernd, „ich möchte all' die Menschen nicht sehen!“

„Das haben wir uns gedacht,“ erwiderte Mariechen, „und darum sind wir heute schon gekommen. Ich kann Dir garnicht sagen, wie hübsch Kronstadt ist.“

„Ich kenne es,“ unterbrach Lisa sie, „ich bin schon mit meinem Vater dort gewesen, bin dort getraut worden und war auch später noch einmal mit meinem Manne drüben.“

Es war entsetzlich, wie sie das so ruhig sagte, als wäre sie aus Eis. „Ich meine nicht hübsch zum Ansehen, sondern zum Leben! Wir haben dort ein Haus in der Vorstadt, mit grünen Fensterläden — ein Gärtchen, Hühnerhof . . . .“

Deliu unterbrach seine Frau. „Und was die Hauptsache für Sie ist, Sie finden dort Erwerbsmittel.“ Lisa horchte auf.

„Ich habe von Herrn Fresino gehört, daß Sie für's Erste mittellos sind; so, wie ich Sie nun kenne — ich beurtheile Sie nach Frau Schmitt, die wir Beide ja gut gekannt — wird es Ihnen ein Bedürfniß sein, für Ihres Kindes Zukunft zu arbeiten. Sie haben ja, Gott

sei Dank, ein schönes Talent für Malerei, da wird es Ihnen nicht schwer fallen . . . . .“

„Ich glaube, jetzt wäre ich doch nicht dazu im Stande,“ erwiderte Lisa.

„Sie brauchen ja nicht gleich Bilder zu malen, aber kleinere Sachen, Blumen auf Thonwaaren, das verkauft sich gut; auch Zeichenunterricht könnten Sie geben, das Fach ist drüben noch sehr wenig cultivirt . . .“

„Sie sind sehr freundlich, ich will es mir überlegen. — Geht es Ihnen gut?“

„Ausgezeichnet! Herrn Fresino's Empfehlungen haben mir gleich alle Thüren geöffnet; ich bin schon seit October Lehrer am rumänischen Gymnasium; dann habe ich, bis wir selbst Kinder bekommen, zwei Knaben in Kost genommen, es ist eine Freude, zu sehen, wie Mariechen von ihnen Rumänisch lernt, und sie von meiner Frau das hübsche hannöversche Deutsch! Mich wird's nicht wundern, wenn nächstens alle Sachsen dort das St wie Mariechen sprechen.“

Lisa gab sich Mühe, aufzumerken und feinen Worten zu folgen, es ging aber nicht.

„Das ist ja sehr schön,“ sagte sie wie eine Gewohnheitsphrasé.

Mariechen merkte es nicht, aber Deliu sah sie ganz beängstigt an. Er fühlte nicht die Autorität in sich, diese Frau aufzurütteln, Lisa jedoch dachte nur darüber nach, wie sie Deliu's das Wichtigste sagen könnte: — daß Robert ihrem Manne nicht nachreiste und ihn zur Rechenschaft zöge!

„Sie leben wahrscheinlich unter einem großen Irrthume,“ begann sie, „als ob ich das, was geschehen, nicht vorhergesehen hätte“ — Die Lüge stand ihr so deutlich auf dem Gesichte geschrieben! — „Und ich möchte nur, daß Du, Mariechen, wenn Du nach Hause schreibst, sagst, es sei mit meiner Einwilligung geschehen; ich habe ihm nichts vorzuwerfen — hörst Du? Bitte, schreibe das an Robert — er ist ein bißchen heftig, — und auch an Fritz. Willst Du?“

„Natürlich,“ sagte Mariechen, die nicht recht verstand, was Lisa wollte, während Deliu augenblicklich wußte, was sie verhüten wollte; aufstehend erwiderte er:

„Gewiß, man soll die Schufte in ihrem eigenen Schlamm ersticken lassen und nicht sich selbst noch in Gefahr begeben!“

Nun verstand Lisa ihn wieder nicht; sie bedachte aber jetzt, daß ihre Gäste hungrig seien, und lud sie zum Essen ein.

Ehe Deliu und seine Frau mit dem Abendzuge nach Hause fuhren, schrieb er noch auf der Post an Fresino und George Abuteanu nach Bukarest zwei kurze Briefe, daß ihm Frau Lisa garnicht gefalle, und daß man sie durchaus von dort wegnehmen und in andere Umgebung bringen müsse. „Am besten wäre es für sie, wenn sie jetzt für ihre Existenz arbeiten müßte, nur die physische Kraft möchte fehlen — schlimm ist aber, daß die geistige ganz gebrochen scheint.“

Als Deliu's fortgegangen waren, blickte Lisa ihnen eine Weile nach; sie zog seinen Vorschlag doch in Erwägung. Bisher hatten alle ihre Gedanken und Ueber-

legungen sich um das einzige, das letzte schreckliche Wiedersehen gedreht, das sie mit ihrem Manne feiern wollte. Aber sie mußte auch vorher bedenken, was mit dem Kinde geschehen sollte. Damit ihr Alexander es gut habe in der Welt, mußte er vor allen Dingen aus dem geliebten, bösen Lande fort, sie mußte ihn in Hände legen, die für ihn sorgen würden. Ihr Bruder Robert war noch zu jung; ernähren zwar würde er ihr Kind gewiß, d. h. für ihn zahlen, aber es war doch traurig, daß ihr Sohn kein eigenes Vermögen hatte. Sollte sie des Kindes wegen auf Fresino's Vorschlag eingehen und versuchen, einen Theil ihres väterlichen Vermögens zurückzubekommen? Nur damit das Kind jährlich ein paar tausend Frank hätte! War das nicht ihre Mutterpflicht? O, hätte sie auf der Welt bleiben können, dann würde sie es allein ernährt haben mit ihrer Hände Arbeit, dann würde sie es gelehrt haben, stolz in der Armuth zu sein — ihr süßes, armes Kind!

Sie lief hinauf, um es zu küssen, und nahm es, seit jenem Tage zum ersten Male, auf den Schooß und ließ es „hopp hopp, hopp hopp, Reiter“ machen, worüber es so lachte, daß es sich verschluckte.

Der liebe Junge, wer würde sich später so über ihn freuen? Lisa hätte beinahe geweint, aber sie konnte nicht; sie wäre auch gern einmal wieder zum Grabe ihrer Mutter gegangen, aber sie hatte gehört, daß schon viele Billen von Sommergästen bezogen waren, und sie wollte Niemandem begegnen. Sie zählte nach, wie viel Geld sie besaß, ob es auch bis zum Herbst reichen

würde: es waren nicht mehr ganz zweitausend Frank! Sie war der Kinderfrau Lohn schuldig, ebenso der Köchin, und es waren noch drei und ein halber Monat! Der Vorschlag, nach Kronstadt zu ziehen, war am Ende ganz gut, dann konnte sie dieses Haus weiter vermieten — sie nahm nur die nöthigsten Möbel mit — es mußte drüben billiger sein, und es gab dort Apotheken und Aerzte — von Jedem konnte sie sich Morphium verschreiben lassen — für den Herbst —, und das Kind mußte sie ja später so wie so bei Mariechen in Kronstadt lassen!

Doch wer würde ihr den Umzug besorgen? Sie selbst konnte es wirklich nicht . . . . . Lieber gab sie den Plan auf, es war ja noch lange bis zum Herbst!

So vergingen wieder vierzehn Tage, und Sinaja fing an, sich zu füllen; der Kleine, auf der Wiese vor dem Hause, die Robert als Kind so gern hinuntergerollt war, horchte mit Entzücken auf die Klänge der Kurfapelle, vor denen Lisa mit Entsetzen in das hinterste Zimmerchen entfloh. Sie hatte ihr Clavier noch nicht geöffnet, seitdem sie im Gebirge war, und nun mußten ihr, der jede Musik ein Entsetzen geworden, diese Töne täglich nachfolgen!

Hätte sie wenigstens lesen können! — Sie saß stundenlang in dem Dachstübchen, in dem einst der kleine Robert geschlafen, und wollte sich immer einen Band Goethe nehmen, aber es ging nicht. Dabei hatte sie früher, ehe ihr Kind geboren, täglich im Goethe gelesen, damit ihr Kleiner ein Meister der Sprache würde, damit er wenigstens Wohlgefallen an Klang und

Maß bekäme, wenn sie ihm auch Geist und Genie nicht mitgeben könnte.

Unten gaben die Leute Karten ab, Halbfremde, mit denen sie im letzten Winter in Gesellschaften zusammengelassen. Ihr war, als hörte sie, wie man im Kasino sagte: „Wir müssen doch bei dieser armen Frau Sopholides eine Karte lassen; es ist zu scandalös!“ — Wie dann die Damen erklärten: „Ja, so etwas ist selbst bei uns unerhört!“ — Und im nächsten Winter würde man doch Radu's Besuche erwidern und seine neue Frau auf beide Wangen küssen und ihre Diners loben — wenn sie gut wären! Ja, das würde man, — wenn Lisa sich nicht vorher Recht verschaffte!

Sie hatte es sich jetzt anders ausgedacht. Schreiben wollte sie ihm, mit verstellter Hand, in französischer Sprache, ein parfümirtes Briefchen — wie er deren so oft in seiner Briefftasche getragen und dann vor ihren Augen in's Feuer geworfen — Sie wollte ihm schreiben: So oft habe sie ihn gesehen, ihn in der Kammer reden hören, und so gern einmal möchte sie mit ihm sprechen! Sie wäre auf der Durchreise in Bukarest, nur an jenem Abend in jenem Zimmer des Hotel Brofft! Darunter ein volltönender Name! — Er würde kommen: sie hatte ja ein paar Schmeicheleien eingefügt, etwa, daß sie in ihrer Heimath alle berühmten Männer kenne, oder daß sie Correspondentin für verschiedene Blätter sei, daß man sein Bild mit Biographie wünsche — irgend so etwas, dann mußte es gelingen. — Sie schloß sofort die Thür — es mußte ein Eckzimmer sein, mit Fenstern nach den beiden belebten Straßen, damit jedes

Geräusch übertönt würde; an der Thür hätte sie vorher das Schloß gut eingölt, daß es ohne Knarren schlösse und der Schlüssel leicht ausziehen sei. Halbdunkel müßte das Gemach sein, damit er sie nicht gleich erkennte. Sie würde in Toilette sein: ein langes, nicht rauschendes Kleid, aus weichem Sammet — sie hatte ja noch alle ihre Toiletten! — — —

Marika trat ein und sagte, Herr Abuteanu wäre da, er hätte mit dem Kinde auf der Wiese gespielt und ließe fragen, wann er die gnädige Frau einmal sprechen könne?

„Sie wissen ja, ich will Niemand sehen,“ antwortete sie unwillig.

„Ich weiß; aber das konnte ich doch dem Herrn nicht sagen! Was meinen Sie, wenn ich bestelle, gnädige Frau lägen im Bett, hofften aber bis nächsten Sonntag so weit zu sein, ihn empfangen zu können?“

„Meinetwegen.“

„Er sagte, auch Herr und Frau Fresino kämen mit Fräulein Lucy in den nächsten Tagen, und da dürften gnädige Frau sich nicht mehr so abschließen.“

Lisa erwiderte nichts, aber sie erschraf bis in's tiefste Herz.

Das konnte sie nicht, all' die alten Gesichter sehen! Sie hatte sich vorhin nach Robert gesehnt, aber er war auch der Einzige — nicht die Andern, nicht die Freunde, die sie sich hier erworben, durch ihn — — nein, sie mußte fort!

Man kann ja auch zu Wagen nach Kronstadt!

Dieser Gedanke elektrisirte sie vollständig, sie sprang auf. Einen Paß hatte sie nicht, aber man würde ihr an der Grenze eine Aufenthaltskarte geben, besonders wenn sie mit dem Wagen käme, als gelte es nur eine Spazierfahrt. Morgen ganz früh brähe sie auf, in Kronstadt ginge sie in's Hotel, denn Deliu's Adresse hatte sie verloren. — Auf den stets vollen Bahnhof hinab, mitten unter all' die bekannten Menschen zu gehen, das vermochte sie nicht! Aber sie mußte Jemand in's Geheimniß ziehen: die Kinderfrau. Sie ließ Mariţa rasch durch die Köchin rufen und gebot der letzteren, einstweilen beim Kinde zu bleiben — es war jetzt schöner warmer Juli und das Kind den ganzen Tag im Freien.

Lisa hatte sich in den letzten Wochen schon angewöhnt, sich manchmal mit Mariţa wie mit einer Gleichgestellten zu unterhalten: sie, die nie begriffen hatte, wie die rumänischen Damen mit ihren Dienstoffoten so vertraut sein konnten!

Sie theilte ihr ihren Plan mit und trug ihr auf, durch den Knecht den großen Hotelwagen zum nächsten Morgen um sechs Uhr für eine Tagespartie zu bestellen. Von Kronstadt aus würde sie dann Jemand schicken, um ihre Sachen einzupacken; morgen wollten sie nur das Nöthigste mitnehmen.

Mariţa billigte den Plan. Da sie sich aber heimlich überlegte, daß es übereilt sei, schon morgen früh aufzubrechen, denn Vieles, wenigstens die Garderobe, das Silberzeug und die Wäsche, mußte die Frau doch selbst packen —, ließ sie den Knecht mit dem Bescheid



zurück kommen, für morgen wäre der Wagen schon bestellt, aber übermorgen früh würde er pünktlich da sein.

Beim Packen am folgenden Tage dachte Lisa all' der vielen Male in den letzten fünf Jahren, wo sie hatte umziehen müssen. Diesmal sollte es aber das letzte Mal sein, und gerade diesmal war sie so ruhig und ohne jede Trauer! „Wie seltsam sind wir Fremden, die wir in dies Land kamen, wieder hinausgegangen: Mein Vater so plötzlich und unerwartet, wenn auch freiwillig; Frau Schmitt fluchtartig; Mariechen des Landes verwiesen; und ich? — ausgestoßen, abgestoßen, wie ein todt's Glied, nein, wie ein vergilbt's Blatt!

Aber ich komme wieder! . . . . .

Ich habe in wenigen Jahren ein ganzes Leben durchlebt: im Süden folgen Blüthe, Blatt und Frucht einander schnell! — Wie gut ich es trage!“ — Sie wunderte sich immer über sich selbst, nie weinte oder schluchzte oder schrie und jammerte sie; nur die Gedanken jagten sich so in ihrem Kopfe, und es pochte dann an die Schläfen, daß ihr schwindelte.

„Gnädige Frau haben den Kleinen garnicht mehr lieb,“ sagte die Kinderfrau oft. Dann lächelte Lisa und erwiderte: „Lieber, als Sie verstehen können!“ Und für sich fügte sie hinzu, und dabei strahlten ihre Augen: „Ich werde ihn von seinen Eltern befreien!“

Aber das war richtig, sie spielte nicht mehr mit ihm, sie nahm ihn nicht mehr auf ihren Arm, denn immer hatte sie Angst, sie könne ihn fallen lassen.

Am liebsten war sie allein und blickte hinaus in die hohen Tannen. Vor das Haus ging sie nie, weil die große Wiese zur Landstraße abfiel und jedem Vorübergehenden offen war; hinter dem Hause rauschte der ungebahnte Wald, aber selbst durch ihn strichen Fußgänger: Sinaja war so voll in diesem Sommer! —





## 9. Kapitel.

**D**er Wagen nach Kronstadt kam pünktlich; der Kutscher wunderte sich, daß man auf eine Tagespartie den vollgepackten Kinderwagen und zwei Koffer mitnahm, die hinten aufgebunden wurden; die Dame aber gab ihm schon jetzt ein großes Trinkgeld im Voraus, und was ging es ihn schließlich an?

Auch auf der Grenze machte sich alles ganz leicht, Steuerpflichtiges hatten sie nicht: die Dame brächte das Kind und sein Mädchen zu ihrer Cousine, der auch die Koffer gehörten, — Lisa wurde das Lügen jetzt so leicht! — Der Wagen käme spätestens am nächsten Morgen zurück; die Grenzbeamten kannten ja auch den Hotelwagen. Mariška besaß einen Paß, und Lisa bekam eine Aufenthaltskarte.

Die Fahrt im offenen Wagen hatte ihr Farbe gegeben, und als sie im Hotel in Kronstadt anlangte, sah sie ganz frisch und jung aus.

Am ersten Tage blieb sie unthätig auf ihrem Zimmer; am zweiten aber erkundigte sie sich nach Deliu's Adresse und schickte zu ihm.

Es waren Schulferien, er war also frei und kam auf der Stelle zu ihr.

„Das ist brav von Ihnen,“ sagte er und schlug einen so väterlichen Ton an, daß Lisa ihn ganz verwundert ansah. „Sie werden sehen, wie gut Ihnen die Luft hier thut, und dem Kleinen erst! Er ist zwar schon jetzt ein prächtiger Junge! — Meffkolein, komm doch einmal her!“

In Lisa's Ohr klang das „Meffkolein“ verletzend.

Der Kleine machte die ersten Gehversuche, lachte Deliu an und sagte zu ihm, wie zu jedem Herrn: „Papa“.

Deliu meinte, das thäte Lisa weh, aber sie hörte es garnicht, sondern theilte ihm ihren Wunsch mit, daß er nach Sinaja ginge, um den Umzug zu leiten.

Die Sache mußte überlegt werden; er selbst konnte nicht noch einmal um die Erlaubniß zur Grenzüberschreitung nachsuchen, aber er hatte einen Freund, einen „prächtigen“ jungen Mann, Meringer hieß er, der würde das besser thun als irgend Einer. Man könnte einen Möbelwagen von Kronstadt schicken, ein bißchen theuer würde die Geschichte kommen, aber es würde gehen. „Ich habe nicht viel Geld mehr, zu theuer darf es nicht sein!“ Deliu rechnete es ihr vor; er war ein praktisch sehr erfahrener Mann, und die Summe schien Lisa nicht zu hoch. „Das Clavier brauche ich nicht“, sagte Lisa, „das lassen wir da.“

„Gewiß nicht! Sie dürfen nicht so unpraktisch sein, es gehört ja Ihnen, und worauf soll Meffkolein seine ersten Fingerübungen machen?“

Deliu dachte immer an die Zukunft, Lisa nur an

das Nächstliegende, aber sie ließ sich bestimmen; Deliu und Mariechen nahmen alles in die Hand, nur an Eines wagten sie nicht zu rühren: Was war Lisa? Rumänin oder Deutsche? Galt sie vor den Gesetzen ihres Heimathlandes als geschiedene Frau? Und was war das Kind?

Das mußte Robert nachher in Ordnung bringen. Robert stand jetzt kurz vor dem ersten medicinischen Examen; man hatte ihm bis jetzt überhaupt noch nichts von Lisa's Verlassenheit geschrieben, denn Deliu war sehr dagegen, schlimme Nachrichten auf die weite Entfernung hinauszuschleudern; Robert brauchte es erst zu erfahren, wenn er thätig eingreifen konnte in seiner Schwester Leben!

Mariechen theilte darin Miron's Ansicht, sie theilte sie in allem, und Lisa wunderte sich im Stillen, wie ganz sie die Vergangenheit und Radu vergessen hatte. „Miron meint dies“ und „Miron meint das“, ihr drittes Wort war Miron. Sie schienen Beide unendlich glücklich zu sein, waren immer heiter und zufrieden, und in ihrem kleinen Hause mit den grünen Fensterläden sah es höchst behaglich aus.

Lisa hatte eine Wohnung in der Nähe bezogen. Sie war froh, daß Robert nichts wußte; sie ließ ihm durch Mariechen schreiben, daß sie zum Besuch da wäre; ob er nicht auch Lust habe, später, nachdem er seine geplante schwedische Reise ausgeführt, zu ihr zu kommen?

Fritz war der Einzige, der alles wußte. Er wußte sogar, daß Lisa ihren Mann entschuldigte, daß sie ihn

immer noch liebte und daß sie den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte sich Keiner in ihre Angelegenheiten mischen!

Lisa's Gesundheit schien erschüttert, seitdem sie in Kronstadt war; der Arzt nannte es einen leichten Typhus, sie klagte immer nur über Kopfwch und verlangte als einziges Heilmittel Morphium. Wochen lang lag sie stille, und als sie aufstand, fiel ihr schönes Haar aus, so daß sie es sich kurz abschneiden mußte, was ihr ein ganz verändertes Aussehen gab. Deliu hatte ein paar-mal doch an Robert schreiben wollen, aber der Junge war so weit fort, kaum erreichbar in Norwegen, und Lisa hat immer, ihrem kleinen Bruder nicht die Freude zu stören, und schließlich, meinte Deliu, sei er selbst ja da, um für sie zu sorgen, wie es ein Bruder nicht besser könne!

Er sorgte wohl für sie, aber er verstand sie nicht; sie wollte immer allein gelassen werden, und er gab ihr nach; der kleine Alexander war Mariechen's ganze Freude und war viel mehr dort als bei seiner Mutter. Und wenn Lisa dann allein war, sprach sie mit Radu. Dann warf sie ihm alle seine Falschheit vor, dann kam sie immer wieder darauf zurück: „Warum sprachst Du mir noch einmal von Liebe, als Du schon die Schritte alle gethan hattest, um mich zu verstoßen? Warum? Nur das sollst Du mir sagen! Was hatte ich Dir gethan?“

Deliu meinte, die Hauptsache wäre, daß Lisa das Gefühl bekäme, für ihr Kind arbeiten zu müssen; aber wenn er die franke, bleiche Frau ansah, wagte er ihr

nicht davon zu sprechen. Jeden Tag beinahe ging sie ihr ganzes Leben wieder durch; es war, als ob sie jedes Wort, das Radu je gesprochen, aufbewahrt hätte und es sich jetzt wiederholte! Aber jedes hatte einen neuen, einen andern Sinn. —

Als der October kam, schien neues Leben in Lisa einzuziehen. Sie hatte ihre Summe Geldes durch den Verkauf mancher Möbel und Gegenstände vermehrt und sagte immer, wenn Deliu in sie drang, nun eine Beschäftigung zu ergreifen: „Es reicht noch bis zum Frühling!“

Sie hatte sich auf mehrere rumänische Zeitungen abonniert und studirte dieselben jeden Tag eifrig durch. Endlich fand sie das Gesuchte: „Der gewesene Minister und Deputirte Sopholides ist mit seiner jungen Gemahlin von einer längeren Reise heimgekehrt. Man hat für ihn das Molzi'sche Palais gekauft, das er im November großartig einzuweihen gedenkt. Man spricht davon, daß der königliche Hof seine Anwesenheit zu dem großen Ballfeste zugesagt hat, mit welchem die Feierlichkeiten ihren Abschluß finden sollen.“

Lisa las die Notiz mehrmals durch; das Erste, was sie empfand, war mehr Schreck, als Haß und Empörung. Nun war der Augenblick da, den sie so lange erwartet; aber von der wilden Freude darauf, der Sehnsucht, ihn noch einmal zu umarmen, die sie so lange beherrscht, verspürte sie nichts; nur die Empfindung einer furchtbaren Pflicht legte sich auf sie. Sie sprang auf und eilte in's Nebenzimmer zum Kinde.

Der Kleine lief jetzt sehr munter umher, und Lisa

ließ sich an die Erde nieder und breitete beide Arme aus, in die der Kleine sich auch warf. „Ich habe Dich so lieb, so lieb!“ flüsterte sie, allein das ahnungslose Kind wollte sich wieder losmachen und zu seinem Spielzeug zurück. „Geh' nicht von mir fort,“ bat sie in unvernünftiger Innigkeit, er aber verstand es natürlich nicht und lief ruhig zu seinem Hündchen. „Er ist glücklicher ohne mich!“ sagte sie, nachdem sie ihn eine Weile beobachtet. „Es ist besser so!“

Sie hatte schon oftmals erklärt, daß sie im October nach Bukarest müßte; Deliu sah zwar nicht ein, wozu eigentlich, aber zurückhalten durfte er sie schließlich auch nicht. Ganz plötzlich sagte sie eines Tages, morgen mit dem Abendzuge führe sie ab. Sowie sie es jedoch gesagt hatte, wußte sie mit einemmal, daß sie das nie thun würde, was sie so lange geträumt — klar und deutlich stand es ihr vor Augen, daß sie keine Mörderin sei, daß es ein reines Phantasiebild gewesen, was sie sich gemacht und an dem sie all' die Monate gehangen! Aber nach Bukarest mußte sie, ein dunkles Gefühl trieb sie hin. Immer sagte sie sich: „Noch einmal muß ich ihn sprechen und dann sterben! — Mein Tod ist es, der mich hinzieht“, meinte sie; an Selbstmord aber hatte sie noch nie gedacht, und jetzt wunderte sie sich, woher das käme. „Weil ich immer an Vergeltung dachte. Seitdem ich an seinen Tod nicht mehr glaube, will ich wenigstens den meinen: Einer von uns muß aus der Welt, wenn nicht Beide!“

Ruhig traf sie ihre Reisevorbereitungen, und als der Abend kam, schickte sie die Marița fort, um ganz



allein bei ihrem Kinde zu sein; sie weinte nicht, aber sie küßte ihm die Füßchen und Händchen, jede Stelle seines kleinen blondhaarigen Kopfes, und als er eingeschlafen, setzte sie sich und schrieb einen Brief, den ersten seit ihrem Unglück.

„Mein lieber Fritz!

Ich komme zu Dir aus weiter Ferne und bringe Dir das Beste, was ich habe: mein Kind! Es ist ein elternloses, namenloses Wesen, das ich hiermit zu Deinen Füßen niederlege; ich weiß, Du nimmst es auf und giebst ihm alles, was ihm fehlt; er muß ja nicht die Reime in sich tragen, die seiner beiden Eltern Unglück wurden! Du wirst ihm einen neuen Namen geben; nenne ihn nach Dir, gieb ihm auch die Taufe Deiner Kirche, thu', als sei er ein Findling, von dem Du nichts anderes weißt, als daß er ein Menschenkind aus Fleisch und Blut! In mir ist alles jetzt erstorben, Haß und Liebe, und wer von Beidem nichts mehr hat, der gehört nicht in diese Welt. Lisa.“

Dann legte sie sich ruhig zu Bette und schlief auch ein. Sie wußte ihren Kleinen nun geborgen — Eigentlich hätte er ja Fritz' Sohn sein sollen, sein wirklicher Sohn, wenn alles so gekommen wäre, wie es hätte kommen sollen!

Um zwei Uhr fuhr sie ab.

Es war doch seltsam: Noch hatte sie die Grenze nicht erreicht, da fragte sie sich, ob denn die Kinderfrau auch zuverlässig sei? Sie hatte sich so oft stundenlang nicht um das Kind gekümmert, und nun, da sie die Reise unternahm, zu der das dunkle Schicksal sie trieb,

nun konnte sie den Gedanken nicht los werden: der Kleine könnte sich in seinem Bettchen aufrichten, und Marița sei nicht bei ihm, und er fielen heraus!

Als der Zug anhielt, auf der letzten Station vor Predeal, war ihr, als müßte sie Deliu telegraphisch bitten, doch recht achtsam mit dem Kleinen zu sein, aber ein solches Telegramm hätte ihn beleidigen können, und als sie in Predeal angelangt war, trieb es sie, wieder umzukehren, so stark war ihre Angst.

Aber sie schämte sich ihres Wankelmuths, sie mußte vorwärts, sie hatte ja Wichtigeres in Bukarest zu thun — Wichtigeres? Nein, wenn das Kind fiel und für's Leben ein Krüppel ward, das war viel wichtiger! Hatte überhaupt irgend etwas, was sie that, noch Bedeutung? Aus den Listen der Lebenden war sie gestrichen, seit er ihren Namen aus der Liste des Civilstandsamtes gestrichen; was sie that, ob sie etwas that, war ganz gleichgültig!

Wie früh es im October dunkelte! Es regnete aber auch Tag und Nacht, seit einer Woche. Sie war die einzige Dame im Zuge, und ihr war alles so unheimlich, die Tunnel so lang, und die Berge so schaurig! Sie schloß die Augen und sann nach und suchte sich angenehme Bilder hervor, Bilder, mit denen er nicht verwoben sein sollte, aber er war mit allem verwoben! In keinem Theile ihres Lebens gab es Ruhepunkte für ihren gemarterten Geist! — Nicht einmal an George Albuteanu dachte sie gern: war er so viel besser als Radu? Er mochte es sein, aber jenen einen Tag konnte sie ihm nicht vergessen!

Der Zug hielt, und die Thüre ward aufgerissen. Die langen Regengüsse hatten die Brachowa so angeschwellt, daß der Bahnkörper zwischen Komarnik und Sinaja an fünf Stellen beschädigt worden war, der Zug konnte nicht weiter. — „Armer Papa!“ dachte Lisa. „Ist Deine Arbeit wieder von den Elementen untergraben?“ — „Wo sind wir?“ fragte sie dann.

„Sinaja!“ — Sie fuhr zusammen.

„Müssen wir hier bleiben?“ — Ja, es war keine Möglichkeit, weiter zu kommen. Am nächsten Tage sollte aber zwischen den beiden unterbrochenen Stationen eine provisorische Verbindung durch Wagen hergestellt werden.

Die meisten Passagiere waren schon ausgestiegen und hatten sich der wenigen Droschken bemächtigt, so daß Lisa zu Fuß den Berg hinaufsteigen mußte. Sie hatte nur eine kleine Handtasche mit sich. Als sie in's Hotel kam, hieß es, ein Zimmer wäre noch frei, sogar ein Balconzimmer. Lisa, die dicht verschleiert war, weil sie von Niemand erkannt sein wollte, ließ sich in das Zimmer führen. Im ersten Augenblick fuhr sie zurück, als der Kellner vor Nr. 6 anhielt, dann aber trat sie ein. Gerade das Zimmer! — „Ist wirklich kein anderes frei?“

„Keins; ich lasse Ihnen gleich Feuer machen; wünschen Sie unten zu diniren?“

„Nein, auf dem Zimmer, bringen Sie mir Thee und irgend etwas, was Sie haben.“

Es war das Zimmer, in dem sie vor mehr als drei Jahren gewohnt hatte, als sie mit Radu ihre Flitter-

wochen in Sinaja zugebracht! Gerade dasselbe Zimmer, und kein anderes frei, und die Bahn unterbrochen!

Lisa setzte sich dicht neben den Ofen, in dem das Holzfeuer knisterte. Was wollte sie hier eigentlich? — Sie sah sich um — so bekannt waren ihr die Malereien der Decke, der Wände, sie hatten sich so genau in ihr Gedächtniß eingegraben! Und sie sah ihn dazwischen, aber anders, als er ihr in den letzten sechs Monaten immer erschienen: so, wie sie ihn einst zu kennen geglaubt, klug und strebsam, gut und begeistert! Und es that ihr so wohl, ihn so zu sehen, und eine Wärme durchdrang ihr ganzes Fühlen, als ob ein Bann sich von ihr löste. Sie hatte ihn ja geliebt, und so trug sie ihn ja in sich — Was schadete es, daß er in der wirklichen Welt ein Anderer geworden? In ihrer Innenwelt konnte er herrlich weiterleben!

So neu war der Gedanke, sie mußte garnicht, woher er ihr plötzlich gekommen; sie öffnete die Augen weit, als hätte sie ihn in einer der Malereien gefunden, müßte ihn dort jetzt festhalten.

Sie trug ihn in sich! — Hatte sie das so lange nicht gewußt? O, die Anderen und sie selbst in ihrer Sünde und Schuld hatten die Liebe in ihr herabgezogen und verdüstert; aber sie war doch da, und wo die Liebe ist, ist Licht und Helle und Milde und Verzeihen!

„Du armer Radu,“ flüsterte sie, „geh' Du Deinen Erdenweg, wenn Du nicht anders kannst, Du armer Mann; von wahren Glück weißt Du nichts, das wohnt drinnen in der Menschen Seelen und lebt fort, auch in Kummer und Noth!“

Sie stand da wie eine Begeisterte. Sinnend legte sie ihren Kopf an die kalten Scheiben.

„Und mein Leben ist Kummer und Noth . . . dennoch aber hege und halte ich das Höchste: nicht nur die Liebe in mir, sondern das Pfand der Liebe neben mir!“

„Du armer Radu,“ dachte sie weiter, „auch das Glück kennst Du nicht, alles ist Dir versagt! — Auch mir war es abhanden gekommen, aber jetzt habe ich es wieder! — O, mein kleiner Sohn!“ sagte sie halblaut und warf sich vor ihr Bett auf die Kniee, „Dich habe ich ja — wärest Du nur hier!“

Mengstlich sah sie nach der Uhr, wie viele Stunden es noch währte, bis sie zu ihm zurück konnte. War wirklich sie es gewesen, die ihn verlassen hatte? Nein, nicht sie, sondern eine Wahnsinnige war es gewesen! Stumpfsinnig wie eine Irre hatte sie all' die Monate neben ihrem Glück gekauert, ohne es zu sehen! Sich selbst hatte sie verloren — seit wie lange, seit wie furchtbar lange! Sie war verwandelt worden in der Fremde, war geworden wie ihre Umgebung; sie hatte das hohe Erbtheil ihres Stammes fast verloren!

Jetzt war es in ihr erwacht!

Drei strömten die Gedanken mit ihrem Blut zwischen Herz und Kopf einher — jetzt brauchte sie liebliche Bilder nicht zu suchen, sie überflutheten sie! — Ihr Sohn!

Das Wickelkindlein, als welches sie ihn zuerst gesehen, der ganze Schauer jenes Augenblicks kam ihr zurück. Mit Thränen in den Augen hatte sein Vater sich über sie geneigt und ihre Stirn geküßt! Freudenthränen hatte sein Vater über ihm vergossen — wie sollte ihm das

nicht Segen mitgeben auf den Weg durch's Leben? Voll Rührung und ohne Bitterkeit gedachte sie dessen.

Dann erstand vor ihr das Bild des blondlockigen Kleinen, der so gerne lachte, der ihr noch zugewinkt — Wie hätte er je so schön, so strahlend werden können, wenn er nicht Radu's, gerade Radu's Kind gewesen? O, es war alles gut, wie es gekommen, sie zürnte ihrem Schicksal nicht mehr, sie haderte nicht mit ihrem Gott, sie wußte, daß das höchste Glück im Unglück liegen kann — nur soll die Menschenseele es suchen! — Und dankbar faltete sie die Hände und schloß ein, betend wie ein Kind, mit Thränen im Auge.

Starkes Pochen an der Thüre erweckte Lisa um vier Uhr früh; sie machte Licht und warf sich schnell das Nöthigste über, es war eiskalt im Zimmer, denn der Zugwind hatte jeden Rest der Ofenwärme durch die schlecht schließenden Fenster vertrieben; sie zitterte vor Frost, als sie an die Thüre trat und fragte: „Was giebt es?“

„Bist Du es, Lisa?“ fragte eine bekannte helle Stimme, doch wußte sie nicht gleich, wem sie gehörte....

„Ja!“ erwiderte sie; von draußen aber klang ihr ein freudiges „Gott sei Dank!“ entgegen, der Frager riß die Thüre auf und stürmte hinein.

Es war wirklich Robert! Vom Winde zerzaust, vom Regen durchnäßt, aber das liebe, frische Gesicht trotz des jungen blonden Bartes ganz unverändert! — Sie lag fassungslos in seinem Arm.

„Du wirst ganz naß, Lisa, komm, laß gut sein!“ sagte er, um seine Rührung zu verbergen, und

hieß den verschlafenen Kellner ihm rasch seinen Koffer bringen.

„So naß war ich noch nie,“ meinte er, „aber ich habe Dich! — Was hab' ich ausgestanden, als ich in Kronstadt anlangte und erfuhr, Du seist eben fort: dorthin“ — sein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an — „zu ihm! Und ich käme zu spät! Gott sei Dank, daß der Bahndamm fortgeschwemmt war, nur so konnte ich Dich einholen! Aber daß ich nicht den Hals gebrochen habe zu Wagen auf den aufgeweichten Wegen, bei Nacht und solchem heillosem Wetter, das ist ein Wunder!“

Wie frisch seine Stimme klang, wie wohlthuend, so einfach alltäglich! Zu lange war Lisa in einer anderen Welt gewesen.

Sie sagte nichts, sie lag noch immer an seiner Brust, und er streichelte ihr kleines Haupt mit den kurzen dunkeln Haaren, ungeschickt und halb verlegen, wie ungewohnt, Zärtlichkeit zu erweisen. „Mein kleiner Bruder,“ flüsterte sie. „Rob, kleiner Rob! Hast Du wenigstens mein Kind in Kronstadt gesehen?“

„Einen kurzen Augenblick, Lisi, ich dachte nur an Dich!“

Der Kellner brachte den Koffer, und Lisa ging, mit ihrem dicken Mantel angethan, auf den großen gedeckten Balcon, bis Robert sich frische Kleider anzog. Es war so schön, das wirkliche Leben, in dem man naß ward vom Regen und sich trocknen mußte, weil man vernünftig war!

„Wie kann er es nur erfahren haben?“ fragte sie sich. „Aber wie gut, daß er da ist, wie wonnig gut!“

Als Robert die Thüre öffnete und sie wieder hineinrief, wunderte er sich über den Strahl, der in ihren Augen lag.

„Woher weißt Du es? Du solltest es ja noch nicht wissen!“ fragte sie.

Wieder veränderte sich sein Gesicht, dann antwortete er ruhig:

„Durch den merkwürdigsten Zufall von der Welt! Ich war einem Freunde zu Liebe nicht nach dem Norden, sondern in die Schweiz gereist, und vor vierzehn Tagen sah ich — ihn! Wir waren schon im Hotel, als er spät Abends mit ihr dort anlangte. Man scheint ihm gleich das Fremdenbuch gegeben zu haben; er sah meinen Namen, fragte den Wirth nach mir und reiste ganz in der Frühe wieder ab, aber ich erkannte ihn von meinem Fenster aus, gerade als sie eilig zu Fuß aufbrachen; neben ihm eine fremde Dame. Vom Wirth erfuhr ich, soviel er wußte; das Andere glaubte ich mir denken zu können: Ein Tugendheld war er ja nie, nur daß er die Dame seine Frau genannt, erzürnte mich! Acht Tage darauf reiste ich direct nach Berlin, ich erzählte Fritz, was ich gesehen — jetzt aber erfuhr ich alles . . . . .“

Lisa hatte schweigend zugehört, dann schüttelte sie den Kopf. „Wir wollen nicht mehr davon sprechen; sie thut mir weh, diese ganze kleine Misere, die an dem großen Unglück hängt: sie bleibt ewig klein, und wahres Unglück ist groß!“

Robert verstand sie nicht.



„Und was wolltest Du bei ihm? Wußtest Du nicht, daß das meine Sache ist?“

Sie schaute ihn fragend an.

„Sechs Monate zu lange hat er gelebt . . . !“  
fuhr Robert fort.

Lisa legte die Hand auf seinen Arm, als er aufspringen wollte, um seine Erregung zu verbergen.

„Der Mann, der noch lebt, Robert, ist ja nicht er!“

„O doch, er ist es, Lisa, sei nicht phantastisch, und er soll dafür einstehen!“

Wie merkwürdig, das hatte sie auch einmal gedacht und jetzt schon verstand sie das Räsonnement nicht mehr!

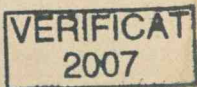
„Wofür willst Du ihn strafen?“ fragte sie ruhig.

„Er hat mir nichts genommen! Sieh doch, ich lebe ja, das Kind lebt . . . .“

Robert sah sie sprachlos an, das eine Licht, welches das Zimmer erhellte, mußte ihn täuschen — das konnte doch nicht Lisa sein? — „Auch ich sah das nicht gleich ein,“ fuhr sie fort, „ich habe viele schlimme Monate dazu gebraucht, aber jetzt habe ich ihm verziehen, wenn ich etwas zu verzeihen hatte. Mir thut nichts leid, ich wünsche nicht einmal, daß ich ihn nie gekannt hätte; nein, was über mich hereingebrochen ist, bedauere ich nicht; ich brauchte vielleicht eine so harte Schule, um zu erkennen, daß Jeder sein Glück nur in sich trägt!“

Sie barg ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte. Er lag neben ihr auf den Knien, aber ehe er ein Wort sagen konnte, fuhr sie fort: „Was macht es, namenlos zu sein, wenn man es nicht empfindet? Ich bin doch die Glücklichere von uns Beiden; Kadu kann das nie

fühlen, was mich erfüllt, seitdem ich ihm vergeben habe. Ich möchte seine Schuld nicht tragen; auch wenn sie ihn nicht drückt, sie liegt doch auf ihm! Und sieh', wie unverdient gnädig das Schicksal ist: Nicht nur mein Kind, auch Dich, Robert, habe ich gerettet durch mein Leiden — Auch Du wärest nie heimisch geworden in dieser fremden Welt, die, ach, so anders ist, als unser Innenleben! Anders, Robert, ich will nie denken, daß wir besser sind, nur anders. Komm, Robert, nimm mich fort aus dem geliebten Lande, wir gehen zurück in unsere wahre Heimath!"



# Verlag von Emil Strauß in Bonn.

---

Don

## Carmen Sylva erschienen nachstehende Werke:

- Rumänische Dichtungen.** Deutsch von Carmen Sylva, herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Jehova.** 2. Auflage. Gebunden M. 4.—. Geheftet M. 5.—.
- Stürme.** 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Aus Carmen Sylva's Königreich.** I. Band: Pelesch-Märchen. 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—. II. Band: Durch die Jahrhunderte. 2. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geh. M. 5.—.
- Ältslandfischer.** Von Pierre Loti. Uebersetzt von Carmen Sylva. 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Pelesch im Dienst.** Ein sehr langes Märchen für den Prinzen Heinrich XXXII. von Reuß. Gebunden M. 3.—.
- Der Rhapsode der Dimbobitza.** Lieder aus dem Dimbobitzaal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Gebunden in Leinwand M. 7.50. Geheftet M. 6.—.
- Dem Ambosz.** Gedanken von Carmen Sylva. Kl. 8<sup>o</sup> in elegantester Ausstattung. Gebunden M. 4.—. Geheftet M. 3.—.
- Desicit.** Roman. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Frauenmuth.** Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- 

Don

## Dita und Idem (Carmen Sylva und Mite Kremnitz):

- Aus zwei Welten.** Roman. 3. Auflage. Geb. M. 7.—. Geh. M. 6.—.
- Astra.** Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Feldpost.** Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Anna Boleyn.** Historisches Trauerspiel. Geb. M. 3.—. Geh. M. 2.—.
- In der Irre.** Novellen. 3. Auflage. Geb. M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Bache und andere Novellen.** 3. Aufl. Geb. M. 6.—. Geh. M. 5.—.
- 

Don

## Mite Kremnitz:

- Badu; Fürst Demeter.** Zwei Romane aus der rumänischen Gesellschaft. 2. Ausgabe. Geheftet M. 2.—.